HISTORIA

Zeitschrift für Alte Geschichte · Revue d'Histoire Ancienne
Journal of Ancient History · Rivista di Storia Antica

Jahrgang 1 | 1950 | Heft 2



VERLAG FÜR KUNST UND WISSENSCHAFT BADEN-BADEN

HISTORIA

Jahrgang 1 — 1950 — Heft 2

Abhandlungen

Forschungsberichte

Rezensionen

Anschriften der Mitarbeiter von Heft 2/1950

Prof. *Friedrich Matz*, Archäologisches Institut der Universität Marburg; Prof. *Hans Erich Stier*, Raesfeldstr. 29, Münster i. W.; Prof. *Günther Klaffenbach*, Deutsche Akademie der Wissenschaften, Unter den Linden 8, Berlin NW 7; *G. T. Griffith*, Gonville & Caius College, Cambridge; Prof. *William Seston*, Rue Valentin-Haüy 5, Paris XVe; Prof. *Kurt Bittel*, Neckarhalde 55, Tübingen; Prof. *Ulrich Knoche*, Abendrothsweg 25/III, Hamburg 20; *J. P. V. D. Balsdon*, Exeter College, Oxford; Prof. *Ernst Hohl*, Britzer Str. 19, Berlin-Niederschöneweide; Prof. *Karl Friedrich Stroheker*, Weilerstr. 25, Rottenburg a. N. (Württ.); Prof. *Berthold Spuler*, Mittelweg 90, Hamburg 13.

Redaktion: Sonnhalde 101, Freiburg i. Br. (Baden). Anschriften der Redakteure: Dr. *Gerold Walser*, Rütimeyerstr. 52, Basel (Schweiz); Prof. *Karl Friedrich Stroheker*, Weilerstraße 25, Rottenburg a. N. (Württ.). Alle die Redaktion betreffenden Zuschriften sind an die Anschrift Sonnhalde 101, Freiburg i. Br., erbeten.

Verlag: Verlag für Kunst und Wissenschaft, Lydtinstraße 8, Baden-Baden. (Alle die Administration betreffenden Zuschriften sind an den Verlag zu richten.)

Herstellung: Wiesbadener Graphische Betriebe GmbH, Wiesbaden, Kochbrunnenplatz 3; Fritz Haußmann, Graphische Kunstanstalt und Klischeefabrik, Darmstadt.

Bezugsbedingungen: *Historia* erscheint jährlich in vier Heften im Umfang von je ca. 10 Bogen. Der *Abonnementspreis* für den Jahrgang beträgt DM 40.—. Er kann in vier Raten entrichtet werden. Einzelne Hefte werden zum Preise von ca. DM 20.— abgegeben. *Bestellungen* sind an die Buchhandlungen zu richten. Höhere Gewalt entbindet den Verlag von der Lieferungsverpflichtung.

ABHANDLUNGEN

Zur ägäischen Chronologie der frühen Bronzezeit

Die durch den Zweiten Weltkrieg erzwungene Pause der Ausgrabungstätigkeit in Griechenland und Kleinasien hat den Anlaß gegeben zu einer Überprüfung der chronologischen Grundlagen, die gegenwärtig für das vorgeschichtliche Material dieses Gebiets zur Verfügung stehen. Durch zwei neue Entdeckungen sind diese Fragen neu bedingt worden. Die Funde frühhelladischer Keramik schon in Troia I bei den amerikanischen Ausgrabungen enthielten eine Anregung zur Erhöhung der bisherigen Ansätze. Im umgekehrten Sinne mußte sich die Herabsetzung der altorientalischen Chronologie auswirken, die sich aus den Funden von Mari und aus der Bearbeitung einer neuen assyrischen Königsliste aus Khorsabad ergab. Die chronologischen Folgerungen aus den troianischen Funden hat am ausführlichsten jetzt S. Weinberg zu ziehen und zu begründen versucht[1]. Diejenigen, die sich aus der Modifizierung der altorientalischen Chronologie zu ergeben scheinen, hat Sidney Smith wenigstens angedeutet im Anschluß an die Behandlung eines kretischen Fundkomplexes, der ein eingeführtes Rollsiegel der Hamurapizeit enthält[2].

Damit stehen wir vor einer Chronologie, die schon durch ihre Länge Zweifel erregen muß. Zu einem befriedigenden Ergebnis hat die bisherige kritische Überprüfung des neuen Sachverhalts also noch nicht geführt.

Die feste Grundlage, von der aus die chronologische Untersuchung schrittweise nach oben vorzudringen versuchen muß, bilden die ägyptisch-minoischen Synchronismen des frühen 2. Jahrtausends. Nach den bahnbrechenden Vorarbeiten von Evans[3] sind sie von Åberg[4], von Pendlebury[5] und von Sidney Smith[6] behandelt worden. Als feststehend darf danach folgendes gelten.

In den Schuttablagerungen außerhalb der Arbeiterstadt, die für den Bau der Pyramide Sesostris' II. (1895—1877) bei *Lahun* am Rande des

1. Aegaean Chronology: Neolithic Period and Early Bronze Age, AJA. 51, 1947, 165.
2. MM. I/II and Babylonian Chronology, AJA. 49, 1945, 1.
3. PM. 1, 266.2, 210.
4. Chr. 4, 1933, 1ff.
5. AC. 144.
6. AJA. 49, 1945, 1.

Fayum errichtet wurde[7], sind Scherben der Gattung MM. IIb gefunden worden[8]. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wäre der früheste mögliche Zeitansatz. Da aber angenommen werden muß, daß die Besiedlung sich noch nach der Vollendung des Pyramidenbaues einige Zeit fortsetzte, kommt auch noch ein guter Teil des folgenden Jahrhunderts in Betracht. Fundstücke, die zu einer Datierung unter die 12. Dynastie hinab veranlassen könnten, sind hier nicht beobachtet. Es ist zwar unwahrscheinlich, daß diese Ablagerungen gleichzeitig mit dem Ende der 12. Dynastie ihr Ende finden. Aber lange darüber hinaus können sie nicht gedauert haben. In dieser Erwägung findet der für die Datierung vorhandene Spielraum nach unten seine Grenze.

In der Nähe, bei *Harageh*, entstand im Zusammenhang mit demselben Pyramidenbau eine Siedlung, die offenbar zur Unterbringung des Verwaltungs- und Aufsichtspersonals diente[9]. Hier haben sich in einer Schuttschicht von nur 0,30 m Tiefe, die der Planierung eines Gräberfeldes diente, Scherben der Gattung MM. IIa gefunden. Ein in dieser Schicht liegender Kalksteinblock trägt den Namen Sesostris' II. Fundstücke, die inschriftlich in die Folgezeit datiert sind, fehlen in ihr, während sie in der Nachbarschaft mehrfach vorkommen. Der Schluß, den S. Smith gezogen hat, ist überzeugend: Diese minoischen Scherben sind rund um 1850 in die Erde geraten.

Ein vorzüglich erhaltenes MM. Gefäß gehört zu einem Grabfunde aus *Abydos* in Oberägypten[10]. Die früher strittige Datierung dieses Fundes muß nach den Feststellungen von S. Smith über die beschrifteten Gegenstände in ihm als geklärt gelten. Das Grab wurde um 1830 oder kurz darauf geschlossen. Pendlebury hat das minoische Gefäß richtig als ein Stück bezeichnet, das auf der Grenze zwischen MM. IIa und MM. IIb steht.

Hierzu kommt als ägyptisches Fundstück aus Kreta der etwa 0,15 m hohe Unterteil einer *sitzenden Figur aus Diorit*, die, wie sich aus der Inschrift ergibt, einen vornehmen Ägypter darstellt. Sie wurde im Palast von Knossos an der NW-Ecke des Mittelhofes in einer Schicht gefunden, die nur Scherben der Gruppe MM. IIb enthielt[11]. Die Gründe, die für die Datierung in die Frühzeit der 12. Dynastie geltend gemacht worden sind, hat S. Smith widerlegt[12], der zu dem Schluß gelangt: »There is no need to suppose that this figure reached Crete before 1800«.

7. Petrie, Kahun, Gurob and Hawara, 1890. Ders., Illahun, Kahun and Gurob, 1891.
8. BritMus. A. 548—567.
9. Engelbach, Harageh, 1923.
10. Garstang, LivAnn. 5, 1913, 107 Taf. 13 f. Evans, PM. 1,268 Suppl.Pl. Bossert 557. Pendlebury, AC. Taf. 21,2.
11. Abb. Fimmen 171, 166. Evans, PM. 1,286. Pendlebury, Aegyptiaca 12,5. AC. Taf. 20,4. Evers, Staat aus dem Stein 2 96.
12. aO. 4, zweifelnd schon Scharff, Gnomon 7, 1931, 537.

Die Beobachtungen über die Fundumstände von Scherben der Gruppe MM. IIa in *Ras Shamra*[13] stehen in Übereinstimmung mit den hier zusammengestellten Tatsachen, gehen aber in der Präzision ihrer chronologischen Aussage nicht darüber hinaus[14].

Åbergs Zweifel gegen die chronologische Interpretation der Stratifikation von Knossos[15] sind bereits von Pendlebury entkräftet worden[16]. Die beiden Gruppen MM. IIa und MM. IIb stellen also wirklich zwei in der Entwicklung aufeinander folgende Phasen dar, wenn sich auch das Ende der älteren mit dem Beginn der jüngeren überschnitten haben kann.

Für MM. II ergibt sich so die folgende Chronologie: MM. IIa = frühes 19. Jahrhundert bis etwa 1800. MM. IIb = etwa 1830 bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Dies bedeutet ein Herabrücken der Ansätze Pendleburys[17] um rund 100 Jahre, zu dem S. Smith wesentlich durch eine erneute Überprüfung der in Betracht kommenden ägyptischen Funde gelangt ist. Wegen ihrer Auswirkung auf das Folgende schien es nötig, über die für dieses chronologische Fundament wichtigsten Tatsachen kurz zu berichten. Zunächst muß die Datierung von MM. I hiervon ihren Ausgang nehmen.

Aus der Stratigraphie von Knossos ergibt sich, daß dort die MM. I-Keramik älter ist als die von MM. II und daß sie mit dem Aufkommen der jüngeren Gruppe aufhört. Am wichtigsten in dieser Beziehung sind die Beobachtungen in den »Royal Pottery Stores«, wo eine MM. IIa-Schicht über einer liegt, die MM. Ib-Keramik führt[18]. Dazu kommen einige Stellen, an denen »reine« Schichten mit den Typen einerseits MM. Ia oder MM. Ib, anderseits FM. III festgestellt wurden[19]. Daß in Knossos MM. Ia durch MM. Ib abgelöst wurde, kann hiernach als gesichert gelten, wenn es auch keine Stelle gibt, an der eine Überlagerung der beiden Gruppen unmittelbar zu beobachten war. Unbezweifelbar ist ferner, daß die MM. II-Keramik nur in den Palastwerkstätten hergestellt wurde, während im übrigen Lande die als MM. I bezeichnete Produktion bis zu ihrer Ablösung durch die MM. III-Formen weiterlebte. Hierbei handelt es sich vor allem um das einfache Geschirr des täglichen Gebrauchs[20].

Wie wirkt sich dieser Sachverhalt aus auf die Beurteilung des Fundkomplexes, in dem ein absolut datierbarer Gegenstand, nämlich das erwähnte Rollsiegel der Hamurapizeit, zusammen mit MM. I-Keramik lag?

13. Schaeffer, Ugaritica 1, 54. JdI. 52, 1937, 139. StratComp. 28ff.
14. S. Smith aO. 4. Hutchinson, Antiquity 22, 1948, 67.
15. Chr. 4, 138.
16. AC. XXXIf. S. Smith aO. 6. Verf., Gnomon 16, 1940, 148f. Hutchinson aO. 65f.
17. AC. 301.
18. Pendlebury, AC. XXXII.
19. Pendlebury, AC. XXXII, ergänzt durch Hutchinson aO. 66.
20. Pendlebury, AC. 94,2. 126. Verf., Gnomon 16, 1940, 3f.

Mit anderen Worten: Was ergibt chronologisch der Inhalt der Tholos B von Platanos?

Die drei bemalten Gefäße stammen aus den knossischen Töpfereien[21]. Dies wird durch die Übereinstimmungen mit knossischen Fundstücken in den Motiven und in der Ausführung der Verzierung erwiesen. Ich nenne die folgenden Parallelen:

1. *Reihen weißer und roter Kreise, von weißen Linien gesäumt:* 6859, vgl. JHS. 26, 1906 Taf. 7, 10; Åberg, Chr. 4, 148, 262. 177, 326; BSA. 30 Taf. 14, 4; Pendlebury, AC. 105, 16, 13.

2. *Von Punkten gebildete rahmende Ellipse:* 6859, vgl. Pendlebury, AC. 17, 18.

3. *Dasselbe mit Füllung durch drei farbige Kreise:* 6859, vgl. Phylakopi 149, 127; BSA. 30 Taf. 14, 1. 3; Åberg, Chr. 4, 177, 326.

4. *Weiße Kreise, durch zwei kurze weiße Parallelen verbunden:* 6861, vgl. Seager, Mochlos Taf. 8, XI 16; BSA. 30 Taf. 14, 15; Pendlebury, AC. 105, 16, 15.

5. *Fischgrätenmuster mit Farbwechsel:* 6861, vgl. BSA. 30 Taf. 14, 17f.; Pendlebury, AC. 105, 16, 12.

6. *Flächenfüllung mit weißen Punkten:* 6859, vgl. JHS. 26, 1906 Taf. 7, 3. 4; Evans, PM. 4, 89, 56, 5. 7. 8; BSA. 30 Taf. 14, 6. 18.

Die meisten dieser Parallelen beziehen sich auf Gefäße der Gruppe MM. Ia. Wenn darunter auch solche vorkommen, die sich nur aus MM. Ib belegen lassen, so ist damit den drei Gefäßen aus Platanos ihre Stellung am Ende von MM. Ia zugewiesen[22].

Die Datierung des Siegelzylinders[23] hängt ab von der in der Orientalistik offenbar noch nicht endgültig geklärten Frage des Zeitansatzes für Hamurapi[24]. Die Meinungen schwanken noch zwischen einem Ansatz um 1700 und einem um 75 Jahre höheren. Aber selbst wenn man sich für die frühere Datierung entscheidet, bleibt gegenüber dem in Knossos gewonnenen Datum für die Keramik noch ein beträchtlicher Abstand. Da dort MM. IIa im frühen 19. Jahrundert einsetzt, gehören die mit den Gefäßen aus Platanos verglichenen und aus den gleichen Töpfereien wie sie stammenden knossischen spätestens in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Der Hinweis auf das Weiterbestehen der MM. Ia-Formen außerhalb von Knossos in der Zeit, die dort den MM. II-Horizont geschaffen hat[25],

21. VT. 97 Taf. 9, 6859, 6861 (= Pendlebury, AC. Taf. 18, 2 g). 6863.

22. S. Smith aO. 10, der hiermit richtig Pendleburys allgemeine Bezeichnung (AC. 121) als MM. I präzisiert hat.

23. VT. 116. Evans, PM. I, 198, 4,1, 54. S. Smith aO. 14ff.

24. Kritisches Referat: Ernst Meyer, Philologus 95, 1948, 355.

25. S. Smith aO. 6. 23f. Albright, BiblOr. 5, 1948, 126, der einen um 25—50 Jahre späteren Ansatz als S. Smith befürwortet. Ich verdanke die Kenntnis seiner Ausführungen K. Bittel.

hilft nicht weiter, es müßte denn sein, daß man glauben wollte, die Palasttöpfereien hätten für den Absatz nach auswärts im alten Stil weitergearbeitet, als in Knossos und Phaistos nur noch die jüngeren Formen verwandt wurden. Man muß sich auch klar machen, daß von Phaistos, wo die MM. II-Keramik nicht weniger beliebt war als in Knossos, Platanos nur etwa 9 km in der Luftlinie entfernt ist. Wenn von Gleichzeitigkeit der bemalten MM. I-Ware und der von MM. II die Rede ist, so kann immer nur die ostkretische MM. I-Gruppe gemeint sein[26]. Zu dieser gehören die fraglichen Gefäße aber gerade nicht. Die Datierung des Inhalts der Tholos B von Platanos in das 18. Jahrhundert[27] wäre schwerlich in Erwägung gezogen worden, wenn nicht dieser Sachverhalt von vornherein unklar geblieben wäre.

Dazu kommt, daß die Fundstücke aus diesem Grabe durchaus nicht eine geschlossene Gruppe darstellen[28] und daß gegenüber den drei bemalten Gefäßen die meisten von ihnen als älter anzusehen sind.

Das kleine *kykladische Steingefäß* 1904a[29] gehört wegen seiner Spiralverzierung zusammen mit der jüngeren Gruppe der Kykladenkeramik, die als Syrosgruppe bezeichnet wird. In der kretischen Pyrgoskeramik begegnen sich deren Einflüsse mit der älteren kykladischen Ware, der sogenannten Pelosgruppe (siehe unten S. 186). Die älteste der kretischen Tholoi, die von Krasi Pediados[30], enthält noch Gefäße dieser Art, an die sich solche aus MM. I anschließen Die Anfänge der Syrosgruppe reichen also in den Horizont FM. II hinauf. Dagegen vertreten die kykladischen Gefäße, die in Knossos in einem MM. Ia-Zusammenhang gefunden sind, eine über die Syrosgruppe hinaus entwickelte Stufe[31]. Der kleine Steintopf 1904a ist also älter als die bemalte Keramik, die mit ihm gefunden wurde.

Der *menschliche Fuß als Amulett*[32] kommt auch in anderen Tholoi vor[33], außerdem in FH. Fundschichten des Festlandes[34] und unter den ägyptischen Vorbildern für die auf der Stufe FM. II einsetzenden minoischen Siegel, die der Ersten Zwischenzeit angehören[35]. Von allen diesen Beispielen läßt keines sich unter das 20. Jahrhundert hinab datieren.

26. Pendlebury, AC. 111ff.

27. S. Smith, dem Schaeffer, StratComp. 33, und Hutchinson aO. 66, zustimmen: um 1775. — Albright aO.: 1750—1725.

28. S. Smith aO. 13.23.

29. VT. 102 Taf. 11.

30. Marinatos, Delt. 1929, 102.

31. "Vat Room Deposit" Evans, PM. 1, 166, 118b.

32. VT. 123 Nr. 1143f. Taf. 58.

33. *Koumasa, H. Triada* und *Marathokephalo*: VT. 31. *Krasi*: Delt. 1929, 123 Nr. 56 Abb. 16.

34. *Zygouries*, Blegen, Zygouries 47. 197. 218 Taf. 20,3. *H. Kosmas*, Mylonas, AJA. 38, 1934, 267.

35. Verf., Frühkretische Siegel 31 A. 6.

Die schlichte *Gebrauchskeramik*, zwei *figürliche Gefäße* und eine *tönerne Tierfigur* sind wenig bezeichnend und in keinem Fall sicher älter als MM. I[36]. Ebenfalls nicht älter ist der abgebildete *Bronzedolch*[37] und eine kleine *weibliche Figur aus Elfenbein* im Glockenrock[38].

Die drei *Skarabäen*[39] wurden bisher dem Ende der Ersten Zwischenzeit oder dem Beginn der 12. Dynastie zugewiesen. Jetzt neigen die Kenner zu einer tieferen Datierung, in die spätere 12. Dynastie oder in die 13. Dynastie[40]. Haben sie recht, so kann das an dem Ansatz für die bemalten Tongefäße nichts ändern. Nach den vorgetragenen Gründen scheint aber Reserve gegenüber dem Sicherheitsgrad der Skarabäendatierungen mindestens noch erlaubt.

Die zahlreichen *Siegel in Petschaft-, Prismen- und Zylinderform aus Bein und Steatit*, die im Innern der Tholos B lagen[41], sollen für die Datierung dieses Fundes in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts und für seine geschlossene Natur in besonderem Maße beweisend sein[42]. In der Tat sind manche unter ihnen, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem MM. I-Vasenornament in diesen Horizont gehören könnten. Aber wo sind die sicheren Fälle? Welche Stücke lassen nicht auch eine höhere Datierung zu? Denn solche Siegel erscheinen schon als Bestandteile eines geschlossenen FM. II-Fundes in Mochlos[43]. Dort ist die motivische Verwandtschaft mit dem gleichzeitigen Vasenornament nur noch lockerer. Überhaupt unterscheiden sich die Siegel durch ihre Vorliebe für Tier- und Menschenbilder auch von den MM. I oder MM. II-Vasen. Die Gattung macht also ihre eigene Entwicklung durch.

Zur Festlegung des Horizontes, innerhalb dessen diese Siegel erscheinen, mögen die folgenden Zusammenstellungen dienen.

In der *Tholos B bei Koumasa* finden sie sich[44] zusammen mit Keramik, die mit FM. I beginnt[45] und nicht über FM. III herabreicht[46]. — In der

36. VT. Taf. 50, 6895. 6898. 6899. 51, 6868. 6869. 6913. 6872. 6884. 6893. S. Smith aO. 9.
37. VT. Taf. 55, 1930. S. Smith aO. 8.
38. VT. 122 Taf. 15, 230.
39. VT. Taf. 14, 1075. 15, 1058. 1124.
40. S. Smith aO. 13f.
41. Die sicheren Fälle sind: VT. *Taf.* 13, 1035. 1104. 1129. 1113. 1092. 1051. 1087. 1052. 1085. *Taf.* 14, 1059. 1086. 1100. 1073. 1079. 1094. 1078. 1068. 1061. 1130. 1070. 1077. 1066. *Taf.* 15, 1120. 1060. 1076. 1093. 1122. 1099. 1088. 1101. 1074. 1084. 1069.
42. S. Smith aO. 10f.: "they, too, belong to the MM I style and were probably deposited in the same time as the pottery and the dagger . . ." "There is no reasonable doubt that all the seals are strictly contemporary with the polychrome pottery."
43. Seager, Mochlos 22ff.: Grab II 41. 42. VI 26.
44. VT. Taf. 4, 516—518. 522. 801.
45. VT. Taf. 1. 18, 4188. 4193.
46. VT. 15.

Tholos bei Porti[47], die noch Gefäße aus FM. III enthielt[48], überwiegend aber solche aus MM. I, sind sie mit den frühen dreieckigen Dolchtypen vergesellschaftet[49], ebenso wie in der *Tholos A bei Platanos*[50], wo indessen die MM. I-Keramik das Bild beherrscht, und in der *Tholos von Kalathiana*[51], über deren Keramik es an Beobachtungen fehlt[52]. — In den *Tholoi von Drakones*, wo zwei dieser Siegel zutage kamen[53], hat der Ausgräber nur MM. I-Keramik beobachtet[54]. — Ähnlich steht es mit der keramischen Nachbarschaft der beiden Siegel aus dem Innern der *Tholos von Vorou*[55], in der das FM. nur noch nachklingt[56]. — Das in weiterem Sinne zu diesen Siegeln gehörende Fußamulett, das im tiefsten Stratum innerhalb der *Tholos bei Krasi* lag[57], wird durch die mit ihm zusammen gefundene Keramik der bereits in FM. I einsetzenden Pyrgosgattung[58] als früh bestimmt. Nur eines der Gefäße aus dem Innern dieses Grabes gehört zu der Gattung MM. I[59]. Das beinerne Petschaft, das von den Beisetzungen an der westlichen Außenseite dieser Tholos stammt[60], gehört dagegen zusammen mit einer Gruppe von Gefäßen, die auf der Grenze stehen zwischen FM. III und MM. I[61]. — Die Siegel in der zerstörten *Tholos bei H. Onouphrios*[62] lagen zusammen mit FM. I- und FM. II-Keramik[63] und mit einem triangulären Dolch[64]. Dieser Fund enthält kein Stück, das mit Sicherheit als MM. bezeichnet werden kann. — Die Keramik im Innern der *Großen Tholos von H. Triada*, wo ebenfalls zahlreiche Siegel gefunden wurden, reicht von FM. II bis MM. I[65]. Im Unterschied von den Tholoi bei Platanos fehlen hier aber die Erzeugnisse der Palasttöpfereien. Von den mitgefundenen Dolchen haben etwa vierzig die frühe dreieckige Form und nur zwei die

47. VT. Taf. 8 oben.
48. VT. 57 Taf. 34.
49. VT. Taf. 39b.
50. Siegel: VT. Taf. 13, 1034. 1116. Taf. 14, 1027. 1028. Dolche: VT. Taf. 55, 1942—1953. 1927. 1928.
51. Siegel: VT. Taf. 8 unten. Dolche: VT. Taf. 43b.
52. VT. 82.
53. VT. 80 Taf. 8, 680. 681.
54. VT. 79.
55. Marinatos, Delt. 1930/31, 166, 28.
56. Ebenda 155.
57. Marinatos, Delt. 1929, 122f., 15f. Nr. 56.
58. aO. 115 Nr. 1—9.
59. aO. Nr. 10.
60. aO. 123 Nr. 51 Abb. 15f.
61. aO. 116 Nr. 14—25 und 127.
62. Montelius 1, 24, 96ff.
63. Ebenda Taf. 51.
64. Ebenda Taf. 6,2.
65. L. Banti, ASAAtene 13/14, 1933, 163.

gestreckte jüngere[66]. Auch ihnen fehlt die Griffzunge. — In der von Xanthoudides ausgegrabenen einen der beiden *Tholoi bei Marathokephalon*[67], die ebenfalls eine Anzahl dieser Siegel ergeben hat, gehören die ältesten keramischen Funde in FM. I, die jüngsten in MM. I. Von den Dolchen sind sechs dreieckig mit konvexer Schneide, einer hat konkave Konturen. Zu der gestreckten jüngeren Form gehören nur drei, von denen einer eine Griffzunge hat. — In der Pedias bei *Gournes* waren es Ostotheken, die Siegel dieser Gruppe enthielten[68]. Hier gehörte die Keramik zum größten Teil dem MM. I an. Einige ältere, noch als FM. III zu bezeichnende Stücke waren aber dabei. — In den beiden *Tholoi bei Siva* schließlich waren die Siegel vergesellschaftet mit keramischen Erzeugnissen, die von FM. I bis MM. I reichen. Von den Dolchen hat einer die dreieckige Form mit konvexen Schneiden. Zwei sind gestreckter, haben aber noch nicht die Griffzunge[69].

Diese Fundumstände erweisen, daß die ins Auge gefaßte Gattung von Siegeln zusammen mit Gegenständen vorkommt, die von FM. I bis MM. I reichen. Allerdings ist die Stufe FM. I in diesem Zusammenhang so selten vertreten, daß sie für die Datierung ausscheidet. Daß die gewöhnlich als FM. I angesehene Pyrgoskeramik sich mit FM. II überschneidet, wird unten noch zu zeigen sein (S. 186 f.). Bis zu welchem Grade diese Siegel außerhalb der Paläste, entsprechend der MM. I-Gebrauchskeramik, sich dem Beginn der Phase MM. III nähern, läßt sich mit Hilfe von Fundbeobachtungen nicht ermitteln. Zeugnisse für einen zeitlichen Parallelismus mit der MM. II-Keramik fehlen. Aber ebenso wie die MM. III-Keramik an die ältere anknüpft, stellt sich die MM. III-Glyptik dar als unmittelbare Fortsetzung solcher Werke, die in den Palästen vorkommen und aus stilistischen und stratigraphischen Gründen in einen Horizont mit der MM. II-Keramik gehören.

Für unser Bild von der MM. III-Glyptik müssen jetzt bestimmend sein die Abdrücke des *Hieroglyphic Deposit* in Knossos[70], nachdem die Datierung dieses Fundes durch Evans in MM. II sich als zu früh erwiesen hat[71]. Eine ornamentgeschichtliche Einzelheit, die deren Verwandtschaft mit der MM. III-Keramik erkennen läßt, ist die Rosette auf einem dieser Stücke[72]. Die verhältnismäßige Größe des Kerns ist für diese Stilstufe charakteri-

66. Ebenda 191 ff.
67. Xanthoudides, Delt. 4, 1918 Parart. 15 ff.
68. Hatzidakis, Delt. 1, 1915, 59 ff. 4, 1918, 45 ff.
69. Paribeni, Ausonia 8, 1913, 13 ff.
70. Verf. Frühkret. Siegel 25 Taf. 16, 1—11. 13.
71. Verf., Handb. d. Arch. 4. Lieferung 1950, 240 A. 12. Die falsche Datierung noch bei Pendlebury, AC. 140.
72. Verf., Frühkret. Siegel Taf. 16,6.

stisch[73]. In dem entsprechenden Verhältnis steht der oft erörterte und abgebildete Siegelabdruck aus Knossos mit einem Spiralenvierpaß[74] zu einer ähnlich verzierten bekannten Amphora aus Phaistos, die der Stilstufe MM. IIb angehört[75]. Ein Vergleich mit den Spiralenvierpässen auf Siegeln aus den Mesaratholoi[76] läßt die bereicherte und jüngere Stilstufe des Abdrucks erkennen. Ein anderer Abdruck aus Phaistos ist durch seine Fundumstände in MM. IIb datiert[77]. Er zieht zwei Knopfsiegel unbekannten Fundorts im Ashmolean Museum nach sich[78]. Die Verbindung von Spirale und Palmette ist hier grundsätzlich dieselbe wie bei dem Ornament unter den Henkeln eines bekannten MM. IIa-Gefäßes aus Knossos[79]. Nahe verwandt ist auch das Muster einer MM. IIb-Scherbe aus Phylakopi[80]. In schlichterer und älterer Form bietet das Motiv ein Knopfsiegel aus der zerstörten Tholos von H. Onouphrios[81]. Diesen ornamentverzierten Vertretern der MM. II-Glyptik schließen sich solche mit Pflanzen, Tieren und Menschen an. Vor allem ihre stilistische Stellung zwischen den Bildern auf den Siegeln aus den Mesaratholoi und denen des Hieroglyphic Deposit weist ihnen diese Stellung zu. Dazu tritt gelegentlich die Verbindung mit Zeichen der Bilderschrift. Auch macht die Neigung zur Verwendung härteren und edleren Materials sich jetzt bemerkbar[82].

Das Vorhandensein dieser stattlichen Gruppe von MM. II-Siegeln beschränkt den chronologischen Wert der in den Mesaratholoi gefundenen auf den Teil von MM. I, der sich noch nicht mit MM. II überschneidet. Daß die Siegel des älteren Typus noch im 19. Jahrhundert oder später hergestellt wurden, läßt sich nicht nachweisen und ist nicht wahrscheinlich.

Im übrigen ist die ganze ältere Gruppe erstaunlich homogen in den Motiven der Siegelfläche wie in den Siegelformen. Jüngere und ältere Stücke oder Familien in ihr zu scheiden, ist heute noch ebenso unmöglich wie vor zwanzig Jahren. Pendlebury, der im Anschluß an Evans jeder der

73. Åberg, Chr. 4, 196, 366ff., 183, 335. Pendlebury, AC. 160, 27, 10. Dagegen MM. II: Åberg, Chr. 4, 155, 276. 157, 278. 158, 280f. 179, 331. Pendlebury, AC. 135, 15, 13. 138, 23, 10.

74. BSA. 9, 21, 10. Evans, PM. 1, 202, 151.

75. MA. 14 Taf. 35. Montelius Taf. 66. Bossert 340. Åberg, Chr. 4, 149, 264.

76. VT. Taf. 4, 516f. 13, 1104 = Verf., Frühkret. Siegel K 1. 46. 54 Taf. 5. 7.

77. MA. 14, 487, 91. Verf., Frühkret. Siegel 25 Taf. 12, 5. Zur Datierung: L. Banti, ASAAtene NS. 1/2, 1942, 9.

78. Verf., Frühkret. Siegel K 186. 187 Tafel 12.

79. Evans, PM. 1 Taf. 3. Bossert 341. Åberg, Chr. 4, 156, 277.

80. Phylakopi 150, 131.

81. Evans, Pictogr. 107f. Fig. 81 = Montelius 24, 97. Verf., Frühkret. Siegel K 183 Taf. 10.

82. Beispiele sind: Verf., Frühkret. Siegel K 145 Taf. 12. K 213 Taf. 13. K 137. 138. 199. 200. 201. 153 Taf. 14.

Stilstufen von FM. I bis MM. III eine Anzahl zuweist[83], überschätzt das Gewicht stilistischer Kriterien für die vier ersten Stufen bis einschließlich MM. I. Die durch das kleine Format bedingte Unbestimmtheit der einzelnen Form ist vor allem der Grund dafür, daß gegenüber den allgemeinen Merkmalen der Gattung die stilistischen Unterschiede zurücktreten. Sicher ist nur in einigen Fällen, daß Siegel aus den gleichen Werkstätten sich an verschiedenen Orten gefunden haben[84].

Aus diesem allen ergibt sich, daß der Fund eines babylonischen Siegelzylinders aus dem frühen 18. Jahrhundert oder aus der Wende des 18. zum 17. Jahrhundert in der Tholos B bei Platanos dieses Grab nicht datieren kann, weil es einem schon im frühen 19. Jahrhundert abgeschlossenen Horizont angehört. Es fehlt nicht nur diesem Fundkomplex die Geschlossenheit, die für ihn in Anspruch genommen worden ist, sondern er gehört auch einer Gruppe an, deren Glieder in sich alles andere als einheitlich in dem angenommenen Sinne sind und die überdies im ganzen seiner Entstehungszeit vorausliegt. Der Siegelzylinder ist also nachträglich in die Tholos geraten.

Es fragt sich nun, ob für die obere Grenze dieses Horizonts ein absolutes Datum sich gewinnen läßt.

Die Beziehungen dieser Siegelgruppe zu den ägyptischen Knopfsiegeln habe ich in meinem Buche über die Frühkretischen Siegel erörtert[85]. Die mir damals nur mündlich durch die Freundlichkeit des Ausgräbers mitgeteilten Fundbeobachtungen G. Bruntons sind inzwischen veröffentlicht worden[86]. In Ägypten sind diese Siegel, vielleicht nach einzelnen Vorstufen, im Gebrauch während der Zeit der 6. bis 11. Dynastie. Unter der 12. Dynastie werden sie durch die bereits vorher aufkommenden Skarabäen ersetzt[87]. Diese Zeitbestimmung muß sich auf die kretische Gruppe auswirken. Denn aus den vielen Ähnlichkeiten in den Siegelformen, den Bildern und den Ornamenten ergibt sich ungefähre Gleichzeitigkeit. Die Unterschiede sind solche des Stils. Sie finden auf beiden Seiten in den grundsätzlichen Besonderheiten der stilistischen Haltung ihre Erklärung. Dadurch wird die angegebene Beziehung erst eigentlich gefestigt. Es ist auch offenbar noch niemals in Zweifel gezogen worden, daß die Bedeutung

83. Pendlebury, AC. 53. 72. 87. 119. 140. 170.

84. *Drakones:* VT. Taf. 8, 680, vgl. *Platanos:* Taf. 13, 1041. 1042. 1051. 1113. — *Kalathiana:* Taf. 8, 815, vgl. *Marathokephalo:* Delt. 1918 Parast. 21, 7 obere Reihe 4. — *Platanos:* Taf. 13, 1087, vgl. *H. Triada:* ASAAtene 13/14, 199, 65. — *Platanos:* Taf. 14, 1027, vgl. *H. Triada:* 206, 91.

85. Frühkret. Siegel 31 ff.

86. G. Brunton, Quau and Badari 1, 1927, 55 Taf. 32—34.

87. Zu der Frühkret. Siegel 31 A. 1 genannten Literatur: Scharff, ÄZ. 67, 1931, 101. Handb. d. Arch. 1, 1939, 550. v. Bissing, ÄKunstg. Lfg. 1/2, 1934 Text 102 Erl. 71; Lfg. 3, 1935 Text 125; Lfg. 4, 1938 Text 230 Erl. 230.

der Knopfsiegel in Ägypten während der Ersten Zwischenzeit ihre Erklärung findet aus den mannigfachen vorderasiatischen Einflüssen, die damals im Nillande sich geltend machen. Denn daß es sich um eine altorientalische Form handelt, steht ebenfalls fest.

Daß die kretische Ausgestaltung der Siegel auf Anregungen durch die ägyptische Gattung zurückgeht und nicht als ein dem Aufkommen der ägyptischen Knopfsiegel paralleler Vorgang zu beurteilen ist, der hier wie dort durch das Eindringen vorderasiatischer Motive in Bewegung geraten wäre, ergibt sich aus dem, was über die ältere Siegelform im ägäischen Gebiet jetzt bekannt ist. Es ist dies die sogenannte »Pintadera«, ein meist aus Ton oder Steatit bestehendes Petschaft mit einfachen, gewöhnlich linearen Mustern, das offenbar der Körperbemalung diente. Zu den zehn Stücken aus *Troia II/V* und aus *Bos-Öjük*, die ich 1928 zusammenstellte[88], kommen jetzt solche aus *Alishar Ib*, denen sich dort gefundene Abdrücke anschließen[89], aus *Ahlatlibel*[90], aus *Etiyokusu*[91] und aus *Tarsus*[92]. Sie gehören, wie sich jetzt ergibt, alle dem Horizont von Troia II an.

In *Poliochni* auf Lemnos ist die Gattung durch ein Stück vertreten[93], und in der Kykladenkultur durch einen Fund in *H. Kosmas*[94] sowie durch ein wohl etwas jüngeres Stück aus *Kuphonisi* bei Naxos[95]. Über die neolithischen und subneolithischen Schichten Griechenlands erstreckt sie sich dann weit in das südöstliche Europa hinein[96].

Diese einfache und ursprüngliche Form hat auch auf Kreta nicht gefehlt, wo sie sich freilich stratigraphisch vor FM. II nicht nachweisen läßt. Die Petschaftformen der späteren frühkretischen Siegel[97], die Existenz tönerner Exemplare[98] und die Weiterführung von Mustern der älteren Klasse auf diesen[99] erweisen dies. Die figürliche Ausgestaltung der Siegelformen und der Siegelbilder ist auf Kreta beschränkt. Einige Stücke dieser

88. Verf., Frühkret. Siegel 255ff.
89. Bittel, PF. 80.
90. Bittel, AOF. 11, 1936/37, 46.
91. Bittel, AA. 1941, 256.
92. H. Goldman, AJA. 42. 1938, 39. Über die ganze Gattung: Childe, JHS.50, 1930, 259, 16f.
93. Karo, AA 1935, 234.
94. Mylonas, AJA. 38, 1934, 267.
95. Verf., Frühkret. Siegel 250 Nr. 1.
96. Verf., Frühkret. Siegel 235. AA. 1933, 315. Schranil, Vorgesch. Böhmens und Mährens, 1928, Taf. 6, 10. 8, 13. Childe, Danube 80. 88. 93. Dolgozatok 9/10, 1933/34 Taf. 17,5 AJA. 43, 1939, 18.
97. Verf., Frühkret. Siegel 100.
98. Ebenda 208. 216.
99. Ebenda 237. 257.

Art, die auf dem Festlande gefunden wurden, sind kretische Erzeugnisse[100]. Gerade hierin liegen die Übereinstimmungen mit der ägyptischen Gattung[101]. Hinzu kommen zwei Funde, die beweisen, daß die ägyptischen Knopfsiegel in der Ägäis bekannt waren. Es sind Abdrücke solcher Knopfsiegel, von denen der eine aus Kreta stammt[102], während der andere sich auf einem in Asine gefundenen fh. Tongefäß erhalten hat[103]. Dies alles zeigt, wie die »Pintadera« auf Kreta in der Epoche FM. II unter dem Eindruck der ägyptischen Knopfsiegel die Gestalt angenommen hat, die sie bis MM. I behielt, um sich dann in der angedeuteten Weise weiter zu entwickeln.

Mit Hilfe der datierten ägyptischen Muster läßt sich für die neue kretische Formenprägung und damit für den Horizont von FM. II, in dem sie sich vollzieht, ein absolutes Datum gewinnen.

Nach der bisherigen Auffassung fiel die 6. Dynastie, unter der die ägyptischen Knopfsiegel zuerst erscheinen, in die Zeit von etwa 2420 bis 2280, worauf dann die sogenannte Erste Zwischenzeit mit Einschluß der 11. Dynastie folgte, um im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts der 12. Dynastie und damit dem eigentlichen Mittleren Reiche Platz zu machen. Neuerdings ist der in Betracht kommende Zeitraum durch Stock, dessen Untersuchungen noch nicht veröffentlicht sind, durch Herabsetzung der Anfangsdaten nicht unerheblich eingeengt[104]. Nach Stock dauerte die 6. Dynastie von etwa 2360 bis etwa 2200, und die erste Zwischenzeit von etwa 2200 bis 1994. Die kretischen Siegel treten also entweder im 24. oder im 23. Jahrhundert zuerst auf. Das bedeutet, daß der Horizont FM. II, dem die ersten stratigraphisch bestimmbaren dieser Siegel angehören, nach der alten Datierung über rund 2350, nach der neuen über rund 2300 nicht wesentlich hinaufreichen kann.

Abgesehen von diesem Zusammenhange und abgesehen von dem geschlossenen Charakter der in Betracht gezogenen, von FM. II bis MM. I reichenden Gruppe frühkretischer Siegel nötigen auch deren Fundverhältnisse dazu, diesen Zeitraum so kurz wie möglich zu bemessen. Die Keramik in den Tholoi beginnt mit FM. I und hört mit MM. I auf. Herrschend ist die älteste Stufe nur in der kleinen Tholos von Krasi Pediados. In den meisten anderen bestimmen die Funde aus FM. III und MM. I den Charakter. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Stücke aus FM. I aus

100. Ebenda 236 Nr. 10—12. Vollgraff, Meded. k. Ak. v. Wetensch. Afd. Letterk. 64/66 SB. 1927/28 101 Taf. 17.

101. Ebenda 31. 33.

102. BSA. 36, 96, 21, 17, vgl. Verf., Frühkret. Siegel Taf. 23, 117f.

103. Frödin-Persson, Asine 1938, 217, 15 Abb. 160f., vgl. Verf., Frühkret. Siegel 36, 5. Taf. 23, 153.

104. Nach freundlicher Mitteilung H. Stocks in München. Vgl. jetzt auch: V. Milojčič BSA. 44, 301.

älteren Beisetzungen nachträglich in den Tholoi geborgen wurden. Diese haben jedenfalls um 1900 noch gestanden. Sie sind aber wenig monumental. Die Art, wie sie gebaut sind, läßt drei Jahrhunderte als das Maximum ihrer Benutzungszeit erscheinen. Denn wenn man auch von der Annahme einer ganz aus Steinen bestehenden bienenkorbförmigen Gestalt abgekommen ist, die Xanthoudides vertrat, und jetzt mit einer zum größten Teil hölzernen, flachen oder konischen Eindeckung und mit hölzernen Innenstützen rechnet[105], so kann man doch wegen der nach innen geneigten Wände, trotz deren Dicke, und wegen dieser unorganischen Verbindung von Stein und Holz diesen Bauten keine lange Lebenszeit geben.

In der Festlegung der Epoche für FM. II um 2300 liegt der entscheidende Grund gegen die »lange Chronologie«, für die sich die neuesten Äußerungen zu dieser einsetzen. Hutchinson, der sich im ganzen Pendlebury anschließt, stellt zwei mögliche Ansätze für FM. II zur Wahl, entweder 2500 bis 2300 oder 2700 bis 2400[106], und Weinberg empfiehlt den letzteren Ansatz[107]. Die Beziehungen kretischer Steingefäße aus FM. II-Schichten zu ägyptischen, auf die sich in Anlehnung an Pendlebury[108] Weinberg beruft, ergeben über die 6. Dynastie hinaus nichts Sicheres, so daß sie tatsächlich in vollem Einklang mit der »kurzen Chronologie« stehen. Von den ägyptischen Steingefäßen aus Knossos läßt nur eines stratigraphisch sich auswerten. Es ist ein frühdynastisches Stück, das in einer dem Übergang vom Neolithischen zum Subneolithischen angehörenden Schicht beobachtet wurde[109]. Dies läßt erkennen, daß FM. I erst in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends begonnen hat. Das ist auch ein Hinweis auf die »kurze Chronologie«.

Auf diese Weise wäre eine chronologische Position im späteren 3. Jahrtausend gewonnen, die der bisher am weitesten vorgeschobenen noch etwa um drei Jahrhunderte vorausliegt. Es wird zu prüfen sein, wie dieses Ergebnis sich zu den für das 3. Jahrtausend festgestellten ägäischen Horizonten verhält. Vor allem fragt es sich, ob und wie es sich auf die noch immer umstrittene Chronologie von Troia II auswirkt.

An unmittelbaren Beziehungen der Funde von Troia zu den fm. fehlt es leider. Mittelbare werden aber durch die sogenannte Pyrgoskultur

105. Marinatos, Delt. 1929, 137, 1. 1930/31, 168. Rodenwaldt, Gnomon 5, 1929, 179, 2. Wace bei Persson, Dendra 145. Valmin, Corolla Arch. 1932, 221. Banti, ASAAtene 13/14, 248. Pendlebury, AC. 64, 2. Wiesner GuJ. 53.

106. Antiquity 22, 1948, 62.

107. AJA. 51, 1947, 181.

108. AC. 178, 107. Auch Milojčič BSA. 44, 302, der dieser Auffassung folgt, bringt keinen neuen Beweis für sie.

109. Reisner, Antiquity 5, 1931, 200ff. Hutchinson aO. Verf., Handb. d. Arch. 4. Lieferung 1950, 195, 4.

an die Hand gegeben[110]. Vergleichsmomente bieten sich in folgenden Fällen:

1. »*Stülpdeckel*«: Pyrgos 151, 9, 61. — Troia SS. 455ff. 805—807. 819—822. 1372ff. 1548ff. 1952ff. 2355ff.

2. *Pyxis von zylindrischer oder kegelstumpfartiger Gestalt:* Pyrgos 147, 7, 30—32. 150, 8, 53. 151, 9, 73. 62. 64—66. — Troia SS. 1739—1742. 2051f.

3. *Dreibeiniger Askos:* Pyrgos 145, 6, 23. — Troia SS. 607. 608. 1481.

4. *Glockenförmiger Becher:* Hellenes Amariou, Marinatos AA. 1933, 297, 5. — Troia SS. 5864. 5865, vgl. unten auf Seite 187 Nr. 1.

5. *Kleine Kugelflasche mit konischem Hals:* Pyrgos 150, 8, 49f. 151, 9, 67—69. — Troia SS. 2297(?). 5862.

Wegen der Funde von Pyrgoskeramik in FM. I-Schichten zu Knossos[111] wird die Gattung gewöhnlich in diesen Horizont eingeordnet. Mit Recht hat bereits Pendlebury ihr weitere Grenzen gesetzt, indem er ihren Hauptfundort auch unter FM. II anführt[112]. Schon *die flachen, mit einem Knauf ausgestatteten Deckel,* deren es drei im Pyrgosfund gibt[113], sind eine vor allem in FM. II beliebte Form[114]. Ein *zweihenkliger Becher*[115] und ein *einhenkliger*[116] finden auch Parallelen aus FM. II[117]. Dasselbe gilt von einem *Ausgußgefäß mit seitlichem Henkel*[118]. Beachtenswert ist es vor allem, daß in ihren kykladischen Beziehungen die Pyrgoskeramik Verwandtschaft sowohl zur älteren »Pelosgruppe« aufweist[119] wie zur jüngeren »Syrosgruppe«[120]. Die letztere aber ist die kykladische Entsprechung zur FM. II-Keramik. Beiden Gruppen gemeinsam ist unter anderem das Aufkommen der Spirale, die

110. Veröffentlichung des Fundes von Pyrgos: Xanthoudides, Delt. 1918, 136. Weitere kretische Fundorte der Pyrgoskeramik: Evans, PM. 1, 59, 4. Pendlebury, AC. 54, 2.

111. Evans, PM. 1, 56.

112. AC. 76. Milojčič beschränkt irrtümlich die Pyrgoskeramik wieder auf FM. I: BSA. 44, 302.

113. Delt. 1918, 157, 12, 86—88.

114. Pendlebury, AC. 65 Taf. 10, 1a. BSA. 36, 52.

115. Delt. 1918, 145, 6, 16. 153, 10, 81. 157, 12, 85.

116. Ebenda 147, 7, 28.

117. VT. Taf. 27, 4132—4134. 4248.

118. Delt. 1918, 144, 5, 6, vgl. Åberg, Chr. 4, 255, 476.

119. *Sphärische Pyxis mit Schnurösen*: Delt. 1918, 144, 5, 9. 147, 7, 33. 35. 157, 12, 102. 108. Åberg, Chr. 4, 246, vgl. BritMus. A 333. Åberg, Chr. 4, 65, 109. — *Kugelflasche mit konischem Hals:* oben S. 186 Nr. 5, vgl. Ephem. 1898 Taf. 9, 5. BritMus. A 309. Åberg, Chr. 64, 107. 65, 108.

120. *Kelchform von glockenartiger Gestalt mit Bemalung im Motiv der Gitterung:* Delt. 1918, 145, 6, 22. 157, 12. 15. Delt. 1929 Taf. 4, 2, vgl. Ephem. 1898 Taf. 9, 15. 1899 Taf. 8, 6. 9, 10. 13. 16. Åberg, Chr. 4, 84, 157. 159. 91, 180, vgl. oben S. 186 Nr. 4. — *Kelchform von sphärischer Bildung:* Delt 1918, 151, 9, 60. 1929, Taf. 4. 5, vgl. Ephem. 1899 Taf. 8, 6 = Åberg, Chr. 4, 84, 158. 90, 177, vgl. S. 188 unten und Anm. 136.

dunkle Bemalung auf hellem Grunde und die Bildung von Ausgußgefäßen, in denen die spätere minoische »Teekanne« ihre Vorstufen findet[121].

Der Syrosgruppe ihrerseits fehlt es nicht an Berührungen mit Troia II. Als solche nenne ich:

1. Den *glockenförmigen Becher*. In Silber kommt er zweimal im großen Schatzfund vor[122], findet sich aber auch mit und ohne Henkel unter den Tongefäßen[123]. Aus Gräbern der Syrosgruppe auf Siphnos und Syros sind zwei tönerne Exemplare bekannt[124]. Die Ausstattung mit einem Henkel und mit einem höheren Fuß bildet keinen wesentlichen Unterschied von den troianischen Beispielen. In schlichter profilierter, schwerfälligerer Ausgestaltung findet sich diese Form schon in Thermi III[125]. Das mit dunkler Firnisfarbe auf den hellen Grund gemalte Netzmuster stellt die beiden kykladischen Becher in unmittelbare Nähe zu dem erwähnten Kelch des Pyrgosfundes[126]. Der gleichfalls erwähnte Becher der Pyrgosgattung aus Hellenes Amariou (oben auf Seite 186 Nr. 4) bestätigt diese Verbindung.

2. Das *kugelförmige Fußgefäß mit zylindrischem Hals und vertikalen Schnurösen*. Aus Silber im großen Schatzfund[127], Tonvasen aus Syros[128]. Der Pelosgruppe angehörige Vorstufe[129].

3. Die *Tasse mit konischem Hals*. Aus Silber im großen Schatzfund[130]. Aus Ton in Troia[131]. Aus Gräbern der Syrosgruppe auf Siphnos und Syros[132]. Aus Gräbern der Syrosgruppe auf Euboia[133]. Die Einordnung der euboiischen Gräber in diesen Zusammenhang ergibt sich daraus, daß sie einer Gruppe angehören, in der die der Pelosstufe noch unbekannten kykladischen »Tonpfannen« mit Spiralverzierung vorkommen.

4. Die *Schnabelkanne*. In den gleichen Gräbern auf Euboia sind polierte tönerne Schnabelkannen gefunden[134], die mit denen aus Troia II[135] in einem Grade übereinstimmen, wie kaum ein andres kykladisches Fundstück. —

121. Vgl. Åberg, Chr. 4, 87, 166ff. mit VT. Taf. 26, 4147. 4107. 4108. 4118. 27, 4148.
122. SS. 5864f., vgl. oben S. 186 Nr. 4.
123. SS. 445—451. 1407—1417. 1989.
124. Ephem. 1899 Taf. 8, 3f. Åberg, Chr. 4, 84, 159.
125. BSA. 30, 1928/30 Taf. 7, 136. 146. Lamb, Thermi Taf. 9, 438. 300 36, 300. 37, 580.
126. Herakleion 7496. Delt 1918, 145, 6. 22. Åberg, Chr. 4, 245, 469.
127. SS. 5861.
128. Ephem. 1899 Taf. 9, 21 = Åberg, Chr. 4, 82, 152.
129. BSA. 3, 45, 15 = Åberg, Chr. 4, 62, 101.
130. SS. 5873, ohne Henkel 5871f. 5973.
131. SS. 1097—1138. 1198—1212. 1761—1765. 1996—2002.
132. Ephem. 1899 Taf. 9, 5. 7. 11. Åberg, Chr. 4, 89, 172f.
133. Papavasiliu, *Περὶ τῶν ἐν Εὐβοίᾳ ἀρχαίων Τάφων* Taf. H 1. 1. 5.
134. Papavasiliu aO. Taf. 8.
135. SS. 394. 430. 617. 636.

Es verdient Beachtung, daß diese Berührungen zwischen Troia II und der jüngeren kykladischen Fundgruppe mehrfach bei solchen troianischen Fundstücken festzustellen sind, die als die spätesten in dieser Schicht anzusehen sind und daher jetzt gerne schon Troia III zugerechnet werden.

Hierzu kommt eine mittelbare, aber besonders schwerwiegende Beziehung zwischen Troia II und FM. II. Eine typische Bildung des ostkretischen FM. II ist der Fußkelch von sphärischer Gestalt[136]. Für ihn gibt es kykladische Parallelen aus Silber, Ton und Marmor[137], und tönerne fh. aus Eutresis, Korinth und Zygouries[138]. Diese Kelche lassen sich nicht trennen von solchen, die im inneren Kleinasien in einer Schicht gefunden sind, die sich mit Troia II noch überschneidet[139]. Die untere Zeitgrenze dieses kleinasiatischen Fundes muß also unter das Jahr 2300 fallen, über das sich mit FM. II nicht hinaufgehen läßt. Die Ähnlichkeit zwischen einigen dieser ägäischen Kelche und den anatolischen sind so große und unmittelbare, daß sie die Annahme eines zeitlichen Abstandes verbieten. Da diese kleinasiatische Schicht aber auch über Troia II hinauf reichende Beziehungen enthält, ist es mindestens unwahrscheinlich, anzunehmen, daß sie länger gedauert hat. Jedenfalls ergibt sich auch hieraus, daß die untere Zeitgrenze von Troia II sich von dem Horizont FM. II nicht wesentlich trennen läßt.

Alle diese Beobachtungen betreffen das Verhältnis der verschiedenen Horizonte zueinander, das heißt die relative Chronologie. Es hat sich ergeben, daß Troia II einem Horizont angehört, der an sich älter ist als FM. II, gleichwohl aber in seinem späteren Teil mit dem Beginn von FM. II sich überschneidet. Eine ähnliche Überschneidung war in dem Verhältnis zwischen Troia II und der Pyrgosgruppe einerseits, den beiden kykladischen Gruppen anderseits festzustellen. Und schließlich ergab sich, daß die

136. Aus Ton. *Vasiliki:* Gournia 56 Taf. 12, 12. 15. Maraghianis AC. 2, 23, 2. Montelius Taf. 53, 1. — *Palaikastro:* Pal. Excav. 6, 3f. g. — *Ostkreta:* BritMus. A 423 Fig. 90 Taf. 6. — *Sphungaras:* Hall, Sphungaras 47, 21 D. — *Mochlos:* AJA. 13, 1909, 279, 2 = Montelius 49, 1. — *Trapezzahöhle:* BSA. 36, 84 Taf. 13. — Aus Stein. *Mochlos:* Seager II h. II g. XXI 7. — *Trapezzahöhle:* BSA. 36, 112 Nr. 24 Taf. 16 = AA. 1936, 165, 20. — *Pyrgosware:* Delt. 1918, 151, 9, 60. 1929 Taf. 4, 5.

137. Ephem. 1898 Taf. 9, 15. 1899 Taf. 8, 6. 13. 9, 13. 16. Åberg, Chr., 4, 71, 129. 84, 158. 90, 177.

138. Goldman, Eutresis 100, 131, lf. — Weinberg, Hesperia 6, 1937, 518 37a. — Blegen, Zygouries 125, 117.

139. Hüyük bei Alaca: Bittel, AA. 1941, 264f., 4, vgl. AA. 1939, 113, 6 und Bittel, Grundz. 19 Abb. 8. Das Nebeneinander von ‚Fruchtschalen' und Fußkelchen in diesem Funde läßt erkennen, daß die Differenzierung beider Formen schon in Anatolien vorgenommen wurde. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit den kleinasiatischen sind also die ägäischen Fußkelche als Ableitungen aus diesen anzusehen, nicht als Weiterbildungen der bereits vorher in verschiedenen Formen in die Ägäis gebrachten ‚Fruchtschalen'.

Pyrgosgruppe zwar in FM. I beginnt, ihren Abschluß aber erst in FM. II findet. Da nun mit Hilfe der ägyptischen Synchronismen als frühester Ansatz für den Beginn von FM. II die Zeit um 2300 ermittelt wurde, kann Troia II nicht vor der Mitte des 23. Jahrhunderts zerstört worden sein. Das kommt dem Ansatz von Blegen[140], Bittel[141], Weinberg[142] und Schaeffer[143] nahe. Ganz unwesentlich erscheint die Differenz, die in Zahlen ausgedrückt sich auf etwa ein gutes halbes Jahrhundert beläuft, freilich nicht. Denn von Kreta aus gesehen ist schon die Mitte des 23. Jahrhunderts für den Fall von Troia II die äußerste obere Möglichkeit. Eine Verschiebung der oberen Grenze von FM. II über 2300 hinauf würde in Konflikt geraten mit den Fundverhältnissen in den Mesaratholoi. Diese nötigen dazu, den Horizont FM. II so eng wie möglich anzusetzen.

Von Kreta aus gesehen liegt also das Schlußdatum für Troia II zwischen 2250 und 2200. Dies ist eine mittelbare Datierung. Sie stellt eine Revision meiner früheren dar[144], die sie um ein gutes Jahrhundert hinaufrückt. Der etwas höhere übliche Ansatz gründet sich vor allem auf zwei Tatsachen. Die eine besteht in der erheblichen Stärke der Schichten III bis V in Troia, in denen noch Urfirniskeramik erscheint. Für diese wird die untere Zeitgrenze durch die Beobachtungen bestimmt, aus denen sich ergibt, daß sie in Griechenland um 1900 durch die MH.-Gattungen abgelöst wird[145]. Die zweite Tatsache wird gebildet von den sogenannten troianischen Bechern und ihrer Verbreitung. Sie ist namentlich von Bittel geklärt worden[146]. Diese Becher, die in Troia II spät sind und auch in III noch vorkommen, sind in Alishar am Ende der kupferzeitlichen Schicht Ib beobachtet worden. Dort befindet sich zwischen ihnen und der Schicht II, die durch die in ihr liegenden kappadokischen Tontafeln in das 20. Jahrhundert datiert wird, die durch die bemalte kappadokische Keramik gekennzeichnete Schicht III. Da, trotz der neuerlichen Herabsetzung der babylonischen Chronologie, dank den türkischen Grabungen vom Herbst 1948 im Kültepe die alte Datierung der kappadokischen Tontafeln bestehen bleibt[147], ist es nötig, ein beträchtliches Fundmaterial zwischen dem 20. Jahrhundert und dem Ende von Troia II unterzubringen. Bittel möchte hierfür nicht weniger als 300 Jahre zur Verfügung haben. Das ist eine

140. BSA. 37, 1936/37 (ersch. 1940) 8ff.
141. KlSt. 131ff. Grundz. Abb. 52, Synchronist. Tabelle.
142. AJA. 51, 1947, 181.
143. StratComp. 1948, 261.
144. Gnomon 16, 1940, 151ff. Handb. d. Arch. 4. Lieferung 1950, 215.
145. Verf. Handb. d. Arch. 4. Lieferung 1950, 263.
146. PF. 13f. 68. KlSt. 132. Weitere Beobachtungen über dieses Material wird K. Bittel in der demnächst erscheinenden Festschrift für P. Reinecke mitteilen.
147. Nach freundlicher brieflicher Mitteilung K. Bittels.

Schätzung. Die oben dargelegten Tatsachen scheinen mir so wichtig, daß sie zu der Einengung dieses Zeitraums um 50 bis 100 Jahre nötigen. Man wird sagen müssen, daß für das in Betracht kommende Material der übrigbleibende Abstand zwar knapp, aber nicht so eng erscheint, daß sich seine Annahme verbietet. Zu fordern ist, daß der über die vorderasiatische Chronologie gewonnene Ansatz für das Ende von Troia II nicht in Konflikt gerät mit der aus Ägypten abgeleiteten minoischen Chronologie. Der hier begründete Vorschlag möchte beides in Übereinstimmung bringen.

Läßt sich in der absoluten Chronologie über die um 2300 angesetzte Epoche von FM. II noch hinaus gelangen? Dies wird davon abhängen, ob es gelingt, die Stratigraphie auf dem griechischen Festland einerseits mit der minoischen, andererseits mit der troianischen Chronologie in Beziehung zu setzen. Durch die Beobachtung Blegens und seiner Mitarbeiter, daß die bereits in Troia I erscheinende importierte fh. Urfirniskeramik beim Übergang von I zu II schon sehr entwickelte Formen angenommen hat, ist für die Lösung dieses Problems eine neue Grundlage gewonnen[148]. Freilich läßt das, was bisher an fh. Keramik veröffentlicht ist, es höchst zweifelhaft erscheinen, ob die in diesem Zusammenhang gelegentlich vorgenommene Teilung des FH. in drei Gruppen so fest zu begründen ist, daß sie sich als Grundlage einer relativen Chronologie verwerten läßt.

Jedenfalls empfiehlt schon dieser Sachverhalt grundsätzlich die »kurze Chronologie«. Da das Ende des FH. um 1900 festliegt, würde die Dauer und Stabilität der FH.-Gattungen angesichts des sonst in der frühbronzezeitlichen Ägäis zu beobachtenden Entwicklungstempos unwahrscheinlichen Charakter annehmen, wenn man, Blegen und Weinberg folgend, mit ihrem Anfang in das vierte Jahrtausend hinaufgeht. V. Milojčić hat auch bereits darauf hingewiesen, daß Weinberg in der Begründung seiner absoluten Chronologie einem Zirkelschluß zum Opfer gefallen ist[149].

Die wichtigste Frage betrifft das Verhältnis des FH. zu dem subneolithischen Horizont, der durch die früher als Diminiware, jetzt gewöhnlich als B-Gruppe bezeichnete Keramik bestimmt wird. Legt sich das FH. über den Diminihorizont, wie gewöhnlich angenommen wird? Oder fällt der früheste Teil seiner Entwicklung zeitlich zusammen mit dem Diminihorizont, wie Weinberg[150] vorgeschlagen hat, dem Hutchinson[151] folgt?

Formgeschichtliche Erwägungen legen die zweite Annahme nahe. In den Gefäßformen und im Ornament lassen sich nur schwache Verbindungen zwischen der B-Gruppe und dem FH. feststellen, zahlreiche und wesent-

148. Weinberg, AJA. 51, 1947, 167.
149. BSA. 44, 305.
150. AJA. 51, 1947. 171 ff.
151. Antiquity 22, 1948, 69.

liche aber zwischen der eigentlichen neolithischen A-Gruppe und dem FH. Die Diminierscheinungen bedeuten in Griechenland nicht mehr als eine Episode. In der Abfolge der beiden anderen stellt sich eine klare Entwicklung dar. Die Nachweise hierfür können an dieser Stelle nicht gegeben werden. Sie bilden den Gegenstand einer Untersuchung, die ich demnächst in dem als Festschrift für G. v. Merhart erscheinenden neuen Band der PZ. vorlegen werde.

Ebenfalls aus der Formengebung abgeleitete Gründe nötigen nach unten für den B-Horizont den Anschluß an FM. II zu suchen. Das Auftauchen der Spiralmäandermotive in der FM. II-Keramik und Glyptik sowie in der Keramik und Glyptik der kykladischen Syrosgruppe und in Verbindung damit das Auftreten des Flächenrapports in dem gleichen Bereich geben dazu den Anlaß. Die bis in zahlreiche Einzelheiten gehenden Gründe für die Annahme einer Verwandtschaft zwischen dem Diminihorizont und Kreta habe ich in meinem Buch über die Frühkretischen Siegel ausführlich dargelegt[152]. Als dekoratives Motiv ist die Spirale im alten Orient nicht unbekannt. Sie ist dort aber niemals Grundlage eines dekorativen Systems und nie mit dem Mäander als ihrem Komplement verbunden. Eine Studie von G. von Kaschnitz, die auch in der Merhart-Festschrift erscheinen soll, wird dies im einzelnen zeigen. Gerade in diesen beiden wesentlichen Bezügen schließt sich aber die Ornamentik der B-Gruppe auf der einen Seite mit der des bandkeramischen Kreises in Alt-Europa, auf der anderen Seite mit der minoischen zu einer Einheit zusammen. Dies würde die untere Grenze des Diminihorizonts in das 23. Jahrhundert hinabziehen.

Wie verhalten sich dazu die stratigraphischen Daten?

In Thessalien legt sich verschiedentlich die frühbronzezeitliche *Γ*-Schicht über den B-Horizont. Dessen stratigraphisches Verhältnis zum FH. ist hier ungeklärt. V. Milojcič hat im Zusammenhang mit einer Besprechung des Buches von L. Walker-Kosmopoulos, The Prehistoric Inhabitation of Corinth, 1948, die Angaben der Ausgrabungsberichte in dieser Beziehung einer Prüfung unterzogen[153]. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der B-Horizont dem FH. in Thessalien und in der Peloponnes vorangeht. Ich kann nicht finden, daß die Aussagen der Berichte zur Rekonstruktion dieses Sachverhalts ausreichen.

Vielmehr scheint mir in der Peloponnes das Verhältnis eindeutig auf Gleichzeitigkeit des frühen FH. mit dem B-Horizont hinzuweisen. In Gonia, in Korinth und in Asea geht die auf dem gewachsenen Boden

152. Frühkret. Siegel 238ff.
153. Gnomon 22, 1950, 20ff.

liegende rein neolithische Schicht ohne Grenze über in eine solche, deren keramischer Inhalt eine Mischung von spätneolithischen, der B-Gruppe angehörenden und von FH.-Scherben bildet, um weiter oben ausschließlich fh. Charakter anzunehmen[154]. Ähnlich scheint es in Eutresis zu sein[155]. An den drei peloponnesischen Plätzen ist die älteste FH.-Keramik schon eine merklich fortgeschrittene, die von den Ausgräbern als FH. II bezeichnet wird. Diese Überschneidung kann nicht zufällig sein. Selbst wenn wirklich, wie V. Milojčič annimmt, auf dem Tempelhügel in Korinth die Schichten gestört sind, bleiben mindestens die beiden anderen peloponnesischen Fälle. Das Fehlen der B-Ware an anderen FH.-Fundorten findet in der Annahme des episodenhaften Charakters dieses Horizonts seine zwanglose Erklärung. Die B-Ware dürfte die Keramik einer sozial oder abstammungsmäßig von den Mitsiedlern unterschiedenen Bevölkerungsgruppe gewesen sein.

Die stratigraphischen Verhältnisse bestätigen also die Vermutung, daß der B-Horizont noch im Verlauf des 23. Jahrhunderts sein Ende fand, so daß er noch auf den FM. II-Horizont in Kreta wirken konnte. Von hier aus sind die Ansätze für den Beginn des B-Horizontes, des FH., des FM. I und der troianischen Schichten nur noch mit Hilfe von Schätzungen zu erreichen.

An Stärke tritt der B-Horizont hinter dem älteren neolithischen (A) erheblich zurück. Andererseits liegt kein Anlaß vor, mit dem Beginn von FH. I noch über seinen Anfang hinaufzugehen. Wenn er gegen 2250 endet, so kann er gut bis 2500 hinaufreichen. Mit dem Beginn von FH. I kommt man dann aber nicht über diese Grenze hinaus. Das verlangt eine Einengung von Troia II, dessen Ende wir um 2200 glaubten ansetzen zu müssen. Da ein nicht unerheblicher Teil von FH. noch in den Horizont von Troia I fällt, blieben für Troia II statt der von Blegen und von Bittel angenommenen drei Jahrhunderte nur zwei, so daß Troia II um 2400 begonnen hätte. Angesichts der inhaltsreichen Baugeschichte, die sich innerhalb dieses Horizonts abgespielt hat, ist diese Kürze zwar erstaunlich, aber nicht unmöglich. Wie weit Troia I über 2500, das heißt über den Beginn von FH. I hinaufreicht, und wie weit FM. I über 2300, das heißt über den Beginn von FM. II, läßt sich kaum noch vermuten. Für FM. I verbietet ein frühestens der 3. Dynastie zugewiesenes ägyptisches Steingefäß, das noch in einem voraufgehenden subneolithischen Fundzusammenhang zutage kam, über 2600 hinaufzugehen. Auch von hier aus

154. Blegen, MetrMusStud. 3, 1930, 53. 66. Weinberg, Hesperia 6, 1937, 492. AJA. 43, 1939, 599. L. Walker-Kosmopoulos, The Prehistoric Inhabit. of Corinth, 1948, 48ff. Holmberg, The Swedish Excav. at Asea in Arcadia, 1944, 31.

155. H. Goldman, Eutresis 79.

3000	Ägypten	Kreta	Troia	Kykladen	Griechenld.
2900					
2800	1./2. Dyn 2900/2675	Neolith. und Subneolith.			
2700	3. Dyn. 2675/2620				
2600					A
2500	4./5. Dyn. 2620/2360	FM. I	I	Pelos-gruppe	FH. I.
2400			II		B
2300	6. Dyn. 2360/2200	Pyrgos			
2200		FM. II		Syros-gruppe	FH. II
2100	11. Dyn. 2115/1994	FM. III	III ff.		FH. III
2000		MM. I			
1900	12. Dyn. 1994/1781	MM. IIa			MH. I
1800		MM. IIb			
1700					
1600	Die eingesetzten Daten sind die tieferen Ansätze Stocks.				

gesehen wird man Troia I nicht bis ins 4. Jahrtausend ausdehnen wollen.

So bleiben die meisten dieser oberen Grenzen mehr oder weniger Schätzungen. Nur in dem Ansatz des Beginns von Troia II auf rund 2400 ist noch ein wirklich zu begründendes absolut chronologisches Ergebnis zu gewinnen, wenn die hier dargelegte Auffassung über die frühminoische Chronologie stichhaltig ist. Auf jeden Fall sagen die kretischen Funde eindeutig zugunsten der »kurzen Chronologie« aus[156].

Marburg a. d. Lahn. *Friedrich Matz.*

156. Auch die Ansätze V. Milojčičs, BSA. 44, 299ff., die mir in ihrem Zusammenhang erst nach dem Abschluß des Manuskripts bekannt werden, scheinen mir im allgemeinen noch zu hoch. In A. 108 und 112 habe ich auf die Stellen hingewiesen, an denen Milojčič die chronologische Tragweite der kretischen Funde zu prüfen unterlassen hat.

Probleme der frühgriechischen Geschichte und Kultur

Die großen Perioden der Weltgeschichte lassen sich weder in ihrem Beginn noch in ihrem Ausgange auf ein bestimmtes Jahr festlegen. Ihre Heraufkunft pflegt sich bereits rund ein halbes Jahrhundert vor ihrem eigentlichen, allseitig klar erkennbaren Einsetzen vernehmlich anzukündigen. So hat das »moderne« Zeitalter, in dem wir leben, sich nicht erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eingestellt, sondern seinen Anfang genommen mit den tiefgreifenden Umwandlungen seit etwa 1750/60, mit dem Hervortreten Rousseaus, Winckelmanns und dem Siebenjährigen Kriege. So beginnt die »Neuzeit« nicht mit der Entdeckung Amerikas oder Luthers Thesenanschlag, sondern bereits mit dem Siegeszug der Renaissancebewegung im religiösen, geistigen, künstlerischen und politischen Leben der abendländischen Welt seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts; so das Spätmittelalter nicht erst mit dem Untergange der Hohenstaufen, sondern schon mit dem Aufstieg der Gotik und der Herausbildung der dynastischen Nationalstaaten in Westeuropa seit den Tagen Philipp Augustus' von Frankreich; so die römische Kaiserzeit nicht erst mit der Aufrichtung der Alleinherrschaft durch Augustus, sondern, was längst gefühlt wurde, im Grunde bereits mit dem Zeitalter Caesars und Ciceros. Dennoch wird die Praxis der Geschichtsschreibung wie bisher, so auch fernerhin aller Voraussicht nach nicht darum herumkommen, sich an bedeutsame Einzelereignisse für die Abgrenzung geschichtlicher Perioden zu halten. Allzu sinnfällig bieten sich die Französische Revolution von 1789 als Epochendatum für das Einsetzen der Moderne, die Entdeckerfahrt des Kolumbus von 1492 oder die Reformation von 1517 für das der Neuzeit, die Schlacht bei Bouvines 1214 oder der Tod Kaiser Friedrichs II. im Jahre 1250 für das des Spätmittelalters, die Schlacht bei Actium 31 v. Chr. oder die Errichtung des Prinzipats 27 v. Chr. für das der römischen Kaiserzeit dar, als daß man von ihnen als eigentlichen Epochendaten für die Bestimmung einer Wendezeit der Weltgeschichte absehen könnte.

Für die griechische Geschichte sind Chäronea bzw. Alexanders Übergang nach Asien, die Perserkriege und die sogenannte Dorische Wanderung solche Epochendaten geworden. Und da es den Anschein hat, als bezeichne hier das Faktum der politischen Geschichte jedesmal zugleich einen grundlegenden kulturellen und geistigen Wandel — die Aufrichtung der makedonischen Herrschaft in Hellas bzw. des Alexanderreiches in der Mittelmeerwelt die Geburt der »hellenistischen Moderne«, die siegreiche Abwehr

des Morgenlandes den Beginn der hellenischen Klassik, die Wanderbewegung um 1200 v. Chr. den Anfang der spezifisch griechischen Kultur und Geschichte —, hat sich diese Einteilung weithin durchgesetzt. Wir sprechen von einem Zeitalter des Hellenismus, einem Zeitalter der Blüte und einem Zeitalter, das hier der Einfachheit halber »frühgriechisch« genannt sei und dem als noch nicht zur eigentlichen griechischen Geschichte gehörendes »Vorspiel« die Mykenische Zeit vorangeht. Bekanntlich erfolgte jedoch der Übergang zur Klassik bereits in den letzten beiden Jahrzehnten vor den Perserkriegen, wie auch der Hellenismus sich schon vernehmlich seit dem Walten des Maussolos ankündigte. Aber nicht diesen Fragen sollen die folgenden Betrachtungen gewidmet sein, sondern dem rund sieben Jahrhunderte umspannenden Zeitraume, in dem die griechische Geschichte *κατ᾽ ἐξοχήν* ihren Ursprung nahm und der sich von den übrigen Perioden schon rein äußerlich dadurch unterscheidet, daß er nicht wie jene durch das Licht einer reichhaltigen historischen Überlieferung für uns erhellt wird. Treffend hat H. Bengtson gelegentlich diesen für unsere Urteilsbildung sehr wesentlichen Sachverhalt charakterisiert, wenn er schrieb[1]: »Wie schwer ist es doch für uns, ein auch nur einigermaßen gesichertes Urteil über die treibenden Kräfte in dem Griechenland der Zeit vor und zu Beginn der Perserkriege zu fällen! Beruht doch die Überlieferung so gut wie ausschließlich auf Herodot, dessen Bericht nur in den seltensten Fällen durch andere selbständige Quellen zu kontrollieren ist. Angesichts dieses Zustandes der Überlieferung scheint mir von vornherein äußerste Zurückhaltung in weittragenden Urteilen allgemeiner Natur auf jeden Fall geboten. Vor allem hat man sich doch wohl die Frage wenigstens vorzulegen, ob die einschlägigen Herodotpartien in jeder Hinsicht als ‚objektiv' zu betrachten oder ob sie durch irgendeine Tendenz beeinflußt sind, eine Frage, die sich freilich in den meisten Fällen nur stellen, in den wenigsten mit wirklicher Sachlichkeit beantworten läßt.«

I.

Aber eine Periode von fast sieben Jahrhunderten als Einheit begreifen zu wollen, ist im Grunde ein Unding. In der Tat hat die bisherige Forschung die frühgriechische Geschichte in mindestens zwei Abschnitte gliedern zu müssen geglaubt und von einem griechischen »Mittelalter« gesprochen, dem seit dem 8. vorchristlichen Jahrhundert eine »Übergangszeit« folgte, wenn es gestattet ist, die in U. Wilckens, soweit ich sehe, allgemein anerkannter »Griechischer Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte« (5. Aufl. 1943) verwendeten Benennungen zu gebrauchen. Dagegen hat kürzlich

1. Einzelpersönlichkeit und athenischer Staat zur Zeit des Peisistratos und des Miltiades, Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1939, S. 6f.

A. Heuß eine ganz andere Auffassung vertreten. In dem 1946 erschienenen II. Bande der von B. Snell unter dem Titel »Antike und Abendland« herausgegebenen ‚Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens' (S. 26—62) veröffentlichte er eine umfangreiche Studie über »die archaische Zeit Griechenlands als geschichtliche Epoche«. Als »unmißverständlich gekennzeichneter« Einsatz dieser Epoche (S. 27), der mit dem der griechischen Geschichte zusammenfalle, wird von ihm die sog. Ägäische Wanderung »vom 12. Jahrhundert bis etwa zur Jahrtausendwende« angesehen; ihr Ende wird durch den Ausbruch des Zeitalters der Perserkriege bezeichnet. Die so umgrenzte »archaische Zeit« ist nach H. »eine echte Epoche und artikuliert sich selbst durch ihren sachlichen Inhalt. Das würde besagen, daß sich aus ihrem zeitlichen Fluß gewisse Konstanten herausheben und die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen sich um ein bestimmtes Zentrum gruppiert, kurz, daß sie in sich einen bestimmten Charakter hat« (S. 26; vgl. auch S. 61). Es fällt aber auf, daß Heuß schon in der zweiten Hälfte seiner Abhandlung (S. 44f.) bei der Besprechung der Entwicklung seit der Mitte des 7. Jahrhunderts sich zu der Frage gedrängt sieht, ob diese »sich noch innerhalb des alten Rahmens verstehen läßt, ob die historische Atmosphäre dieser Phase der archaischen Zeit — sie ist uns in ihren einzelnen Ereignissen bedeutend besser bekannt als die vorherliegenden Jahrhunderte — noch als archaisch anzusprechen ist.« H. gibt zu, daß Vorbereitung und Grundlegung des Stadtstaates sich in archaischer Zeit vollzogen haben; dennoch hieße nach ihm eine volle Einbeziehung der Entwicklung zur Demokratie, die sich ja innerhalb des Polisstaates abspielte, in die Betrachtung der archaischen Epoche »das Auge über dieselbe hinausrichten, die Ereignisse auf einen perspektivischen Punkt zu beziehen, der außerhalb ihrer Grenzen liegt.« H. hilft sich mit einem Hinweise darauf, daß hier wie in jeder Übergangszeit die Verhältnisse »dialektisch verknotet« seien. »Ineinander gelagert und unter sich verknotet und unter sich verzahnt stehen die beiden Schichten des ‚Archaischen' und ‚Modernen' in steter Wechselwirkung. Aber es kann kein Zweifel sein, welche von beiden damals noch den Charakter der Epoche und damit den ‚Geist der Zeit' repräsentierte«, etc. (S. 45). Wer diese Auffassung teilt, müßte beispielshalber in der Geschichte der römischen Kaiserzeit noch immer das aufsteigende Christentum als eine Erscheinung ansehen, die im Grunde mit der griechisch-römischen Welt nichts zu tun habe, sondern erst in die mit Konstantin anhebende frühbyzantinische Periode gehörte oder gar, wie Spengler meinte, in eine der Antike ganz wesensfremde neue, »magische« Kultur — Ansichten, die von der Mehrzahl der Forscher mittlerweile wohl zu den bereits überholten gerechnet werden. Vor allem aber: wie soll nun Sparta begriffen werden, dessen Ursprung als Stadtstaat doch immerhin hoch ins 8. Jahrhundert v. Chr. hinaufgeht und das sich später von Athen eben dadurch unterscheidet, daß es den Typus des

archaischen Staates festgehalten hat? Soll diese historische Erscheinung Spartas wirklich im Bilde der archaischen Zeit als etwas nicht Zugehöriges, »Modernes«, gewissermaßen stören?

Eine Geschichtsepoche muß stets als Ganzes begriffen werden. Ehe das nicht gelingt, ist sie in ihrer Wesensart noch nicht verstanden. Es gibt keine Methode, die es gestattete, eindeutig zu entscheiden, ob eine bedeutsame Erscheinung innerhalb eines Zeitalters wesensmäßig dessen Geist repräsentiert oder nicht; man bleibt damit in den Bereich des Subjektiven gebannt, und der gehört zur Dichtung, nicht zur Wissenschaft. Offensichtlich hat sich Heuß auf diesen bedenklichen Weg gewiesen gesehen durch das Operieren mit dem Begriffe einer archaischen Zeit Griechenlands, der zu umfassend gewählt war und deshalb ganz Verschiedenartiges, miteinander nicht zu Vereinendes, umspannen mußte. Eine konkrete Periodisierung, die sich aus den geschichtlichen Tatsachen selbst ergibt, ist die Voraussetzung für die inhaltliche Wesensbestimmung einer Geschichtsepoche. Der umgekehrte Weg ist wissenschaftlich nicht gangbar. Wer nur von Begriffen wie »Feudalismus«, »Aristokratie« etc. ausgehend das »Mittelalter« zeitlich abzugrenzen suchte, ist auf die Dauer nie darum herumgekommen, dieses auch noch das 19. Jahrhundert umfassen zu lassen, womit denn eine nahezu totale Verunklärung erreicht werden konnte bzw. sollte. »An den Periodisierungen beobachtet die Wissenschaft den Fortschritt der Erkenntnis, der tiefer dringenden Erkenntnis«, hat G. v. Below einmal gesagt[2]. Gerade bei historisch so dürftig bekannten Zeiträumen wie dem frühgriechischen — der an Bedeutsamkeit für den weiteren Verlauf der Menschheitsgeschichte nur von wenigen anderen erreicht wird, ist in ihm doch Europa als geschichtliche Größe geboren worden! — bedarf die Frage nach seiner epochenmäßigen Gliederung besonders sorgfältiger Prüfung und Beantwortung, um der Forschung den Weg zu tieferem Eindringen in die Probleme aufzuzeigen.

2.

Schriftliche Überlieferung setzt für die griechische Geschichte erst mit dem 8. Jahrhundert v. Chr. ein, mit den Listen der Olympiasieger (776) und der spartanischen Ephoren (754). Für die davorliegenden Zeitabschnitte sind wir auf das Fundmaterial angewiesen, das die archäologische Forschung in reichem Maße zutage bringen konnte und mit dessen Hilfe es in der Tat gelungen ist, in das Dunkel jener Perioden einiges Licht der Erkenntnis dringen zu lassen. Scharf tritt in diesem Material der Umbruch hervor, den die Ablösung der sog. geometrischen durch die »orientalisierende« Kunst bedeutet. Seit G. Karo in seiner grundlegenden Abhandlung über

2. Archiv für Politik und Geschichte 1925, S. 1 ff.

»Orient und Hellas in archaischer Zeit«[3] gegen Autoritäten wie O. Montelius, W. Dörpfeld u. a. die zeitliche Ansetzung dieses Wandels auf die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. sichern konnte, ist diese Datierung, soweit ich sehe, Allgemeingut der Forschung geworden und konnte verschiedentlich von anderer Seite, darunter von der sicher datierten neuassyrischen und spätägyptischen Kunst her gestützt werden[3a]. Natürlich bedeutet das Einsetzen eines neuen Kunststils, das zunächst lokal verhältnismäßig begrenzt zu sein pflegt, und neben dem die alte Überlieferung geraume Zeit weiterläuft, noch nicht eine geschichtliche Epochenwende; sonst müßte man bereits mit dem Auftreten der Frührenaissance das abendländische Mittelalter enden und die Neuzeit beginnen lassen. Wohl aber leitet es eine solche Epochenwende ein. Diese steht in der frühgriechischen Geschichte vor uns erst mit der Geburt der Monumentalkunst — der ersten spezifisch »abendländischen«, nicht nur auf dem Boden unseres Erdteils! — in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, die sich als ein völliges Novum von der vorhergehenden Periode abhebt. Es ist die Zeit, die bisher allein den Namen der »archaischen« erhielt. Daß sie von der mykenischen Periode, deren voll entwickelte monumentale Burgenarchitektur und Malerei freilich im Höchstmaße etwa zwei Jahrhunderte lang (rund 1350—1150 v. Chr.) geblüht haben dürften[3b], durch einen Zeitraum von nahezu einem halben Jahrtausend getrennt ist, gehört zu den bedeutsamsten Entdeckungen der Altertumswissenschaft. Die Aufdeckung der richtigen Chronologie hat den Blick dafür geschärft, daß die Monumentalität, die beiden Perioden gemeinsam zu sein scheint, ihrem Wesen nach ganz verschiedenartig ist, mag sie auch beidemal in der Begegnung mit der Welt des Alten Orients wurzeln[4]. Insofern kann man Heuß zustimmen, daß die mykenische Periode als Vorgeschichte der eigentlich griechischen Geschichte anzusehen sei (S. 27), wenn er dabei m. E. auch zu wenig berücksichtigt, daß in ihr zugleich der Grund für alle spätere Entwicklung in Hellas gelegt wurde.

Die zwischen dem 12. und 8./7. Jahrhundert sich dehnende Zeit hebt sich im Fundmaterial sowohl von der mykenischen wie von der orientalisierenden scharf ab, wenn es auch gelungen ist, Übergänge zunächst zur letztgenannten, dann auch — besonders eindrucksvoll durch die Kerameikosgrabungen seit 1927 — zur mykenischen Formenwelt aufzudecken.

3. Athenische Mitteilungen 45, 1920, S. 106ff. — Zur Diskussion über die Chronologie der frühgriechischen Kunst vgl. K. Schefold, Orient, Hellas und Rom (1949) S. 80.

3a. Vgl. zuletzt Fr. Matz, Geschichte der griechischen Kunst 1 (1950) S. 54.

3b. Vgl. Fr. Matz, Die Ägäis, im Handbuch der Archäologie 2 (1950) S. 279ff. 304.

4. Ich darf hier der Kürze halber auf die zusammenfassenden Ausführungen in meinem Buche »Grundlagen und Sinn der griechischen Geschichte« S. 120f. verweisen. Das 1945 erschienene Buch hat Heuß bei der Abfassung seiner Abhandlung offenbar noch nicht vorgelegen.

Es ist das Zeitalter des geometrischen Stils, oder, wie wir heute richtiger sagen müssen, der geometrischen Stile. In seinem »geometrischen« Grundzuge ist das Bild der Kunstübung dieser Periode verhältnismäßig einheitlich, sofern man sie mit der ihr vorangehenden und der ihr folgenden vergleicht. Immerhin konnte G. Karo 1920/21 unter dem Eindruck der nicht lange vorher (1917/18) veröffentlichten Untersuchungen von B. Schweitzer über die Chronologie der geometrischen Stile in Griechenland ein »quälendes Gefühl« angesichts der »überlangen Spanne des Geometrischen« (a. O. S. 155) nicht ohne Grund bekennen. Sein Hinweis darauf, daß »das lange Leben gerade geometrischer Ornamentik aus anderen Zeiten und Kulturkreisen reichlich bekannt wäre«, war mehr eine Ausflucht als eine Erklärung. Seitdem hat auch dieser mindestens vier Jahrhunderte umspannende Zeitraum in seiner stilgeschichtlichen Entwicklung eine differenzierte Struktur offenbart. Submykenisches und Protogeometrisches hoben sich vom eigentlich Geometrischen ab, dessen einzelne Phasen wiederum deutlich wurden. Wenn es auch nicht möglich ist, genaue Zahlenangaben zu machen[5], so erscheint doch heute nach ziemlich allgemeiner Ansicht die Zeit um 900 v. Chr. als der Wendepunkt. Es kann nicht zufällig sein, daß auch ein so bedeutungsvolles Ereignis wie die Übernahme des phönikischen Alphabets in der griechischen Welt, wie die lebhaften Diskussionen seit 1927 zwischen B. L. Ullman, Rhys Carpenter u. a. ergeben haben, etwa im 10. Jahrhundert v. Chr. erfolgt ist[5a]. In die gleiche Zeit oder nur wenig früher dürften nach Ausweis der keramischen Funde die Anfänge der Besiedlung der Küsten Kleinasiens fallen. Sehr wesentlich für die richtige Einschätzung der bedeutsamen historischen Wende wäre es, wenn auch die Blütezeit des Heldenepos — was mir gegenüber den Versuchen einer Herabdatierung tief ins 8. Jahrhundert, die vor allem W. Schadewaldt wieder aufgenommen hat[6], nach wie vor evident erscheint — in die Zeit zwischen 950 und 850 fiele. Besonders schwer aber wiegt die Tatsache, daß erst mit der Zeit des eigentlichen geometrischen Stils[7] in den Funden die starke landschaftliche Sonderung auftritt, die in wechselnder Gestalt das Bild der spezifisch griechischen Geschichte entscheidend geprägt hat.

3.

Kann somit nicht einmal die Zeit zwischen der »Heraklidenwanderung« und der Kolonisation des Mittelmeerraumes auf Grund unserer vermehrten und vertieften Kenntnisse noch als Einheit angesprochen werden, so ent-

5. Vgl. jetzt Fr. Matz, Geschichte der griechischen Kunst 1, S. 53.
5a. Vgl. A. Rehm im Handbuch der Archäologie 1 (1939) S. 193ff.
6. Das Neue Bild der Antike 1 (1942) S. 56ff. Dazu meine Grundlagen S. 423f.
7. Vgl. dazu Matz a. O. S. 53f.

fällt diese Möglichkeit völlig, wenn der zeitliche Rahmen der Betrachtung bis fast zum Vorabend der Perserkriege ausgeweitet wird. Man wende nicht ein, daß die großen, zum Teil geradezu fundamentalen Wandlungen, die die kunstgeschichtliche Entwicklung, unsere einzige zuverlässige Quelle für eine methodisch-wissenschaftliche Erkenntnis frühgriechischer Geschichte, aufweist, für das Urteil des Historikers über den Charakter einer Epoche nicht maßgeblich seien. Heuß spricht von einer »in den vergangenen Jahrzehnten herrschenden Neigung, Stilbegriffen der bildenden Kunst eine über ihr Herkunftsgebiet hinausgehende Gültigkeit zuzuschreiben« (S. 26). Ich kann von einer solchen Neigung nur wenig, ja eigentlich zu wenig entdecken. Liegt es wirklich, wie H. meint (a. O.), nur »im Wesen der bildenden Kunst, daß sie als in bestimmten, auch zeitlich abgegrenzten Stilen sich äußernd, Epochensignaturen gleichsam auf der Stirn trägt«? Es bedarf doch keines besonderen Nachweises, daß die Stilwandlungen der Kunstentwicklungen innerhalb der uns ausreichend bekannten Abschnitte der Weltgeschichte zugleich geistesgeschichtliche Umwälzungen widerspiegeln. Hat doch gerade ein Vertreter der Klassischen Archäologie wie E. Langlotz, um nur *ein* Beispiel hier anzuführen, auf die Zusammenhänge zwischen der von dem neuen Dionysoskult verursachten geistigen Revolution und dem Aufkommen des »orientalisierenden« Stils hingewiesen (Antike 8, 1932, S. 170ff.)! Die Kunst ist das Barometer eines Zeitalters, das Hoch- und Tiefstand anzeigt, das vor allen Dingen geistige Umschichtungen greifbar abbildet; und diese Umschichtungen sind die gleichen, die sich in den Bezirken des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens auswirken[8]. Es scheint, als sei gerade für Heuß' Auffassung der archaischen Zeit als geschichtlicher Epoche der Begriff einer »vorklassischen« Kunst, die der klassischen als Einheit gegenüberstehe und deren »Phase« der historischen Epoche parallel verlaufe (a. O.), wesentlich mitbestimmend gewesen. Hier wie überall zeigt sich, daß der Historiker des Altertums nur nach enger Fühlungnahme mit der Kunstforschung und besonders der Klassischen Archäologie an die ihm in der Forschung gestellten Aufgaben herangehen darf, gerade wenn es ihm um

8. Dabei ist die Beurteilung eines Zeitalters nach seiner Kunst auf Grund der streng methodischen archäologischen Forschung alles andere als ein Geschmacksurteil und (gegen die kürzlich wieder von F. W. Walbank — in seiner Besprechung meines Buches, Journal of Hellenic Studies 68, 1948, 160f. — aufgegriffene Behauptung) viel weniger der Gefahr subjektiver Trübung ausgesetzt als das Urteil von den sozialen und ökonomischen Verhältnissen her. Zur Zeit dürfte es noch immer leichter sein, sich über die Kunst als über die Wirtschaft und Gesellschaft des archaischen Griechenland zu verständigen, es sei denn, man hält die ehedem zwischen K. Bücher und Ed. Meyer geführte Debatte bereits für abgeschlossen, wozu meines Erachtens einstweilen keinerlei Anlaß und wohl auch keinerlei Aussicht besteht. — Grundsätzliche Bemerkungen über die Verwertung der Kunst als »Instrument einer Tiefendeutung von Epochen« bietet jetzt H. Sedlmayr, Verlust der Mitte (Salzburg 1948) S. 8ff. 252.

die Charakteristik geschichtlicher Epochen geht. Die obenerwähnte Schwierigkeit, aus der Erscheinungswelt des politischen Lebens seit der Mitte des 7. Jahrhunderts eine ganze Gruppe bedeutsamer Faktoren als nicht mehr der archaischen Welt angehörig ausscheiden zu müssen, wäre für H. nicht aufgetreten, wenn er sich durch die archäologische Wissenschaft darüber hätte belehren lassen, daß das 8. und 7. Jahrhundert eine Epochenwende bedeuteten und dementsprechend die auf diese Wende folgende Zeit geistig nun durch eine tiefe Kluft von der zu ihr hinführenden getrennt war.

Lehrt die Betrachtung der archäologischen Hinterlassenschaft eindeutig, daß die von Heuß als Einheit behandelte Periode in Wirklichkeit aus zwei bzw. sogar drei deutlich voneinander geschiedenen Zeitaltern besteht, so läßt sich dieses Ergebnis von einer ganz anderen Seite her bestätigen, nämlich von der Verfassungsgeschichte. Es handelt sich hier um ein literarisches Zeugnis von hohem Range, um Aristoteles' knappe, aber inhaltsschwere Bemerkung im vierten Buche seiner »Politik« (10, 10 p. 1297b 16ff.) über den Entwicklungsgang der hellenischen Verfassungen. Nach ihr ist auf die ursprünglichen Königsherrschaften die *πολιτεία* der *πολεμοῦντες* gefolgt, und zwar zunächst die der *ἱππεῖς*, dann die der Hopliten. Die zeitliche Festlegung der *πολιτεία* der letztgenannten ergibt sich ziemlich klar aus dem Text: es ist die mit dem Aufkommen der Phalanxtaktik verknüpfte Timokratie. Phalangen werden bereits auf korinthischen Vasen des 7. Jahrhunderts v. Chr. abgebildet; die neue Taktik gehört zu den grundlegenden Voraussetzungen der Neuordnung Lykurgs in Lakonien[9]. Aristoteles spricht ausdrücklich vom Aufstieg der Stadtstaaten als Vorbedingung für die militärische Wandlung zum Hoplitenheer als neuem Kern der Streitmacht und für die hiermit verbundene Verbreiterung der staatstragenden Schicht, die Urform der Demokratie. Wir werden also für das Aufkommen dieses Verfassungstypus auf die große Wendezeit des 8.—7. Jahrhunderts verwiesen. Die *πολιτεία* der *ἱππεῖς* legte das Schwergewicht auf den Reiteradel, weil er für die Kriegführung den Ausschlag gab. Ausdrücklich weist Aristoteles auf den tiefgreifenden Unterschied zwischen dem Fußvolk der Phalanxzeit und dem dieser Ritterzeit hin. Dem letzteren seien taktische Gliederung und Erfahrung — wir können das präzisieren durch den grundlegenden Begriff »Disziplin« — unbekannt gewesen, so daß es für die Kriegführung so gut wie unbrauchbar war und die berittenen Einzelkämpfer die eigentliche Kampfkraft darstellten. Das ist der Zustand, den die homerischen Gedichte schildern und der sich von dem späteren genau so grundlegend unterscheidet wie die »Fußspießer« in der Blütezeit unseres mittelalterlichen Rittertums von dem

9. Vgl. die Darlegungen in meinem Buche »Grundlagen und Sinn der griechischen Geschichte« (1945) S. 227ff. Zur Aristotelesstelle vgl. ebenda S. 420.



Abb. 1

schlachtentscheidenden Gewalthaufen der Schweizer und Landsknechte zu Beginn der Neuzeit. Mit diesem kriegerischen ist ein völlig veränderter politischer Stil verbunden. Dem Staat des heraufkommenden Bürgertums steht der des reisigen Kriegeradels, der ritterlichen Aristokratie, als sein Vorläufer gegenüber, der Poliszeit die Adelszeit[10]. Der Unterschied ist so tiefgreifend wie der der orientalisierenden Kunst von der geometrischen.

10. Es braucht kaum betont zu werden, daß auch hier wie bei allen geschichtlichen Epochen die Übergänge fließend waren und Überschneidungen usw. auftraten, weshalb man sich so gern verleiten ließ und läßt, nun die Epochenwenden ganz zu mißachten. Was wird nicht alles unter »Adelszeit« verstanden! Nur nebenbei sei vermerkt, daß die *ἱππεῖς* der Ritterzeit, also des sogenannten griechischen Mittelalters, nicht verwechselt werden dürfen mit dem späteren Reiterkorps. Daß zwischen beiden ein wesenhafter Unterschied besteht, wie zwischen unseren mittelalterlichen Rittern und der neuzeitlichen »Kavallerie«, zeigt der Name Hippeis für die Elitetruppe der spartanischen Phalanx, die zu Fuß focht. Vgl. Grundlagen S. 229. Über die spartanische und attische Reiterei der historischen Zeit siehe Kromayer-Veith, Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer (1928), S. 39 und 53f. Nur in den kulturell zurückgebliebenen Gebieten der griechischen Welt, in Thessalien, Böotien und Euböa, spielte die Reiterei noch später eine erhebliche Rolle und war offensichtlich, wie die makedonische, ein Überlebsel aus der Zeit vor dem Aufkommen der Demokratien. Vgl. Kromayer-Veith S. 64. 95f. Daß die Hippeis der zweiten Schatzungsklasse Solons den Namen der alten »Ritterschaft« festhielten und in dieser Hinsicht neben die spartanischen Hippeis gehören, scheint mir (gegen Busolt-Swoboda, Griechische Staatskunde 2, 1926, S. 823)

In der Tat werden wir mit der *πολιτεία* der *ἱππεῖς* in das »geometrische« Zeitalter hinaufgeführt. Dieser Staat der *πολεμοῦντες* hebt sich trotz seiner scharfen Gliederung in die *ἱππεῖς* und die *ὁπλῖται* als zusammengehöriger Verfassungstypus von dem der vorangehenden *βασιλεῖαι* in Hellas ab. Diese ragten in großen Teilen der griechischen Welt bis in hellhistorische Zeiten hinein. So kann unter ihnen nicht lediglich das Königtum der mykenischen Periode zu verstehen sein, zumal dieses ja durch ein weithin gebietendes Oberkönigtum bzw. Großkönigtum, wie das des Agamemnon in der Heldensage, besonders charakterisiert wird[11], sondern offenbar die Verfassung des Zeitalters, das uns kunstgeschichtlich in den Funden des submykenischen und protogeometrischen Stils entgegentritt. Wie man sieht, lassen sich das archäologische Bild der frühgriechischen Entwicklung mit seinen drei Perioden von 1200/1150 — etwa 900, von etwa 900—750/650 und von da ab bis zur Geburt der Klassik und das unstreitig auf beste Überlieferung zurückgehende Zeugnis des Aristoteles über den Gesamtablauf der älteren griechischen Verfassungsentwicklung unschwer miteinander in Übereinstimmung bringen. In der kunstgeschichtlichen Epochengliederung spiegelt sich die Struktur des Gesamtverlaufs der älteren Geschichte von Hellas. Soll die Erforschung der archaischen Zeit Griechenlands als geschichtlicher Epoche in richtige Bahnen gelenkt werden, muß zunächst einmal dieser Struktur gebührend Rechnung getragen werden. Eine Behandlung der älteren griechischen Geschichte von 1200 bis zu den Perserkriegen als zeitlicher Einheit, wie sie Heuß versucht hat, mengt ganz heterogene Dinge durcheinander und versucht mehr oder weniger krampfhaft, sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Sie verunklärt statt aufzuhellen. Es hat wenig Sinn, auf die in ihr vertretenen Thesen im einzelnen einzugehen, wenn sich herausgestellt hat, daß das Fundament nicht tragfähig ist, auf dem der luftige Bau errichtet wurde.

evident, wenn man die bescheidene militärische Rolle und die niedrigen Zahlen der attischen Reiterei seit dem Aufkommen der Demokratie bedenkt (siehe Kromayer-Veith a. O. S. 45. 52f.).

11. Vgl. dazu meine »Grundlagen« S. 207ff. 413ff. — Neuerdings erklärt F. Matz in seiner schönen, reichhaltigen Behandlung der Ägäis im zweiten Band des Handbuches der Archäologie von Otto und Herbig (1950) S. 303, die Annahme eines mykenischen »Großreiches« habe sich als kaum noch haltbar herausgestellt, und beruft sich dafür auf einen Aufsatz von W. Otto aus dem Jahre 1932! Andererseits erkennt er eine Vormachtstellung der Herren von Mykene und Tiryns über die Inseln und Teile der kleinasiatischen Küste in Übereinstimmung mit der Sagenüberlieferung und den Bodenfunden an. Matz' Behauptung, das in meinem Buche entworfene Bild entferne sich in wesentlichen Stücken weit von der gegebenen Grundlage der archäologischen Quellen (S. 179), hat mich überrascht, wo mir Walbank (siehe oben S. 201 Anm. 8) gerade vorhält, ich hätte mich zu stark von Archäologie und Kunstgeschichte leiten lassen. Ich habe mich allerdings von der bislang üblichen Ausdeutung des Fundmaterials zuweilen weit entfernen müssen, aber, wie ich hoffe, nicht von den Quellen.



Abb. 2

4.

Die Frage kann nun gestellt werden, welcher der drei durch das Fundmaterial und durch ein erstrangiges literarisches Quellenzeugnis gesicherten Perioden der Name »archaisch« zukommt. Erhält eine von ihnen diesen Namen, so können unmöglich die anderen, zu dieser in fühlbarem Gegensatz stehenden, von ihm mitumfaßt werden. Der Name »archaisch« selber hat sich so fest eingebürgert, daß er als terminus technicus unentbehrlich geworden ist. Bekanntlich entstammt er der Kunstbetrachtung. Der klassizistische Geschmack der Goethezeit empfand die vorklassischen Plastiken als »altertümlich« und wollte damit zum Ausdruck bringen, daß sie zum hellenisierenden Kunstschaffen seiner eigenen Gegenwart in keiner maßgeblichen Beziehung stehen könnten. Später änderte sich die künstlerische Einstellung; das Klassische trat zurück, so sehr, daß es im letzten Menschenalter fast wiederentdeckt werden mußte, und das historisch gestimmte Empfinden begeisterte sich für das Anfangshafte, Primitive, als das ihm die griechische Kunst namentlich des 6. Jahrhunderts v. Chr. erschien. »Archaisch« war ein Wertbegriff geworden und rückte in die Nähe dessen, was man in der zeitgenössischen Kunstübung des 20. Jahrhunderts »modern« nannte. Damit hängt zusammen, daß von der Altertumswissenschaft die inzwischen entdeckten, noch nicht zu monumentaler Form gelangten *Vor*stufen der Kunst des 6. Jahrhunderts paradox genug nicht

mehr als »archaisch«, im Sinne von »altertümlich, den Anfängen nahestehend«, bezeichnet wurden, sondern als »orientalisierend«, als ob nun die spezifisch »archaischen« Werke des 6. Jahrhunderts keine orientalisierenden Züge aufwiesen und die orientalisierende Kunst nicht anfangshafter, eben archaischer als die archaische des 6. Jahrhunderts wäre, von der geometrischen ganz zu schweigen! Für die Geschichte der griechischen Kunst ist jedoch seitdem der Begriff »archaisch« fest mit der Monumentalkunst der Zeit vor den Perserkriegen verbunden. Daran wird man nichts ändern wollen, mag auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nun fast verlorengegangen sein.

Für den Historiker kann die archaische Zeit Griechenlands also nur die letzte der oben festgestellten drei Perioden der griechischen Frühgeschichte sein. Es ist das Zeitalter, das mit dem es beherrschenden Widerstreit zwischen »Demokratie« und »Tyrannis«, zwischen Freiheit und Gebundenheit im staatlichen, wirtschaftlichen, geistigen und religiösen Leben, dem Bilde der in ihm erblühten, nicht minder spannungsreichen »archaischen« Kunst vollkommen entspricht[12]. Aus dieser Parallele erhellt zugleich, wie unzutreffend und subjektiv die noch immer begegnende, unserem subjektiven Empfinden entspringende Bewertung der Archaik als einer Art Kindheitsperiode griechischer Kunst ist. Nicht um kindliche Anfänge handelt es sich bei ihr, die dann doch einer von außen kommenden Leitung und Erziehung bedurft hätten, wie sie die frühe mykenische Kunst von seiten der minoischen und orientalischen erhielt, sondern um den Anbruch einer Reifezeit. Gerade die enge Anlehnung an den Orient in der Archaik beweist dies, handelt es sich bei ihr doch in der Hauptsache nicht um ein erstes stammelndes Lernen, sondern um das freie Schalten mit einem frei gewählten Ideal, wie es nur bedeutenden, ausgereiften Künstlern möglich ist. Wer einmal reife »archaische« Skulpturen oder Tempel im Original gesehen hat, wird im Ernste nicht mehr daran denken, sie als etwas Anfangshaftes anzusprechen. Man nehme zeitgenössische Erscheinungen aus dem Bereiche der Dichtung und des Staatslebens hinzu: wer wird die Gedichte eines Archilochos oder Alkäos oder gar einer Sappho, wer wird vor allem eine Gestalt wie die Solons von Athen als ‚Vorstufen' betrachten wollen? Reife und Vollendung, in ihrem Können wie in ihrer Menschlichkeit, sind die Kennzeichen solcher Menschen, in denen sich das »archaische« Zeitalter als das der ‚Sieben Weisen' besonders sichtbar

12. Vgl. meine Grundlagen S. 225ff. Damit kommen wir zu einer Rekapitulation der communis opinio. Letzteres scheint Heuß, wie seine Bemerkung S. 50 Anm. 15 gegen H. Bengtson zeigt, a priori abzulehnen. Wie aber, wenn die communis opinio recht hat? Und das hat H. Bengtson mit seiner oben S. 196 Anm. 1 zitierten sorgfältigen Kritik an H. Berves »Miltiades« gehabt; darüber ist meines Erachtens kein Zweifel möglich.



Abb. 3

verkörperte. Die Dimensionen früher Tempelanlagen und Statuen, die Größe mancher technischen Leistung der Zeit, die Kraft und der Wohlklang »archaischer« Poesie, die in der unendlich folgenschweren Geburt der Philosophie gipfelnde geistige Entwicklung, schließlich die Frühformen des spezifisch hellenischen Polis-Staates sind alles andere als anfangshaft, so wenig wie es die Qualität archaischer Marmorfiguren und Tempel ist. Auch das Nebeneinander des Strebens nach »Disziplin«, nach Einordnung in ein Staatswesen, und des Erwachens und der freien Entfaltung der Einzelpersönlichkeit ist in keiner Weise Kennzeichen von Unreife und Primitivität, sondern eines Ringens um höchste menschliche Werte, um die Konstituierung einer neuen Welt, ‚Europas'. Man könnte bald versucht sein zu fragen, was schwieriger und bedeutsamer gewesen sei: Europa zu verteidigen und zu vollenden — die Leistung der Klassik — oder es überhaupt erst zu schaffen — das Werk der archaischen Epoche!

Eben in diesem welthistorischen Sinngehalt: Schaffung, Verteidigung und Vollendung des vorchristlichen ‚Europa' als einer neuen Form der Hochkultur, schließen sich archaische Periode und Klassik zu einer Einheit sowohl gegenüber dem »griechischen Mittelalter« wie der hellenistischen »Moderne« zusammen, von denen jene ja noch auf dem Wege zum »Hellenentum« ist (ein Begriff, der bekanntlich damals noch gar nicht existierte), während diese bereits über es hinausschreitet. Das Kennzeichen der archaischen wie der klassischen Epoche im politischen Leben ist der Polisstaat und die nur mit ihm gegebene und in ihm möglich gewordene Entwicklung der Demokratie. Hierin ist unser Urteil streng durch die Zeugnisse aller unserer Quellen gebunden; wer den reinen Stadtstaat »seinem Wesen und seiner politischen Zielstrebigkeit nach« als im Grunde negatives Phänomen ansieht, wie es auch wieder bei Heuß S. 44 durchklingt, verbaut sich den Zugang zum Verständnis der griechischen Geschichte. Ich darf mir ersparen, an dieser Stelle darauf einzugehen, und auf mein bereits zitiertes Buch verweisen, in dem hierüber ausführlich gehandelt worden ist.

5.

Wohl aber seien einige Bemerkungen gestattet zu dem vielbesprochenen Problem »Orient und Griechentum«, das mit der Frage nach dem Charakter des sogenannten archaischen Zeitalters und seiner Kultur aufs engste verknüpft ist. Archaische und klassische Kultur und Kunst, durch zahlreiche Gemeinsamkeiten zu einer Einheit zusammengeschlossen, unterscheiden sich dennoch tiefgreifend voneinander. Das tritt besonders deutlich hervor in ihrer Stellung zum orientalisierenden Ideal, das die große Wendezeit des 8./7. Jahrhunderts v. Chr. aufgerichtet und dem geometrischen erfolgreich entgegengestellt hat. Während die Klassik, in deren Kunst die perspektivische Seh- und Darstellungsweise sich voll durchsetzt, dieses Ideal überwindet und sich ihm als Siegerin über das Morgenland und Retterin Europas weitestgehend entzieht, spielt es umgekehrt in der ‚Archaik' eine entscheidend wichtige Rolle auf allen Lebensgebieten. Was an archaischer Plastik und Architektur einer isolierenden Betrachtung als anfangshafte Unbeholfenheit, Starrheit und Gebundenheit erscheint, ist in Wahrheit großenteils die Auswirkung jenes mit dem 8. Jahrhundert hervortretenden orientalisierenden Ideals, wie denn überhaupt die Verbindung zwischen Hellas und dem Orient bis zum Ausgang des 6. Jahrhunderts ganz lebendig geblieben ist. Wie künstlerische Anregungen und Vorbilder, so kamen vom Morgenlande auch tief in das Leben eingreifende wirtschaftliche Neuerungen, wie die Münzprägung der Lyder, in die hellenische Welt. Der »orientalisierende« Staat in der Epoche war die Tyrannis, mit ihrem offensichtlich aus Lydien übernommenen Namen. Heuß meint zwar (S. 45 f.), die ältere Tyrannis sei eine Fortsetzung des



Abb. 4

Adelsregimes gewesen; aber die zahlreichen Einschränkungen, die er gleichzeitig zu dieser These macht, lehren schlagend, daß sie verfehlt sein muß, zeigt doch schon die erbitterte Feindschaft, die zwischen Adel und Tyrannen überall bestand, zur Genüge, wie wenig eins mit dem anderen zu tun gehabt haben kann. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn »als Ergebnis dieser Epoche selbstgewollter Bindung an das fremde Ideal . . . die völlige Befreiung der hellenischen Schöpferkraft und Eigenart, als reife Frucht der Archaik ihr Gegenpol, die Klassik, als entscheidende Leistung der orientalisierenden Epoche die Geburt der klassisch-europäischen Hochkultur vor uns steht«[13]. In Wirklichkeit entsprach der wie ein Umweg anmutende und von vielen Fachleuten und Laien unwillkürlich noch immer als solcher angesehene Weg über die Vorbilder Vorderasiens und Ägyptens nur dem indogermanisch-weltoffenen Wesen des Griechen-

13. Grundlagen S. 226.

tums, auf dem allein es zu einer eigenen, jenen Urkulturen der Menschheit ebenbürtigen, ja bald sogar überlegenen Hochkultur zu gelangen vermochte[14]. Wer den Geist der archaischen Epoche erfassen und charakterisieren will, darf meines Erachtens an dieser Grundtatsache nicht vorübergehen oder vorbeisehen. Es genügt nicht, nur das Ergebnis des großen geistesgeschichtlichen Prozesses zu betrachten und zu unterstreichen. Das hat schon Philippos von Opus in dem vielzitierten Satz der Epinomis (987 d) unübertrefflich einfach und klar gesagt: *λάβωμεν δὲ ὡς ὅτιπερ ἂν Ἕλληνες βαρβάρων παραλάβωσι, κάλλιον τοῦτο εἰς τέλος ἀπεργάζονται.* Mindestens so wesentlich, wenn nicht noch wesentlicher — und jedenfalls dem historisch Forschenden gemäßer — ist die Aufgabe, den Ablauf jenes Prozesses so weit wie möglich zu rekonstruieren.

G. Karo hat es einst (a. O. S. 106) für »eine der bedeutendsten und zugleich der schwersten Aufgaben antiker Kultur- und Kunstgeschichte« erklärt, »den ältesten Einflüssen des Orients auf Griechenland nachzuspüren«, und festgestellt, daß »der Kern des ganzen Problems, die Frage nach der Bedeutung des Orients für althellenische Kultur und Kunst, noch keineswegs gelöst« sei, »trotz zahlreicher und oft vortrefflicher Vorarbeiten und Einzelstudien«. Seitdem diese Sätze geschrieben wurden, ist bald ein Menschenalter vergangen, aber sie haben ihre Aktualität behalten und stellen eine dringende Mahnung an die Altertumsforschung dar, die hier, wenn überhaupt, einen Einblick in die Besonderheit »europäischer« Seelenverfassung zu nehmen vermöchte. Unsere Kenntnisse der Beziehungen zwischen Orient und Griechentum haben sich ganz erheblich erweitert; Zusammenhänge sind aufgedeckt worden, die man ehedem nicht einmal ahnen konnte, und mit ihnen wurde das Bild des archaischen Hellas immer farbenprächtiger und reicher.

Um so überraschender wirkt es, wenn wieder und wieder skeptische Stimmen laut werden, die die Bedeutung des Alten Orients für die Herausbildung der spezifisch hellenischen Kultur seit dem 8. vorchristlichen

14. Vgl. a. O. S. 252. — Walbank rügt die in meinen Grundlagen (S. 200 und sonst) angeführten Vorzüge der »indogermanischen Seele« als unbescheiden(!) und als Auswirkung von 15 Jahren under the insidious influence of the Blut und Boden school (a. O. S. 161). Hätte er genauer hingesehen, so hätte ihm nicht entgehen können, daß meine Ausführungen eine unmißverständliche Polemik gerade gegen jene »Schule« enthielten. Wenn er sich schon mit ihr befaßte, hätte er den Katalog der angeblichen Tugenden, die sie der »indogermanisch-nordischen Rasse« zuschob und die in der Richtung von Nietzsches »Herrenmoral der blonden Bestie« lagen, mit den von mir gegebenen vergleichen sollen. — Will W. die Indogermanen gegen allen geschichtlichen Augenschein auf ein und dieselbe Stufe stellen mit Hunnen, Awaren, Tataren usw. usw.? Will er es mit dem großen Gegenspieler der indogermanischen Völkerfamilie, den Semiten, ebenso machen? Er wirft mir Mystizismus vor, ich ihm — gelinde gesagt — Oberflächlichkeit. Mögen wir uns beide irren!



Abb. 5

Jahrhundert auf ein Minimum reduzieren oder gar ganz leugnen möchten. Hervorgerufen werden sie zumeist durch einen Übereifer, der nach orientalischen »Einflüssen« im frühen Griechentum fahndet und erhebliche Teile hellenischer Kultur einfach aus dem Orient herleitet. Seit der scharfen Kritik, die Oswald Spengler an der Einflußtheorie übte[15] und die seitdem weithin, namentlich in der archäologischen Literatur — zumeist ohne Quellenangabe — begegnet, sollte man möglichst vermeiden, von »Einflüssen« zu sprechen, und statt dessen den wesentlich zutreffenderen Terminus »Übernahme« (o. ä.) verwenden. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß darüber hinaus das Pendel bedenklich zur Gegenseite hin ausgeschlagen ist. Spengler meinte, das griechische Formwollen habe den altorientalischen Kunstbeständen (sic!) einige Merkmale entnommen, die es auch ohne sie in irgendeiner Art gefunden hätte. Man habe von dem toten Bestand,

15. Untergang des Abendlandes 2 (1922) S. 65ff.

den man vor sich hatte, nur das wenige wirklich gesehen, was man wünschte, und zwar so, wie man es wünschte, etc. Kürzlich hat von archäologischer Seite her M. Wegner[16] erklärt: »Man begreift nur, was der eigenen Anlage gemäß und seiner Entwicklung zugänglich ist, findet nur, was auf dem Wege liegt, den man eingeschlagen hat«. So einleuchtend solche Formulierungen auch klingen mögen, so wenig darf übersehen werden, daß sie alles andere als erwiesener Besitz der Wissenschaft sind. Es sind Glaubensbekenntnisse derer, die sie aussprechen, mehr nicht. Hat die Feststellung der Herkunft von Kulturgütern wirklich nur, wie Wegner meint, ein statistisches Interesse für die Erhellung politischer und wirtschaftlicher Völkerbeziehungen? Oder eröffnet sie uns einen Einblick in die Geschichte des Geistes, dessen Weg dem oberflächlichen Blick so häufig als überflüssiger, zufallsbedingter »Umweg« erscheinen will? Stehen sich hier nicht zwei Betrachtungsweisen gegenüber: die archäologische, die auf das *Wesen*, und die historische, die auf das *Werden* abzielt?

Jede neue Ausgrabung auf morgenländischem Boden belehrt uns über die Lückenhaftigkeit unseres Wissens und unseres Quellenmaterials. Die jüngst erfolgte Aufdeckung zahlreicher reliefgeschmückter steinerner Orthostaten aus dem ausgehenden 8. Jahrhundert v. Chr. in dem durch seine umfangreichen phönikisch-hieroglyphenhethitischen Bilinguen rasch berühmt gewordenen Karatepe im kilikischen Taurusgebiet hat neben vielen anderen Überraschungen Darstellungen von Leiern geliefert, die von den bislang aus den orientalischen Funden bekannten abweichen, dafür aber auf griechischem Gebiet geradezu verblüffende Parallelen haben. M. Wegner, der diese Funde offenbar noch eben vor Abschluß der Drucklegung seiner verdienstvollen Studie über die Musikinstrumente des Alten Orients (1950) auswerten konnte, stellte mit Recht fest, daß von griechischen Einwirkungen in diesem Raum zu so früher Zeit nicht die Rede sein kann. Er möchte daher die Ähnlichkeit nicht durch ost-westliche Beziehungen, sondern durch Konvergenz erklären und erinnert daran, daß im 2. Jahrtausend mykenische Einflüsse bis in den phönikischen und nordsyrischen Raum gelangten. Sie seien der gemeinsame Ausgangspunkt einer

16. In seinem gehaltvollen Büchlein über »Die Musikinstrumente des Alten Orients« (1950) S. 8. Wenn W. hier die Stärke »junger Völker« und den »Zugriff« als »eigenmächtige Tat« feiert, so ist mir bei solchen Formulierungen, offen gestanden, ebensowenig wohl, wie wenn ich jetzt bei Fr. Matz in seiner sonst so trefflichen Kunstgeschichte wieder von der »blutmäßigen Bedingtheit« künstlerischer Formen lese. Wir haben schaudernd miterleben müssen, wie man in der Hitlerzeit von der Stärke »junger Völker« redete — nein, brüllte, und wie man sie unter Berufung auf ihr angebliches »Blutserbe« zum »Zugreifen« und zur scheußlichen »eigenmächtigen Tat« aufrief und verführte. Der moralische und materielle Scherbenberg, den der so in Angriff genommene »Neubau« hinterließ, sollte doch endlich zu einer Überprüfung zumindest unseres Vokabulars Anlaß geben.



Abb. 6

unter verwandten Bedingungen selbständig und unabhängig voneinander erfolgten Formentwicklung in Ost und West gewesen[17]. Damit wäre man der Verpflichtung enthoben, direkte Beziehungen im 8. Jahrhundert anzunehmen, bei denen das Hellenentum der nehmende Teil gewesen wäre. So künstlich die Hypothese Wegners anmutet, so wenig kann sie widerlegt werden, da archäologisches Fundmaterial mehrdeutig ist und fester Boden nur von einer zuverlässigen schriftlichen Überlieferung aus zu gewinnen ist[18]. Eine solche Überlieferung ist weder für die Geschichte der Leier

17. S. 57f. Daß der Nachweis der stufenmäßigen Entwicklung einer Form, wie sie Wegner als Argument ins Treffen führt, nichts gegen das Vorliegen eines fremden Vorbildes zu beweisen vermag, macht Matz, Geschichte der griechischen Kunst 1, S. 387 am Beispiel früharchaischer steinerner Becken deutlich.

18. Vgl. dazu E. Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1942.

noch für die der Säule etc. vorhanden[19]. Will man Klarheit gewinnen, ob bei den griechisch-orientalischen Berührungen echte Übernahme oder bloße Konvergenz zweier Entwicklungsreihen vorliegt, — und das bedeutet: ob es sich bei der Herausbildung der griechischen Kultur nur um die Entfaltung einer pflanzenhaft aufwachsenden »Kulturseele« im Sinne Spenglers (und damit um ein keinem wissenschaftlichen Einblick zugängliches Wunder) handelte oder um einen geistesgeschichtlichen Lern- und Schaffensprozeß, der wissenschaftlich erkennbar und dem abendländischen Menschen noch heute im Grundsätzlichen nachvollziehbar ist[20] —, so muß man Ausschau halten nach einem Kulturgut, für dessen Herkunft und Verbreitung zuverlässige schriftliche Kunde vorliegt. Ein solches können wir erblicken in dem als besonders charakteristisches Kennzeichen hellenischer Waffenrüstung und sprechendes Zeugnis hellenischen Schönheitssinnes allbekannt gewordenen griechischen Helmbusch. Auch für die Genesis dieser eigenartigen, aus dem Bilde griechischer Kunst gar nicht wegzudenkenden Schöpfung haben die neuen Ausgrabungen vom Karatepe überraschende Aufschlüsse erbracht, deren Auswertung dringend geboten erscheint[21].

6.

Die mächtige, fast halbkreisförmig über die Helmkappe griechischer Kriegerfiguren sich hinziehende »Raupe« aus Roßhaaren, die in einem prachtvollen, bis fast zu den Hüften herabreichenden Schweif ihren Abschluß findet, unterscheidet sich — namentlich hinsichtlich ihrer künstlerischen Durchbildung — so erheblich von allem, was man sonst als Helmschmuck kennt, daß sie seit dem Aufstieg des Hellenentums zur Weltgeltung mit der Kolonisation der Mittelmeerküsten überall dort, wo sie angetroffen wird, ein sicheres Kennzeichen für das Vorliegen griechischer Einflüsse bietet. Es darf als gesichert gelten, daß sie in der ganz eigenartigen Form, die mit dem 8. Jahrhundert vor uns steht, nirgends, vor allem im westlichen Mittelmeerraum, sich unabhängig entwickelt hat.

19. Es sei daran erinnert, daß ein Kenner wie H. Schrader sich bemühte, Beziehungen zwischen dem Typ der sogenannten Apollofigur und ägyptischen Statuen abzustreiten; vgl. die instruktive Erörterung auf S. 17 seines Büchleins über „Archaische griechische Plastik" (1933).

20. Die französische Sprache gestattet, beide Formen als *développement* und *évolution* voneinander zu scheiden, wo wir im Deutschen nur von »Entwicklung« reden.

21. Abbildungen der in Frage kommenden Reliefplatten bietet in der mir zugänglichen Literatur der kurze Grabungsbericht von Halet Çambel, Oriens 1 (1948) S. 147ff., Taf. Va, VIIb und IXa sowie der erste Vorbericht von H. Th. Bossert unter anderem über die Ausgrabungen auf dem Karatepe (Karatepe Kazilari, Ankara 1950), Taf. XIII 64 und 69 (= Oriens 1, Taf. VIIb), dessen Kenntnis ich der Freundlichkeit F. W. Dörners verdanke.



Abb. 7

Eben deshalb ist sie als ein über den engen Gebrauchszweck einer bloßen Verstärkung und Vergrößerung des Helms hinausgehobenes Formelement in die Reihe dekorativer Schöpfungen aufzunehmen, deren Entwicklungsgeschichte Fingerzeige liefert für das Werden der künstlerischen Formensprache des Griechentums. Wie intensiv der hellenische Geschmack an der Durchbildung dieser Form arbeitete, lehrt das archäologische Material auf Schritt und Tritt. Es spricht sich auch darin aus, daß die Aufgabe, die prächtige Raupe mit dem Helm zu verbinden, ursprünglich in doppelter Weise gelöst worden ist (Abb. 1). Einmal liegen der Busch und der ihn tragende Bügel auf der Helmkappe auf. Es ist die Form der Anbringung, die sich in klassischer Zeit überall durchgesetzt hat, offenbar weil sie die zweckmäßigste war und — mit Recht — als schönste empfunden wurde. Sie begegnet bereits auf den frühesten hellenischen Denkmälern, insonderheit den protokorinthischen Vasen. Neben ihr tritt eine zweite Art auf,

bei der der Buschträger nur mit dem unteren Ende auf der Helmkappe fest aufsitzt und sich im übrigen in mehr oder weniger steilem Bogen frei über ihr emporrichtet. Der in solcher Weise hochgeführte Bügel brachte die mächtige Helmraupe noch stärker zur Geltung. Diese zweite, frei emporragende Form des *λόφος* kommt, soweit ich sehe, nur in vorklassischer Zeit vor. Sie steht der ihr vorangehenden Form der geometrischen Zeit, der in die Spitze der Helmkappe eingelassenen, sich oben verjüngenden Röhre, in die der Busch gesteckt wurde[22], am nächsten.

Der Raupenhelm erscheint bekanntlich auch auf vorderasiatischen Denkmälern des ersten vorchristlichen Jahrtausends, vor allem in Assyrien und dem späthethitisch-nordsyrischen Kreise. Und zwar treten bei ihm die beiden Arten der Verbindung von Helmraupe und Helmkappe auf, die aus Hellas bekannt sind. Es kann deshalb kein Zweifel sein, daß hier Beziehungen zwischen Westen und Osten vorliegen müssen, die diese Gleichartigkeit allein zu erklären gestatten. Der nächstliegende Gedanke wäre, in den vorderasiatischen Kriegerfiguren mit Raupenhelm Darstellungen griechischer, speziell jonischer Söldner zu erblicken. Solche meint W. Andrae in Reliefs aus der Zeit des Assyrerkönigs Sanherib erkennen zu sollen[23] (Abb. 6 und 7). B. Meißner machte darauf aufmerksam[24], daß diese Helmform bereits auf Reliefs aus der Zeit Tiglatpilesers III. (745—727 v. Chr.) auftritt. Damit kommen wir in chronologische Schwierigkeiten, da für so frühe Zeit keinerlei Zeugnisse für die Anwesenheit jonischer Reisläufer im Orient vorliegen. Außerdem ist der Raupenschmuck der assyrischen Helme ganz wesentlich schmaler und kleiner als der der griechischen, ist mehr bürstenförmig; der für den hellenischen Helmbusch charakteristische mehr oder weniger lang herabhängende Schweif fehlt in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle oder ist zu einer Art von Bändchen verkümmert, das vom Ende der hochgestellten Raupe gerade bis zur Mitte der Helmkappe herabhängt[25]. Daß bei der Genauigkeit der assyrischen Darstellungen auch die Bewaffnung originalgetreu wiedergegeben ist, kann schwerlich bezweifelt werden. Die assyrische Tracht, vor allem Haar- und Barttracht, die die Krieger mit dem Raupenhelm tragen, spricht doch wohl dagegen, in ihnen »Fremdvölker« sehen zu wollen. Viel größer ist die Ähnlichkeit der auf den späthethitischen Skulpturen von Karkemisch (Abb. 9) und jetzt vom Karatepe (Abb. 5 und 8) dargestellten Helm-

22. Vgl. E. Kukahn, Der griechische Helm (1936) S. 50; F. Krischen, Homerische Helme, Philologus 97 (1948) S. 184ff.

23. Das wiedererstandene Assur (1938) S. 3 und 38; Handbuch der Archäologie 1 (1939) S. 270 Anm. 1. Ebenso F. Wetzel, Assur und Babylon (1949) S. 44.

24. Deutsche Literatur-Zeitung 1939, Sp. 228.

25. Vgl. die Abbildungen im Handbuch der Archäologie 1, Tafel 170, 2 und bei Wetzel a. O. S. 43.



Abb. 8

buschformen mit griechischen, die schon den Gedanken an eine Leibgarde der betreffenden Fürsten aus jonischen Söldnern nahelegen konnte. Leider ist die Datierung dieser Reliefs nicht gesichert. Während V. Christian[26] für die Karkemisch-Reliefs an die Mitte des 9. Jahrhunderts denken wollte, sind andere Sachkenner bis in das 8. Jahrhundert herabgegangen[27]. Der Untergang des Reiches von Karkemisch im Jahre 717 bildet den terminus ante quem. Die Reliefs vom Karatepe gehören aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit zwischen 732 und 715 v. Chr.[28]. Erst etwa ein halbes Jahrhundert später sind jonische und karische Söldnertruppen in Ägypten erschienen, entsandt vom Lyderkönig Gyges an Psammetich I., um diesen

26. Archiv für Orientforschung 1933, S. 13.

27. A. Moortgat, Die bildende Kunst des Alten Orients und die Bergvölker (1932) S. 110; »vielleicht schon 8. Jahrhundert«: H. Th. Bossert, Alt-Anatolien (1942) S. 73.

28. Vgl. Bossert, Oriens 1 (1948) S. 191.

bei seiner Erhebung gegen die assyrische Herrschaft wirkungsvoll zu unterstützen. Die Neuheit dieses Faktors spiegelt sich in der Geschichte von den »ehernen Männern aus dem Meere«, die Herodot (2, 152) berichtet. Sie wäre nicht zu begreifen, wenn damals solche Reisläufer zu ganz geläufigen Erscheinungen gehört hätten. Jedenfalls hat ihre kriegerische Kraft maßgeblich dazu beigetragen, die Assyrer aus dem Nillande zu vertreiben. Dagegen ist die befestigte Anlage auf dem Karatepe nach Ausweis der Grabungen noch vor ihrer Fertigstellung den Assyrern erlegen, was nicht gerade von hohem militärischem Wert der angeblichen Söldner zeugen würde. Auf einem der sehr roh gearbeiteten Reliefs vom Karatepe[29] trägt der in adorierender Haltung vor einem Gotte dargestellte Fürst den Raupenhelm; das verbietet eigentlich, an eine fremdländische Tracht zu denken. Wäre der im langen Rock Dargestellte ein Söldnerführer jonischer oder karischer Abkunft, so würde unter den zahlreichen Inschriften, die die Grabungsstätte geliefert hat, wohl auch das Griechische zu erwarten sein, so wie sich Jonier und Karer unter Psammetich II. am Ramsestempel von Abu Simbel schriftlich verewigt haben. Ins Gewicht fällt auch, daß die Helmraupen von Karkemisch und vom Karatepe bei aller zunächst ins Auge fallender Ähnlichkeit doch von den griechischen durch beachtliche Unterschiede getrennt sind (vgl. unten S. 221ff.).

7.

Von entscheidender Bedeutung ist nun die Einsicht, daß die schrittweise Entwicklung des Raupenhelmes auf altmorgenländischem Boden zu beobachten ist[30], ohne daß man griechischer Einwirkungen für sie bedürfte. Vor allem ist diese Helmform in Assyrien nicht einheimisch, wo vielmehr noch im 9. Jahrhundert unter Assurnasirpal II. und Salmanassar III. auf den Monumenten in der Regel der buschlose Spitzhelm erscheint, der offenbar aus altbabylonischen Formen entwickelt worden ist[31] und sich in der Spätzeit, namentlich auf den Reliefs Assurbanipals, wieder voll durchgesetzt hat[32]. Dafür tritt der Raupenhelm auf den um 848 v. Chr. geschaffenen assyrischen Bronzetoren von Imgur Enlil-Balawat aus der Regierungszeit Salmanassars III. als besonderes Kennzeichen der Urartäer auf[33]. Ihre Helme tragen niedrige, kurze Raupen ohne Schweif, die fest auf der

29. Oriens 1, Taf. VIIb (= 1. Vorbericht Taf. XIII 69).

30. Vgl. dazu H. Bonnet, Die Waffen der Völker des Alten Orients (1926) S. 205ff.

31. Bonnet a. O. S. 203f.

32. Nur ganz selten erscheinen damals noch Helme mit hochgestellter Raupe, z. B. bei einem Krieger aus Assurbanipals Heer in der Araberschlacht; B. Meißner, Die Kultur Babyloniens und Assyriens (1925) Tafelabb. 32.

33. Abbildungen u. a. bei Bossert, Altanatolien S. 318 Nr. 1209f.; Bonnet, a. O. S. 206 Abb. 102c.



Abb. 9

Kappe aufliegen (Abb. 10). Bekanntlich sind die Urartäer in der Folgezeit zu den gefährlichsten Rivalen der Assyrer geworden und haben ihnen von ihrem Reiche im südlichen Armenien aus sogar den Vorrang in Vorderasien streitig machen können[34]. Erst Tiglatpileser III. konnte in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Übermacht der ebenso zähen wie gefährlichen Gegner brechen. Unter ihm erscheinen die Raupenhelme zuerst im Assyrerheere, und zwar in einer Form, die nur als Versuch einer Vereinigung der neuen Helmzier mit dem alteinheimischen Spitzhelm zu begreifen ist. Schon längst hat man diesen Sachverhalt dahin gedeutet, daß die Assyrer die Helmraupe aus Urartu-Ararat übernommen haben[35]. Dabei entwickelten

34. Vgl. A. Götze, Hethiter, Churiter und Assyrer (Oslo 1936) S. 103f. 172ff.
35. J. Hunger, Heerwesen und Kriegführung der Assyrer (1911) S. 15; Bonnet, a. O. S. 206f.

sie eine Verbindung von Raupe und Helm, die lebhaft an den älteren der beiden oben charakterisierten griechischen Typen gemahnt.

Der Raupenhelm ist also bereits für das 9. vorchristliche Jahrhundert in einem Gebiet bezeugt, dessen Kultur in engem Zusammenhang mit dem hethitisch-hurritischen Kreise erwachsen ist[36] und damit seinem Ursprunge nach älter als die griechischen Formen, deren früheste Vertreter nicht über das 8. Jahrhundert hinaufgehen. Sind nun die prächtigen Exemplare solcher Helme, die nach Ausweis der Funde von Karkemisch und vom Karatepe im späthethitischen Nordsyrien und Kilikien in Gebrauch waren, von den urartäischen abhängig, wie H. Bonnet meinte[37]? Das ist schwerlich der Fall, muten doch die niedrigen Raupenkämme, denen der für die nordsyrischen Beispiele so charakteristische Schweif fehlt, eher umgekehrt, wie eine Reduzierung der hethitischen Formen an, genau entsprechend dem Gesamtbilde, das die urartäische Zivilisation im Vergleiche mit der hethitischen bietet. Dem steht die Chronologie nicht entgegen, nach der die bislang aus dem späthethitischen Kreise bekanntgewordenen Beispiele wahrscheinlich rund ein Jahrhundert jünger sind als die Balawat-Bronzen. Längst hat man beobachtet, daß die Helmzier der Krieger von Karkemisch nichts anderes ist als die Ausgestaltung eines althethitischen Typus aus dem 2. Jahrtausend, der Zeit des Großreiches, den für uns das monumentale Relief eines behelmten Gottes am sogenannten Königstor von Bogazköy (Abb. 4) in besonders eindrucksvoller Form repräsentiert. Der hohe, gewiß ebenso wie später die assyrischen aus dem altbabylonischen in ganz eigenartiger Weise herausentwickelte Spitzhelm dieses — an dem vorn angebrachten Hörnern als Gott kenntlichen — Kriegers trägt oben einen gleichfalls spitz zulaufenden Metallkamm[38], von dem ein langes Band bis zum Ellbogen herabhängt[39]. Diese Form hat damals in Syrien weite Verbreitung gefunden, wie die ägyptischen Denkmäler bekunden[40].

36. Vgl. Götze a. O. A. Moortgats grundlegende Forschungen über die Sonderart der hethitischen und der hurritisch-nordsyrischen Kunstdenkmäler werden jetzt ergänzt durch die ausgezeichnete Abhandlung von K. Bittel, Nur hethitische oder auch hurritische Kunst? Zeitschrift für Assyriologie 49 (N. F. 15), 1949, S. 256ff.

37. a. O. S. 206.

38. Bonnet a. O. S. 205 spricht von einem nur wenig auf die Vorderseite des Helmes übergreifenden Bande, was meines Erachtens technisch unvorstellbar ist. Richtig urteilt E. Kunze, Kretische Bronzereliefs (1931) S. 217. Leider weist die Figur gerade an der Stelle eine Beschädigung auf, an der sich das herabfallende Band vom Kamm absetzen müßte. Die bei Bossert, Alt-Anatolien S. 102 Nr. 480, wiedergegebene Vorderansicht läßt deutlich einen metallenen Kamm erkennen.

39. Vgl. die Abbildungen bei Bossert, a. O. S. 100 Nr. 476 und Bittel, Die Ruinen von Bogazköy (1937) S. 20 Abb. 14.

40. Vgl. z. B. das Weihrelief für Baal Safon aus Ras Schamra: J. Friedrich, Ras Schamra (1933) Taf. 1 Abb. 1 (nach Syria 12 Taf. VI). Noch der spätbabylonische Mardukbaliddin-Kudurru aus der Zeit um 720 v. Chr. (Handbuch der Archäologie 1,



Abb. 10

Es ist interessant, jetzt an den neuentdeckten Karatepe-Reliefs beobachten zu können, daß bei ihnen — und zwar sowohl auf den roheren wie auf den sorgfältiger gearbeiteten Platten — im Unterschied zu den griechischen Typen Raupenträger und Schweif, monumental verbreitert, ein einheitliches Gebilde sind, das sich um die nach vorn gekrümmte Spitze des Helmes windet und auf dem die Raupe als besonderes Element aufsitzt. Damit gibt sich letztere als spätere Erweiterung zu erkennen. Um so klarer wird auch hier die Verbindungslinie zum Helmtypus des Gottes von Bogazköy, die schon für die Karkemisch-Funde festgestellt worden ist. Das stimmt bestens dazu, daß unter den nordsyrischen Kleinfürsten es gerade die Könige von Karkemisch waren, die in allem die Tradition des Großreiches von Bogazköy fortsetzten[41]. In den divergierenden Helmbuschformen gibt sich eine erhebliche Erfindungskraft zu erkennen. Während man in Karkemisch an der alten Form des Spitzhelmes festhielt, was bedingte, daß nun Raupe und Schweif als besondere Teile auseinanderfielen, ist im Karatepe die Spitze — wie bei den assyrischen Beispielen — nach vorn gekrümmt worden, um den gleichmäßigen Fluß des Ornaments zu ermöglichen. Damit kommt dieser bislang für uns westlichste Beleg des späthethitischen Raupenhelmes dem griechischen Typus am nächsten, mit dem er auch den tief herabfallenden Schweif gemeinsam hat. In Karkemisch scheint dieser nur bis zum unteren Helmrande gereicht zu haben. Nach der Bildung der Wangenklappen, die bei den Helmen des Kriegerfrieses von Karkemisch die Ohren freilassen, dafür aber das Kinn mitschützen, während die Darstellungen vom Karatepe sich mit der Form des Reliefs von Bogazköy decken, würde der Typus von Karkemisch der

Taf. 173, 2) zeigt diesen Typus. Syrische Helmkappen, die als Tributsendungen im Neuen Reich nach Ägypten gelangten, mit vom Scheitel herabhängendem Schweif: Bonnet a. O. S. 207f. Abb. 103; W. Wolf, Die Bewaffnung des altägyptischen Heeres (1926) S. 96f. Abb. 67 und 68.

41. Vgl. Ed. Meyer, Geschichte des Altertums² 2, 2 (1931) S. 369f.

entwickeltere sein. Jedenfalls wird deutlich, daß der Ursprung des Raupenhelmes im hethitischen Bereich zu suchen ist, wo er in der Tat auch seine reichste Ausgestaltung erfahren hat[42]. Entstanden ist er aus der Verbindung von Mähne und Schweif des Rosses mit dem Helm[43]. Auf assyrischen Schlachtreliefs des 9. Jahrhunderts werden die Pferde vom Gespann des Assyrerkönigs und die des besiegt flüchtenden feindlichen Königswagens durch einen raupenartigen Schmuck, offenbar aus Roßhaar, aus den übrigen herausgehoben[44]. Auch auf den Reliefs aus Karkemisch, auf dem der Fürst mit einem Kriegswagen über den gefallenen Gegner hinwegsprengt, begegnet ein solcher Schmuck; nur ist er hier eine auf hochragendem, gekrümmtem Bügel befestigte Raupe aus Mähne und Schweif, die genau der des Kriegerhelmes gleicht[45] (Abb. 3). Das paradox anmutende Verfahren, über die mähnenumflatterten Pferdeköpfe nochmals eine emporstarrende Pferdemähne mit Pferdeschweif zu türmen, erklärt sich aus dem Bestreben, die Furchtbarkeit des Eindrucks gerade des Königsgespannes zu verstärken, wie denn überhaupt die Anbringung des Helmbusches den Gegner zu schrecken bestimmt ist, was klar ausgesprochen ist in Tyrtäos' flammendem Schlachtruf: *κινείτω δὲ λόφον δεινὸν ὑπὲρ κεφαλῆς*[46]. Der Ausgangspunkt für die gesamte Entwicklungsreihe ist sicherlich in dem Brauche der Pharaonen des Neuen Reiches zu sehen, ihr Kriegsgespann durch einen bändergeschmückten Aufsatz hoher Federn auf den Köpfen der Streitrosse vor den übrigen Wagen hervorzuheben. Aus dem prachtvollen, poetischen Federschmuck der Bronzezeit wird die wesentlich nüchternere Roßhaarmähne des Eisenzeitalters. Der *ἵππιος λόφος* ist dann auf den Königshelm und von da auf die Leibgarden und Elitetruppen, ja schließlich einen großen Teil des gesamten Heeres übertragen worden. Vielleicht schaffen weitere Untersuchungen einmal Klarheit über diese Vorgänge im einzelnen.

42. Ob die Krieger mit Raupenhelmen auf phönikischen Metallschalen des 8. Jahrhunderts wie vor allem der bekannten Bronzeschale von Amathus (Abbildung im Handbuch der Archäologie 1, Taf. 195, 1 nach Photo) bereits griechische Helme zeigen, läßt sich schwerlich entscheiden; die Wiedergaben sind ungenau, entsprechend der Stilmischung. Die Helme auf der Schale von Amathus zeigen keinen Schweif. Ist die bei Perrot gegebene Umzeichnung korrekt (danach F. Winter, Kunstgeschichte in Bildern 1, S. 105 Abb. 1), dann würde der Schildzierat wohl auf Griechen deuten.

43. Vgl. Alkäos Fr. 54 Diehl über die »Zierden für Männerhäupter, die strahlenden Helme, von deren Scheitel *λεῦκοι ἵππιοι λόφοι νεύοισιν*«.

44. Reliefs Assurnasirpals bei J. Hunger und H. Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde (1923) S. 69 Abb. 131f.

45. Bossert, Alt-Anatolien S. 218f. Nr. 862f.

46. Fr. 8 Diehl, v. 26. Wie soll sich mit diesem Zeugnis A. Gotsmichs Auffassung, Archäologisches Jahrbuch 56 (1941) Sp. 872, vereinbaren lassen, der Roßhaarbusch sei ursprünglich eine perückenhafte Bereicherung des Kopfhaares gewesen und die Helmzier habe apotropäischen Charakter gehabt?

8.

Im Griechentum hat sich wie von der Übernahme des phönikischen Alphabets (Herodot 5, 58), so auch von der Herkunft des Helmbusches eine Überlieferung erhalten, die offensichtlich nicht weniger Vertrauen verdient als jene. Herodot berichtet, daß die Hellenen drei Erfindungen, die Verzierung ihrer Schilde mit Wappenzeichen, die Verwendung von Schildgriffen und die Anbringung von *λόφοι* auf ihren Helmen, von den Karern übernommen haben. Die Güte dieser Tradition wird durch Zeugnisse des Alkäos und des Anakreon bestätigt, die bei Strabo (14, 2, 27 p. 661) erhalten sind und beide in die archaische Zeit gehören. Wenn Alkäos, dessen Bruder Antimenidas bekanntlich als Söldner in babylonischen Diensten stand, vom »karischen Helmbusch« singt[47] und Anakreon den Schildgriff *καρικοεργές*[48] nennt, ersieht man daraus, daß damals die Erinnerung an die fremde Herkunft dieser Dinge noch unmittelbar lebendig war. Gestützt werden diese Angaben durch die Nachricht, daß noch im 4. Jahrhundert v. Chr. die Karer bei den Persern den Spitznamen »Hähne« führten *διὰ τοὺς λόφους οἷς κοσμοῦσι τὰ κράνη*[49]. Die großen Helmraupen waren demnach in Vorderasien zu einem besonderen Kennzeichen des Karertums geworden. In Nordsyrien und dem östlichen Kleinasien müssen sie unter der Assyrerherrschaft verschwunden sein, haben sich aber im Südwesten Anatoliens erhalten[50]. Jedenfalls hat die griechische Welt nach einer unbedingt zuverlässigen Tradition von Karien den einst im hethitischen Raume entstandenen und entwickelten Raupenschmuck des Helmes übernommen, was bestens zu der Tatsache stimmt, daß das abenteuernde jonische Kriegertum in enger Gemeinschaft mit Karern zum erstenmal in der Geschichte erscheint. Spätgeometrische und frühorientalisierende griechische Beispiele der Helmzier ähneln im allgemeinen den »syrohethitischen« ebenso, wie es für die Löwendarstellungen der protokorinthischen Vasen seit Paynes glänzendem Nachweis anerkannt ist[51]. Ob die

47. Fr. 58 Diehl: *λόφον τε σείων κάρικον.*

48. Fr. 81 Diehl.

49. Plut. Artax. 10; vgl. dazu W. Eilers, Orientalistische Literarische Zeitung 1935, 210ff. — Aus diesen Zeugnissen geht zugleich hervor, daß nicht an minoische Zeiten zu denken ist, wie Ed. Meyer, Geschichte des Altertums² 2, 1 (1928) S. 207, meinte. Die Schilfkrone des Diskus von Phästos hat mit der Roßhaarraupe nichts zu tun.

50. Bittel macht (a. a. O. S. 266f.) darauf aufmerksam, daß im Raume Lykaoniens und Isauriens möglicherweise auch nach dem Sturze des Hethiterreiches gehobenere kulturelle Leistungen vollbracht worden sind.

51. H. Payne, Necrocorinthia (1931) S. 67ff. — Den hohen, nach vorn gebogenen, raupengeschmückten Buschträger bei den Helmen der Sphingen auf dem Bronzeblech von Kavusi (Abb. bei E. Kunze, Kret. Bronzereliefs S. 218 und Taf. 56), für den Kunze (a. O. S. 180 Anm. 11) ein orientalisches Gegenstück vermißte, haben jetzt die Reliefs vom Karatepe auch für den morgenländischen Bereich kennen gelehrt.

bei griechischen Bronzestatuetten des 8. und 7. Jahrhunderts auftretenden Spitzhelme mit umgebogenem oberen Teil als dem Träger eines auffallend schmalen Busches, die im Prinzip — natürlich nicht in der Ausführung — am ehesten an die assyrischen Weiterbildungen des urartäischen Raupenhelmes erinnern, im Zusammenhange mit den beiden assyrisierenden Wellen im 8. und um die Mitte des 7. Jahrhunderts in Hellas eine Zeitlang Mode geworden sind, was ich für wahrscheinlich halten möchte, mag die archäologische Forschung entscheiden[52]. Jedenfalls sind sie alsbald dem Typus des Busches gewichen, der von Anfang an die besondere Sympathie des hellenischen Geschmacks gefunden hat und in der Klassik zum alleinherrschenden wurde.

Das für die historische Betrachtung wesentliche Ergebnis ist, daß im Falle des griechischen Helmbusches die schriftlichen Quellen die Streitfrage, ob es sich bei der in den Funden zu beobachtenden Entwicklung um bloße Konvergenz oder um direkten Zusammenhang durch Übernahme handelt, eindeutig zugunsten der letzteren zu entscheiden gestatten. Die uns so spezifisch griechisch anmutende Form ist zum erheblichen Teil im alten Kleinasien vorgebildet gewesen, viel erheblicher, als man es vor Bekanntwerden der Karatepe-Funde ahnen konnte[53]. So wird auch das interessante Vasenfragment aus Lindos, auf dem beide Formen des griechischen Helmbusches, die fest aufliegende und die hochgestellte, in einer fremdartigen Verbindung mit Stierhörnern und -ohren auftreten (Abb. 2) wie in Herodots Beschreibung kleinasiatischer Helme (7, 76), offenbar der Pisider, der östlichen Nachbarn der Karer, deshalb noch nicht mit den Ausgräbern als seltsamer Paradeaufzug von Kriegern aus irgendeinem entlegenen östlichen Winkel der griechischen Welt zu deuten sein. Nicht eine lokale Sonderbildung spiegelt sich in ihr wider sondern ein für weite Teile von Hellas einst gültiges Durchgangsstadium auf dem Wege zur Vollendung des griechischen Helmes, ähnlich wie in den sogenannten äolischen Kapitellen noch der Abglanz einer Frühform der späteren joni-

52. Vgl. im allgemeinen E. Kukahn a. O. S. 8—20. Durch neue Funde, vor allem in Olympia, hat sich das Material erheblich vermehrt. Vgl. E. Langlotz in »Das neue Bild der Antike« 1 (1942) S. 158f., ferner die Tafelabbildungen von E. Kunzes Aufsatz »Zeusbilder in Olympia«, Antike und Abendland 2 (1946) S. 95ff.

53. Weil die Formenentwicklung im hethitischen Kreise damals noch nicht bis zu dieser Stufe gelangt war, fehlt dieser Typ unter den Helmen der mykenischen Zeit. — Nur nebenbei sei vermerkt, daß die Karatepe-Reliefs natürlich nicht als direkte Vorbilder für die Griechen aufzufassen sind, sondern lediglich eine Ahnung von dem vermitteln, was alles vorhanden gewesen sein muß. Die Dinge liegen hier ganz analog den Verhältnissen beim jonischen Kapitell, für dessen Formgeschichte der Fries des Thronsaals des Nebukadnezar und persische Volutenkapitelle wesentlich sind, obwohl sie schon aus zeitlichen Gründen als Muster für die griechischen Meister nicht in Betracht kommen.

schen erhalten geblieben ist[54]. In Kleinasien blieb lebendig, was griechisches Formgefühl einst gleichfalls sich anzueignen strebte, dann aber als »barbarisch« abstreifte.

9.

Methodisch gesehen, sollte es heute nicht mehr angehen, die Beziehungen und Berührungen zwischen Hellas und dem Orient zu bagatellisieren, wie Spengler wollte. Die Beweislast ruht nunmehr auf denen, die sich ungeachtet des klaren Sachverhaltes bei Entwicklung und Verbreitung des Raupenhelmes weiterhin auf den Standpunkt stellen würden, die Herausbildung der hellenischen Kultur sei in jeder Hinsicht selbständig erfolgt und hätte keiner fremden Anregungen bedurft. Wenn man die Frage nicht so stellt wie Spengler, nämlich was das Griechentum alles von der Überfülle orientalischer Schöpfungen *nicht* übernommen habe, sondern umgekehrt: was es eigentlich alles vom Orient übernahm, kommt man zu ganz anderen Schlußfolgerungen. Fast die gesamte dekorative Ornamentik, die die geometrische ablöste und schließlich verdrängte, Palmette, Volute, Flechtband, Lotus usw., die Figurendarstellung statt mathematisch-abstrakter Formen, Metallschalen und Bronzeschilder, Helmraupe, Schildwappen und Schildgriff, in der Malerei Tierfriese, Tierkampfszenen, antithetische Figurenkompositionen, Heldenkämpfe zu Wagen und zu Fuß, Bildmotive wie die der Arkesilasschale und der Busirisvase, archaische Trachten, die Unterscheidung der Geschlechter durch dunkle und helle Tönung[55], die Plastik mit ihren Grundthemen seit der Überwindung des ‚Spreizstils' durch den ‚Blockstil', die Kolossalität ältester Statuen, stehende und Sitzfigur, Tierplastiken, Löwentypen, bei denen der vorderasiatisch-schreckhafte mit geöffnetem Rachen neben dem ägyptisch-majestätischen steht, Figuren im »Knielaufschema«, das Relief, orientalische Fabelwesen wie die Sphinx u. a., das Motiv der Karyatiden, figurale Steinbecken usw. usw., die Lampe, die an Tell-Halaf-Skulpturen und ähnliche erinnernden langgestreckten Hälse der ältesten Figuren vom Mantiklosapollon bis zur stehenden attischen Göttin, Armhaltungen und Beinstellung, die an assyrische Gepflogenheiten erinnernde Wiedergabe der Muskulatur (z. B. bei den sportlichen Darstellungen der Basisreliefs von einem Grabmal im Athener Museum), das Motiv des Kalbträgers, des Löwenbezwingers und ähnliche, die Grabstele usw., ferner die Tempelarchitektur und in ihr vor

54. Chr. Blinkenberg und K. F. Kinch, Lindos 1 (1931) Sp. 632f. zu Taf. 126/7 Abb. 2618. Danach hier Abb. 2 (Zeichnung von H. V. Herrmann). Kukahn a. O. S. 51. — Zum äolischen Kapitell: Fr. Krischen, Werden und Wesen der jonischen Formensprache, Antike und Abendland 2 (1946) S. 81f.

55. G. Richter, American Journal of Archaeology 48 (1948) 321ff., weist diesen in der Malerei herrschenden Bruch auch für die Plastik nach.

allem die Säule — und zwar sicherlich nicht nur die ionische mit ihren Abarten — , schließlich Musikinstrumente wie Leier und Aulos, die Herkunft bedeutender Sänger wie Alkman aus dem Orient (Sardes) und andere — alles Dinge, deren morgenländische Herkunft teils erwiesen, teils mit beachtlichen Erwägungen vertreten worden ist und im Lichte der Feststellungen über den Helmbusch an Wahrscheinlichkeit gewinnt[56]. Es wäre sehr zu wünschen, von sachkundiger archäologischer Seite anstelle eines solchen mehr oder weniger zufällig zusammengelesenen Überblicks eine systematische, umfassende Übersicht zu erhalten, die F. Poulsens seinerzeit sehr verdienstvolles, aber in seinen Grundlagen inzwischen überholtes Werk über den ‚Orient und die frühgriechische Kunst' (1912) zu ersetzen vermöchte.

Der Orientalismus beherrscht aber nicht nur Kunst und Kunstgewerbe der archaischen Zeit in allen ihren Bereichen — und damit das sichtbare Erscheinungsbild der hellenischen Kultur vor den Perserkriegen —, sondern greift darüber hinaus sehr erheblich auf die übrigen Lebensgebiete über. Im politisch-wirtschaftlichen Raume sind es die Einführung der Münze und das Auftreten der Tyrannis, die Einbürgerung des Alphabets und die Beamten- und Siegerlisten, die Übernahme des babylonischen Gewichtssystems mit seiner sexagesimalen Gliederung, alles Erscheinungen, die tiefgreifende Bedeutung für die Gestaltung des gesamten öffentlichen Lebens gewannen; im religiösen neben dem Dionysosdienst und der orphischen Theologie und Mystik die aus dem babylonisch-assyrischen Kreise übernommene Eingeweideschau und die aus ihr entwickelte Wissenschaft der Mantik, die beide in ihrer ausgebildeten Form der homerischen Zeit noch fremd sind, babylonische Deutung von Himmelszeichen und Sternkunde, die die Grundlage für Thales aufsehenerregende Vorhersage der Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 bildeten und damit für die Geburt der Philosophie einen wesentlichen Anstoß vermittelten[57]. Zu nennen wäre auch die nach orientalischem Vorbilde in ionischen Gebieten vorgenommene Abschließung der Frau vom öffentlichen Leben, die noch das Bild

56. Da es unmöglich ist, hier einen Nachweis für alles zu geben, den der Fachmann sowieso nicht benötigt, beschränke ich mich darauf, auf mein Referat über »Hellas und Ägypten«, Welt als Geschichte 5 (1939) S. 344f. und auf meine Grundlagen S. 423ff., 437ff. und die dort gegebenen Hinweise, die sich erheblich vermehren ließen, aufmerksam zu machen. Vgl. Paynes Urteil, Necrocor. 69 über den Unterschied zwischen protokorinthischer und korinthischer Malerei: It is scarcely an exaggeration to say that whereever the Corinthian type shows an advance on the Protocorinthian, it reflects the progress of the Assyrian type beyond the Hittite.

57. Vgl. die Aufzählung bei Ed. Meyer, Der Papyrusfund von Elephantine[2] (1912) S. 126ff. — Von unkritischen Übertreibungen, wie sie etwa bei Th. Hopfner, Orient und griechische Philosophie (1925), vorliegen, brauche ich mich wohl nicht ausdrücklich zu distanzieren.

des klassischen Athen und seiner Gesellschaft maßgeblich mitbestimmt hat. Daß dann im 4. Jahrhundert v. Chr., im zweiten Abschnitt des klassischen Zeitalters, bei aller Entfremdung vom Orient, ein erneuter Einstrom babylonischer Anschauungen und Lehren in Griechenland feststellbar ist[58], verstärkt den Eindruck noch, den die Überprüfung des Erscheinungsbildes der archaischen Kultur von der Bedeutsamkeit des Morgenlandes für Hellas vermittelt.

Angesichts dieser Sachlage wäre es durchaus nicht als abwegig zu bezeichnen, wenn man fragte, was im archaischen Hellas eigentlich *nicht* aus dem Orient herstammte. Alles, was die Klassik charakterisiert, der demokratische Staat, das Drama, die perspektivische, rein sehbildmäßig schaffende Kunst, die Philosophie und Wissenschaft — mit einem Worte: der volle Triumph der Freiheit als gestaltender und tragender Idee des gesamten Lebens, die aus dem Orient nicht herzuleiten ist, sondern ihn überwindet — befindet sich damals erst in den Anfängen seiner Entwicklung und liegt mit dem radikalen Orientalismus der archaischen Welt in offenem und geheimem Kampfe. Was das für die Würdigung der weltgeschichtlichen Entscheidung der Perserkriege bedeutet, habe ich an anderer Stelle ausgeführt[59]. Jedenfalls scheint mir die Fülle orientalischen Gutes im Bilde der frühgriechischen Kultur erheblich größer als die des antiken in dem der Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts. Nicht so sehr im Was, sondern im Wie liegt das Neue, das das Hellenentum der Menschheit gebracht hat. Letzteres war allerdings das Entscheidende; aber das ist eine Binsenweisheit und seit den Tagen des Philippos von Opus anerkannt. Ed. Meyer hatte recht, wenn er vor einer Überschätzung der morgenländischen Einflüsse auf das Griechentum warnte[60]; aber das berechtigt nicht dazu, nun die Bedeutung des orientalischen Gutes für die werdende hellenische Hochkultur zu unterschätzen oder für nebensächlich zu erklären[61]. Es bedarf nicht nur baumeisterlichen und handwerklichen Könnens, wenn man einen kostbaren Bau aufführen will, sondern auch des edlen Materials hierfür. An ihm hat sich häufig die künstlerische Schöpferkraft erst entzündet. Dem Hellenentum war ein Streben nach Monumentalität eingeboren, ohne die ja eine hohe Kultur nicht denkbar ist. Aber von seiner eigenen, der geometrischen Kunst her, führte kein Weg zu ihr; das läßt sich heute mit aller Bestimmtheit sagen. Ihre Gefäße waren »Ideen, Vorahnungen von Kör-

58. Vgl. den Überblick bei Ed. Meyer a. O. S. 127f.
59. Grundlagen S. 246ff.
60. a. O. S. 127.
61. Daß das Problem des Verhältnisses zwischen Orient und Hellas dem der Bedeutung der Antike für Kunst und Kultur der Renaissance ganz analog ist, habe ich »Welt als Geschichte« 5, S. 443, angedeutet.

pern«[62], und die riesigen attischen Grabvasen der Dipylonzeit machen nur den Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen schmerzlich fühlbar. In der Tat hat sich der geometrische Stil ausgelebt, erschöpft und ist dann in einem ziemlich radikalen Bruch überwunden und aufgegeben worden. Bezeichnend für ihn war, daß in ihm die Architektur so gut wie gar keine Rolle spielte. Nachdem mit der Übernahme des orientalischen Alphabets der erste Schritt für eine »innere Monumentalität« getan war[63], erfolgte der Übergang zur äußeren mit der bewußten Wendung zum orientalischen Vorbild, dessen hervorstechendster Charakterzug die Kraft seiner monumentalen Stilisierung seit jeher war. Aus ägyptischen Anregungen fand der Hellene den Weg zur Steinkunst, zum steinernen Tempelbau und zur Steinplastik, der alsbald — ebenfalls nach ägyptischem Vorbilde — die Bronzeplastik zur Seite trat. Damit war, was besonders G. Rodenwaldt mit allem Nachdruck betont hat[64], nicht nur eine hellenische, sondern die erste monumentale »europäische« Kunst geschaffen worden, die auf diesen Namen Anspruch erheben darf. In dem heute in seinen wesentlichen Stadien übersehbaren langandauernden, tiefgreifenden geistigen Prozeß, der vom ersten bloßen Einfügen orientalischer bzw. orientalisierender Elemente in der Endphase geometrischer Kunst bis zur völligen Ein- und Umschmelzung der orientalischen Vorbilder im sogenannten dädalischen Stil führte, hat sich »in einer der wunderreichsten Epochen« Europas Eintritt in die Weltgeschichte vollzogen[65]. Aber ohne den Alten Orient hätte es kein Europa als geschichtsmächtige Wirklichkeit gegeben. Wenn kürzlich ein Denker von Rang, Karl Jaspers, erklärte, wir seien Chinesen und Indern unendlich näher als Ägyptern und Babyloniern[66], so sieht er am Wesentlichen vorbei, nämlich, daß der Alte Orient eines der Fundamente der griechischen Kultur und damit unserer eigenen ist. Die Hellenen haben ihre Auseinandersetzung mit ihm nicht als Gegenwehr gegen ein übermächtiges Fremdes geführt, sondern aus einem Gefühl der Wiedergeburt und der Ehrfurcht heraus, das vernehmlich genug aus der Freudigkeit und Kraft des archaischen

62. E. Buschor, Griechische Vasen (1940) S. 25. Vgl. auch die Charakteristik des geometrischen Stils, die Buschor in seinem Frühwerk »Griechische Vasenmalerei«[2] (1914) S. 32ff. gegeben hat. F. Matz, a. O. S. 79f.: »Der Verlauf der spätgeometrischen Entwicklung strebt dem Monumentalen ... nicht unmittelbar zu«. Vgl. ferner S. 95f.; Gnomon 1933, S. 467.

63. Siehe jetzt J. Vogt, Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 1949, S. 10ff.

64. Athenische Mitteilungen 1919, S. 192ff.

65. Vgl. K. Schefold, Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft 2 (1947) S. 40f.; Orient, Hellas, Rom (1949) S. 31; 103.

66. Vom Ursprung und Ziel der Geschichte (1949) S. 77. Jaspers' These von der »Achsenzeit« *(sit venia verbo!)* enthüllt sich meines Erachtens überall als Konstruktion, nicht als Ausfluß tatsächlicher, historischer Gegebenheiten. Sie allein hat ihn zu dem sonst kaum verständlichen Urteil über das Verhältnis der altorientalischen Welt zur unserigen geführt.

Schaffens herausklingt. Und wenn die Haltung eines für diese Stimmung besonders charakteristischen Meisterwerkes wie des Apoll von Tenea der in ihm waltenden »federnden Elastizität« zum Trotze den Eindruck einer »gleichsam von außen durch Kommando diktierten Strammheit« macht[67], so ist beim besten Willen nicht einzusehen, woher ein solches, dem eingeborenen Empfinden des Künstlers wesensfremdes Kommando kommen sollte. Es ist in Wirklichkeit die selbstverständliche Auswirkung des frei gewählten und als bindend anerkannten orientalischen, genauer gesagt: ägyptischen Ideals, um dessen angemessene Verwirklichung der hellenische Meister sich mühte. Und weil es der archaischen Kunst nicht auf äußerliche Nachahmung eines fremden Vorbildes ankam, sondern auf die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe, der Verkörperung des Großen, Edlen, Schönen, Menschlichen, dem sie sich auf diesem Wege zu nähern wußte, ist sie mit erstaunlicher Sicherheit der Gefahr entgangen, einem ertötenden Schematismus zu verfallen. Das Verdienst, aus den Elementen der altorientalischen Formenwelt die Hochkultur entwickelt zu haben, die sie befähigte, das kulturell führende »Europa« hervorzubringen[68], hat man den Hellenen nie bestritten und kann es auch nicht; wohl aber handelt es sich um die Frage, wie sie diese Leistung zustande brachten. Daß sie dabei im Erbe der ältesten Hochkultur der Weltgeschichte die Werte vorgebildet fanden, die sie selbst zu verwirklichen trachteten, sollte auch uns heute dem Alten Orient gegenüber mit Ehrfurcht erfüllen, gerade wenn seine Andersartigkeit und Eigenwilligkeit, ja seine Verschrobenheiten und Skurrilitäten so manchen nur noch mit dem Gefühl der Fremdheit zu erfüllen drohen.

Indem das Hellenentum des 8.—6. Jahrhunderts in fast hellseherischer Anknüpfung an die vom Alten Orient dargebotenen Möglichkeiten und unter Überwindung der bloß »archaistischen«, das heißt letzten Endes mumifizierenden Haltung der zeitgenössischen Ägypter, Assyrer, Syrer und Chaldäer seine Kultur bewußt auf die bereits vorhandene welthistorische Tradition gründete, setzte es sich betont ab von seinem als Lebensgrundlage unverlierbaren, in seiner einseitigen Ausprägung nunmehr aber überwundenen »geometrischen« Mittelalter[69]. Dem inneren Vorgange entsprach weitgehend der äußere: die Ausweitung von einer bei aller geistigen

67. H. Schrader a. O. S. 17.

68. A. Schaade, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19. September 1950.

69. Es sei gestattet, hier die Worte eines feinsinnigen Historikers, des leider allzu früh verstorbenen Grafen W. von Üxküll-Gyllenband (Archaische Plastik der Griechen, 1920, S. 5) anzuführen: »Die archaische Kunst der Griechen und besonders die Plastik bedeutet den gewaltigsten Wendepunkt im Kunstschaffen überhaupt. Einer Rakete gleich ging das Leuchtsignal eines europäisch-okzidentalen Willens auf, jene alte Form der Kunst, steril und erstarrt, mit dem neuen Leben zu durchglühen, das Vorbild von Fühlen und Denken, Herz und Geist für den westlichen Menschen wurde.«

Mächtigkeit und physischen Kraft doch nur lokal begrenzten Erscheinung des Ägäisraumes (das heißt am Rande der damaligen Hochkulturmenschheit) in der homerischen Zeit zu einem Bestandteil dieser »Ökumene« seit der kolonialen Ausbreitung über den größten Teil des Mittelmeerraumes im archaischen Zeitalter. Es war der Übergang von einem noch halb prähistorischen zum vollen historischen Leben. Daß der grundlegende Wandel sich in Gesellschaft und Wirtschaft beider Perioden spiegelt, ist bekannt. Ihn auch für den noch immer allzu komplex verwendeten Begriff der für das geometrische wie das archaische Zeitalter soziologisch tonangebenden Schicht des Adels herauszuarbeiten, bleibt ein Desiderat der Forschung; irren wir nicht, so war diese bisher eher bestrebt, die zweifellos vorhandenen Unterschiede zu übersehen oder gar zu verwischen, als sie sichtbar zu machen. Die Voraussetzung dafür ist tatsächlich erst gegeben, seitdem die zeitliche Gliederung der frühgriechischen Geschichte aufgehellt und die »archaisch«-griechische Kunst und Kultur in ihrer Besonderheit und ihrem Streben erkannt werden konnten. Vielleicht ist dieser Weg, den die Wissenschaft nicht zu wählen vermochte, sondern der ihr durch das Quellenmaterial aufgenötigt wurde, durchaus normal. Denn so paradox es für manche Ohren auch klingen mag: in Wirklichkeit schafft nicht der Stand die Kultur, sondern die Kultur den Stand. Es ist der Geist, der sich den Körper baut, nicht umgekehrt.

Münster. *Hans Erich Stier.*

Das Jahr der Kapitulation von Ithome und der Ansiedlung der Messenier in Naupaktos

Zu den umstrittenen Daten der Pentekontaëtie gehört bekanntlich das Jahr, in dem die in Ithome eingeschlossenen Messenier kapitulierten und von den Athenern in Naupaktos angesiedelt wurden. Der Grund dafür liegt in den sich widersprechenden Ansätzen der antiken Überlieferung, von denen die modernen Historiker bald diesem, bald jenem den Vorzug gegeben haben. Durchmustert man die reiche Literatur über dieses Problem, die aufzuführen sich erübrigt, da sie bekannt genug ist, so möchte es hoffnungslos scheinen, zu einer sicheren Entscheidung zu gelangen. Ich sehe nur einen Ausweg, und das ist der, unsere zwiespältige Überlieferung einleuchtend auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen, deren Beschaffenheit zugleich eine zureichende Erklärung für die Entstehung dieses Zwiespaltes bildet. Ich glaube, daß das in der Tat möglich ist.

Wie bei jedem Datum der Pentekontaëtie haben wir von Thukydides als unserer ältesten erhaltenen Quelle auszugehen. Seine Angaben müssen um so maßgebender für uns sein, als er ja nach seiner eigenen Angabe sich mit besonderer Sorgfalt gerade um die Chronologie dieses Zeitraumes bemüht hat, um die Ungenauigkeiten seines Vorgängers Hellanikos richtigzustellen. Er gibt freilich nur eine relative Chronologie, aber die bildet für uns die Grundlage, und auf sie kommt es uns auch in unserem Falle zunächst an. Thukydides berichtet den Helotenaufstand bald nach dem Abfall von Thasos (I 101, 2) und die Kapitulation von Ithome nebst der Ansiedlung der Messenier in Naupaktos unmittelbar nach dem Abschluß des Bündnisses zwischen Athen, Argos und Thessalien und vor dem Anschluß von Megara an Athen und der ägyptischen Expedition (I 103, 1—3). Dazu müssen wir noch eine weitere Angabe des Thukydides nehmen, nämlich die, daß die Niederlage der Athener bei Drabeskos im 29. Jahre vor der Gründung von Amphipolis erfolgt sei (IV 102, 2—3). Da diese Gründung in das Jahr des attischen Archonten Euthymenes (437/36) gehört (schol. Aeschin. II 31; Diod. XII 32, 3), so datiert also Thukydides die Niederlage bei Drabeskos, die er in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Abfall von Thasos, noch vor dem Ausbruch des Helotenaufstandes, erwähnt (I 100, 3), nach seiner Zählweise[1] in das Jahr 466/65 und somit

1. Für die Art der Jahreszählung des Thukydides vgl. Busolt III 1, 199⁰.

in das gleiche Jahr den Beginn des thasischen Aufstandes[2]. Dadurch ist uns ein absolutes Datum gegeben. Für die übrigen von Thukydides erwähnten, oben genannten Ereignisse steht uns keines zur Verfügung, und so schwanken die Ansätze der modernen Historiker. Nur so viel aber kann mit Bestimmtheit gesagt werden, und darin ist sich die gesamte Forschung einig, daß der Beginn des ägyptischen Unternehmens der Athener nicht unter das Jahr 459 herabgerückt werden kann. Damit ergibt sich uns also die Feststellung, daß Thukydides den dritten Messenischen Krieg nicht vor 466 und nicht nach 459 angesetzt hat.

Nun sagt aber Thukydides I 103, 1, die Messenier hätten *δεκάτῳ ἔτει* kapituliert, steht also in flagrantem Widerspruch zu seiner Chronologie. Es gibt nur die drei Möglichkeiten: 1. Das Datum des Helotenaufstandes ist nicht richtig. 2. Das Datum der Kapitulation von Ithome und der Ansiedlung der Messenier in Naupaktos ist nicht richtig. 3. Die Angabe der zehnjährigen Dauer des messenischen Aufstandes ist nicht richtig. Prüfen wir also die einzelnen Möglichkeiten. Dabei ist es aber unbedingt erforderlich, daß wir, um sicheren Boden zu gewinnen, alle die Angaben zunächst beiseite lassen, die aus Thukydides direkt oder indirekt entnommen sind oder sein können, und nur solche heranziehen, die mit Sicherheit als unabhängig von ihm betrachtet werden können.

1. Für das Erdbeben in Sparta und den damit verbundenen Helotenaufstand haben wir eine zuverlässige, weil aus spartanischer Quelle stammende Angabe, nämlich die (vermutlich des Ephoros) bei Plut. Cim. 16. Danach erfolgte das Erdbeben *Ἀρχιδάμου τοῦ Ζευξιδάμου τέταρτον ἔτος ἐν Σπάρτῃ βασιλεύοντος*, d. h. im Herbst des Jahres 465/64 (vgl. Busolt III 1, 201[0]; Ed. Meyer, Forschungen II 508). Thukydides' Datum, der das Erdbeben und den Helotenaufstand bald nach 466/65 ansetzt, ist also gesichert.

2. Für das Jahr der Kapitulation der Messenier steht nun leider keine bestimmte Angabe zur Verfügung. Doch haben wir das wenn auch in seinem Wortlaute unverständliche (vgl. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 296[10]), so doch im übrigen sichere Zeugnis des Herodot (IX 35 = Paus. III 11, 8), daß der Aufstand der Messenier noch vor der Schlacht bei Tanagra (457) sein Ende gefunden hat. Damit erweist sich also auch dieser chronologische Ansatz des Thukydides als richtig und der Ausweg, Thukydides habe, da nach seiner Angabe *δεκάτῳ ἔτει* der Ausgang des messenischen Krieges nur ins Jahr 455 fallen könne, seine Beendigung und die Ansiedlung der Messenier in Naupaktos vorweggenommen und mit *προσεχώρησαν δὲ καὶ Μεγαρῆς Ἀθηναίοις* (plusquamperfektisch) den chronologischen Faden wiederaufgenommen (Ed. Meyer IV[2] 1, 556[1]), als ungangbar. Er ist im übrigen auch mit der Angabe des Thukydides,

2. Mit Recht erklärt Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 291: »Thukydides läßt darüber keinen zweifel, daß dieses jahr zugleich das erste des thasischen aufstandes ist.«

die Athener hätten *κατὰ ἔχθος ἤδη τὸ Λακεδαιμονίων* die Messenier in Naupaktos angesiedelt, nicht vereinbar. Denn man hat mit Recht gesagt, daß diese Worte nach dem Ausbruch des Krieges mit Sparta und der Schlacht bei Tanagra keinen Sinn mehr hätten (Oncken, Athen und Hellas I 156).

3. Es bleibt also nur die dritte Möglichkeit übrig: Die Angabe der zehnjährigen Dauer des messenischen Aufstandes ist nicht richtig. Sie ist auch schon in sich ganz unglaubwürdig; denn treffend ist betont worden (vgl. Busolt III 1, 299[0]; Beloch[2] II 2, 196), daß es »geradezu undenkbar« sei, daß sich die belagerten, also von Zufuhr abgeschnittenen Messenier nach dem Abzuge der Athener noch etwa sechs Jahre hätten behaupten können. Aber es trifft sich gut, daß uns auch hier ein Zeugnis zu Hilfe kommt, das sich allein schon durch sein Alter als unabhängig von Thukydides erweist. In der Ps. xenoph. *Ἀθηναίων πολιτεία* heißt es III 11 von den Athenern: *ὅτε εἵλοντο Λακεδαιμονίους ἀντὶ Μεσσηνίων, ἐντὸς ὀλίγου χρόνου Λακεδαιμόνιοι καταστρεψάμενοι Μεσσηνίους ἐπολέμουν Ἀθηναίοις.* Es ist klar, daß sich das nur auf den dritten Messenischen Krieg beziehen kann, uns also seine verhältnismäßig kurze Dauer und seine Beendigung vor dem Kriege mit Athen bezeugt.

So wäre historisch alles in bester Ordnung. Aber wie ist das Problem des Widerspruchs bei Thukydides zu lösen? Soll man mit Beloch ([2]II 2, 196) glauben, daß die zehnjährige Dauer des Krieges legendarisch gewesen sei, ein Gegenstück zu der zwanzigjährigen Dauer des ersten Krieges, und daß Thukydides die Zahl wiederholt habe, wie er sie gehört hätte, ohne sich die chronologischen Konsequenzen klarzumachen? Aber abgesehen davon, daß die alte Überlieferung keine Spur einer zehnjährigen Dauer kennt, kann man im Ernst Thukydides, der doch sein Bemühen um die Richtigstellung der Chronologie dieser Zeit betont, eine solche Gedankenlosigkeit zutrauen? Nein, es ist unmöglich, daß er *δεκάτῳ ἔτει* geschrieben hat, und es ist schon längst die befreiende Erklärung gegeben worden, daß nämlich ein ursprüngliches $\overline{\Delta}$ *ἔτει*, d. h. *τετάρτῳ ἔτει*, irrtümlich als *δεκάτῳ ἔτει* gedeutet ist[3]. Damit kommt in der Tat alles in Ordnung; denn da sich als genaue Datierung des Helotenaufstandes die zweite Hälfte des Sommers 464 ergibt (vgl. Busolt III 1, 201[0]), so ist das thukydideische erste Jahr des Aufstandes 464/63 und das vierte Jahr, das Jahr der Kapitulation, 460/59. Das stimmt also zu dem üblichen Ansatz des Beginnes des ägyptischen Unternehmens in das Jahr 459 einerseits und dem des athenischen Bündnisses mit Argos und Thessalien andererseits, das in das

3. Genau der gleiche Fall liegt bei Demosth. Phil. II 22 vor, wo die Schreiber $\overline{\Delta}$ *ΑΡΧΙΑΝ* statt in *τετραρχίαν* in *δεκαδαρχίαν* aufgelöst haben, wie schon Reiske richtig gesehen hat (vgl. Beloch[2] III 1, 529[3]). Zu weiteren Mißverständnissen der Zahlzeichen des akrophonischen und des alphabetischen Systems vgl. für die Literatur Wilamowitz, Herm. 33, 522 XIV und 40, 142 CIX, für die Inschriften A. Wilhelm, Klio 27, 278.

Jahr 462/61 oder 461/60 gehört, nach meiner Überzeugung in das Frühjahr 461 nach der Ostrakisierung Kimons. Eine Möglichkeit der genaueren Datierung der Kapitulation von Ithome innerhalb des Jahres 460/59 sehe ich nicht. Man hat diese zwar in der Inschrift IG I^2 37, dem jämmerlichen Rest eines die Messenier betreffenden Beschlusses oder Vertrages, finden wollen, aber ihre Datierung bleibt ganz unsicher, da in der ersten Zeile mit Recht nicht der Name des Archon, sondern des Schreibers verlangt wird, so richtig schon Kirchhoff, dem Meritt, Hesperia 1944, 224 folgt. Dieser erklärt zur Zeitfrage: »The objective external evidence points to a date ca. 450« (S. 226). Mehr läßt sich in der Tat nicht sagen[4]; die Inschrift scheidet also für unsere Frage ganz aus.

Aber warum erhebt sich immer aufs neue Widerspruch dagegen und glaubt man *δεκάτῳ ἔτει* »vor jeder Änderung geschützt« (Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 295)? Lediglich der späteren, *nachthukydideischen* Überlieferung zuliebe! Denn bei Diod. XI 64, 4 findet sich die Angabe, daß der Krieg mit den Messeniern *ἐπὶ ἔτη δέκα* nicht habe entschieden werden können. Vergleichen wir nun aber alle Stellen, an denen in der späteren Überlieferung überhaupt des dritten Messenischen Krieges Erwähnung geschieht, so ist meines Erachtens ganz deutlich zu erkennen, daß sie in ihren chronologischen Angaben von der verhängnisvollen, irrtümlichen Schreibung *δεκάτῳ ἔτει* bei Thukydides abhängig sind, und zwar in sehr bezeichnender Weise. Denn ratlos, wie man vor der Angabe *δεκάτῳ ἔτει*, die in den thukydideischen Zusammenhang nicht paßte, stehen mußte, gab es, wenn man an der Richtigkeit dieser Angabe festhielt — was man, wie die oben zitierte Diodorstelle zeigt, getan hat —, nur die beiden schon oben festgestellten Möglichkeiten, daß entweder das Datum des Helotenaufstandes oder dasjenige der Kapitulation von Thukydides nicht richtig angegeben sei. Beide Auswege sind in der Tat gewählt worden. Diodor XI 63 setzt den Beginn des Aufstandes in das Jahr 469/68, folgt also einer Tradition, die die Angabe des Thukydides für die Kapitulation (460/59) für die richtige hält und davon zehn Jahre zurückrechnet. Wenn er dagegen XI 84, 8 die Kapitulation in das Jahr 456/55 setzt, so folgt er hier einer Tradition, die Thukydides' Datierung des Beginnes des Aufstandes (464/63) für die exakte betrachtet[5] und davon zehn Jahre vorwärtszählt, freilich nicht ganz korrekt, da dies eigentlich das Jahr 455/54 ergibt. Diese letztere Rechnungsweise ist die des Ephoros gewesen, der hier mit

4. Raubitscheks Datierung der Inschrift ca. 458/57 (Trans. Am. Phil. Ass. 75, 1944, 10[3]) bedeutet eine bloße Vermutung.

5. Sie findet sich auch bei Paus. IV 24,5, der den messenischen Aufstand in Ol. 79,1 (464), *Ἀρχιμήδους Ἀθήνησιν ἄρχοντος* (464/63) setzt. Über den Zeitpunkt der Ansiedlung in Naupaktos äußert er sich nicht bestimmt, erzählt diese aber in Verbindung mit dem Bündnis der Athener mit Argos, so daß der durch den Wortlaut erkennbare Anschluß an Thukydides offenbar auch für den chronologischen Ansatz gilt.

Sicherheit Vorlage ist und auch bei Trogus-Justinus III 6 und Plut. Cim. 16 aller Wahrscheinlichkeit nach zugrunde liegt[6]. Die erstere Rechnungsweise, die auf die von Diodor neben Ephoros benutzte chronographische Quelle zurückgeht[7], begegnet uns auch im Schol. Arist. Lysistr. 1144 (Philochoros?), wo als Beginn des Aufstandes das Jahr 468/67 erscheint (also mit dem gleichen Schwanken um ein Jahr wie bei der anderen Rechnungsweise). Damit scheint mir sowohl der Ursprung der Behauptung von der zehnjährigen Dauer des Krieges als auch der verschiedene Ansatz seines Beginnes wie seines Endes hinlänglich geklärt zu sein: beides geht auf die Lesart *δεκάτῳ ἔτει* bei Thukydides zurück. Dann muß diese Lesart aber *sehr alt* sein, ja ich möchte meinen, man hat sie von Anfang an im Texte des Thukydides gelesen. Mit anderen Worten: es ist *der Herausgeber* des postumen Werkes gewesen, der die falsche Deutung von $\overline{\Delta}$ *ἔτει* vorgenommen hat und damit die Schuld an der ganzen Verwirrung trägt[8].

Berlin. *Günther Klaffenbach.*

6. Für Trogus ohne näheren Nachweis bestritten von F. Taeger, Ein Beitrag zur Geschichte der Pentekontaëtie 14.
7. Vgl. Busolt III 1,23°; Ed. Schwartz RE V 665.
8. Erst nachträglich ist mir die Behandlung des Problems durch A. W. Gomme in seinem vortrefflichen Thukydideskommentar (A historical commentary on Thucydides I 1945, S. 401 ff.) zu Gesicht gekommen. Sie deckt sich im allgemeinen mit der meinigen. Auch Gomme (S. 404) nimmt für das bei Thukydides I 103,1 überlieferte *δεκάτῳ ἔτει* an, »that his MSS are in error«, aber sein Vorschlag, *ἕκτῳ* statt *δεκάτῳ* zu lesen, damit wahrscheinlich zu machen, daß vielleicht Thukydides selbst »in archaic style *HEKTOI*« geschrieben hätte, ist ein Mißgriff. Wann wird man es endlich glauben, daß auch im Athen des fünften Jahrhunderts die Buchschrift die ionische gewesen ist? Die Zweifel von Gomme (S. 405 ff.) an dem Werte des bei Plutarch Cim. 16 überlieferten Datums scheinen mir nicht berechtigt.

The Union of Corinth and Argos (392—386 B. C.)[1].

To the casual student of Greek history the events of the Corinthian War appear as so many setbacks to political progress, and, in their sum, are calculated to shake faith in the ability of the human race to learn by experience. It seems intolerable that after the bitter experience of the great Peloponnesian War the Greeks so soon found it necessary to fight again. But this is not a view that survives a closer acquaintance with the facts. The student who perseveres, though he may get no satisfaction as a moralist or an optimist, will be the gainer as a historian. In the language of chess, beyond the familiar opening interesting new combinations are revealed; new diplomatic and political alignments leading in turn to an entirely new military situation; the first clumsy stirrings in the search for a new military technique: finally, (at Corinth) a new political experiment which deserves much better treatment than it has received from our existing sources. It is this experiment, sometimes called the union of Corinth and Argos, that I intend to discuss.

There is no need to recapitulate at length the well-known political factors that provided its setting[2]. The supremacy of Sparta in Greece and the Aegean since 405 soon proved an unpalatable thing to nearly all the states which experienced it, and an alarming thing to some of her oldest and loyalest allies. At Corinth, an oligarchic government perhaps made possible a continuity in foreign policy which not every city state could enjoy, and the geography of Greece gave peculiar force to arguments based on the idea of a balance of power in which the isthmus city could use its weight to the best advantage. In 421 Corinthian statesmen had felt the alliance of Sparta and Athens to be a disaster, *οὐκ ἐπ' ἀγαθῷ ἀλλ' ἐπὶ καταδουλώσει τῆς Πελοποννήσου*[3] — the two great powers acting together for evil: but not less disastrous, clearly, was the situation after 405, whereby,

1. This paper was read, in a somewhat shorter form, to the *Cambridge Philological Society* on November 25, 1948, and its contents were summarised in a single sentence in *Cambridge University Reporter*, 1948—49, p. 824.

I am indebted to Professor F. E. Adcock for reading it and for giving me valuable criticisms and suggestions.

2. See (e. g.) M. Cary, in *C. A. H.* VI, 33 sqq., Beloch *Gr. Gesch.* III.[2]1. 61 sqq., Glotz, *Hist. grecque* III 78 .sqq.

3. Thuc. V. 27.2. I do not forget that the Corinthians had particular grievances also, notably that Sollium and Anactorium had not been restored to them by the Peace of Nicias (cf. Thuc. *ibid.* 30.2).

Athens eliminated, much of her power had been added to Sparta by conquest. The Corinthian reply in 421 had been an approach to Argos leading to an Argive alliance, to be reinforced, it was hoped, by alliances with the Boeotians and with Megara, and with the two greatest cities of Arcadia[4]. This coalition would have done something to satisfy the Corinthian instinct for an equipoise. At Argos, the same policy was good policy, but the issue was intensified here by an ancient hatred, which added to the Corinthian motive of self-preservation an Argive motive of revenge against Sparta and a re-birth of Argive glory in the Peloponnese[5]. Thus to Argos the impermanence of the Spartan-Athenian alliance, and the alliance of Athens with Argos engineered by Alcibiades, were an occasion for rejoicing, but to Corinth they were something very different[6]: if the two great powers were no longer acting together, the Corinthians knew better than to add their weight to a coalition that aimed at destroying Sparta for the profit of Athens. There were no Corinthians at the first battle of Mantinea.

These events of 421 are instructive in that they show that certain contingencies of foreign policy could make Corinth and Argos necessary to one another; but they show, equally, that there were differences of outlook and aim in foreign policy which could be no less strong, and which in 421 proved in the end to be the stronger. The second important influence was what would be called to-day the ideological differences between oligarchic Corinth and democratic Argos. To overestimate their importance would be a mistake, but it would be imprudent to allow them less importance than Thucydides allowed them when he recorded the refusal of Boeotia and Megara to join the Argive coalition — *ἡσύχαζον, περιορώμενοι ὑπὸ τῶν Λακεδαιμονίων καὶ νομίζοντες σφίσι τὴν Ἀργείων δημοκρατίαν αὐτοῖς ὀλιγαρχουμένοις ἧσσον ξύμφορον εἶναι τῆς Λακεδαιμονίων πολιτείας*[7]. That the oligarchs of Corinth were not prevented by these considerations from making their approach to Argos may be taken perhaps as the measure of the alarm and irritation which had prompted them to take the step at all. But it is worth noticing the caution with which they proceeded. The Corinthian ambassadors, returning from the meeting at Sparta to which the Spartan-Athenian alliance had been published, went straight to Argos, but not straight to the Argive Council or Assembly. It was to »certain important Argives« that they addressed themselves, first outlining their proposals for a coalition and then proposing a procedure for forming the coalition which

4. Thuc. V. 27—31; 32.3 sqq.
5. *ibid.* 28.2; 29.1.
6. Note that the original proposal for a coalition by the Corinthian statesmen was on the basis of *ἐπιμαχία*, defensive alliance (*ibid.* 27.2).
7. *ibid.* 31.6. For the converse, the attraction of democracy for democracy, cf. *ibid.* 29.1 (Mantinea and Argos), and 44.1 (Argos and Athens).

shows clearly their dislike of democratic methods in diplomacy — ἀποδεῖξαι δὲ ἄνδρας ὀλίγους ἀρχὴν αὐτοκράτορας καὶ μὴ πρὸς τὸν δῆμον τοὺς λόγους εἶναι, τοῦ μὴ καταφανεῖς γίγνεσθαι τοὺς μὴ πείσαντας τὸ πλῆθος. The »important Argives« agreed, and laid the proposals before their magistrates and assembly, which elected twelve plenipotentiaries with powers of concluding alliance with any Greek state except Athens and Sparta (for the two great powers the *demos* must be consulted)[8]: so far came the Argive democrats to meet the oligarchs of Corinth.

One other instance of the Corinthian caution may be instructive. When Mantinea and Elis and the Chalcidians of Thrace had already joined the coalition, Corinthian and Argive envoys went to Tegea to try to persuade the Tegeates to join; but the Tegeates refused. It was then that the Corinthians, who »up to now had been most active, lost much of their enthusiasm and were afraid that no more of the other states would come in«[9]. The refusal of Tegea was a setback, carrying with it perhaps the loss to the coalition of about half of Arcadia (Mantinea carrying the other half), but it seems scarcely important enough to account by itself for the sudden cooling of Corinthian ardour. The Corinthians may have been influenced, also, by the fact that Tegea was oligarchic, and that the only rebuffs so far received had come from the oligarchic states of Tegea, Boeotia and Megara[10]. The Corinthians may have realised now that they were in bad company with the democracies: they did not cease to try to persuade the Boeotians to join[11].

Influences of this kind were still to be reckoned with at the beginning of the Corinthian War, for Argos was still a democracy, and Corinth was still an oligarchy (though only just)[12]. The author of *Hellenica Oxyrhynchia* (who was evidently interested in the constitutions and the internal politics

8. *ibid.* 27.2; 28.1.

9. *ibid.* 33.4.

10. Thuc. V. 32.3 sqq; cf. 31.6. The oligarchic constitution of Tegea may be deduced from Thuc. V. 62.2; 64.1.

11. *ibid.* 32.5 sqq.

12. For the overthrow of the democracy at Argos with Spartan intervention in 417, and its restoration a few months later, cf. Thuc. V. 76.1 sqq.; 81.2; 82.1 sqq. That the democracy remained in control after this, despite hostile elements within the state (Thuc. *ibid.* 83.1 sq.; 116.1), may be inferred from the asylum given to exiled Athenian democrats in 404 in defiance of the Spartan prohibition (Diod. XIV. 6.2: Demosth. XV. 22 sq. . . . τὸ . . . Ἀργείων πλῆθος οὐκ ἐφοβήθη τὴν Λακεδαιμονίων ἀρχὴν . . . ; Justin V. 9.4 sq.). Admittedly Thebes (the other city which gave asylum to exiled Athenians) was not at that time a democracy. But the inference, in the case of Argos, seems safe none the less, because the cited passages from Thucydides give ample testimony to the temper of the Argive oligarchic opposition and its relations with Sparta: it is quite clear that if these oligarchs had been in power in 404, they would have been in Sparta's pocket, and would have neither dared nor wished to shelter democrats from Athens.

of city-states) gives as his sole Argive motive for hating the Spartans at this time the fact that the Spartans had friendly relations with those of their citizens who were in opposition (or, perhaps, in exile): and at Corinth he finds that »the revolutionaries« were hostile to the Spartans for the same reason as the Argives (and the Boeotians), namely that their political opponents in the city were supported by Sparta[13]. This emphasis on »internal« motives to the exclusion of all others is no doubt mistaken, but there is no reason to doubt that these internal motives did exist along with others; and it is just these motives which are important for our present purpose. In both Corinth and Argos »the government« (at Argos the *demos*, at Corinth the oligarchy) has an opposition to reckon with. At Argos there is no sign that the danger from it is extreme, and it is twenty years yet before the city is plunged into one of the worst outbreaks of *stasis* known to Greek history (the »Scytalism«); but at Corinth the case is very different. Here the situation has changed radically since the days of the previous approach to Argos in 421. Then it was the oligarchy which, in full security and full control at home, for the reasons of foreign policy suggested above, steered the city into the danger of a war with Sparta, and then when it suited them steered it back again on to its old course[14]. But now, clearly, the oligarchs are propelled into war with Sparta by pressure from the opposition, exercised we know not how, though it may be surmised that the personal influence of the renegade oligarch Timolaus was important[15]. Nevertheless the government of Corinth was still oligarchic at the time of the Argive alliance, soon to be expanded into the coalition in which Boeotia and Athens became the two other most important powers. In the first year of the war there were still oligarchs in Corinth able, at one critical moment, to take a decision damaging to the allied cause and calculated (had it been

13. *Hell. Oxyr.* II. 2 sq. *ἐμίσουν γὰρ οἱ μὲν Ἀργεῖοι καὶ Βοιωτ[οὶ . . .] – γωται τοὺς Λακεδαιμονίους ὅτι τοῖς ἐναντίοις τῶν πολιτῶν αὐτοῖς ἐχρῶντο φίλοις . . . . τῶν δὲ Κορινθίων οἱ μεταστῆσαι τὰ πράγματα ζητοῦντες οἱ μὲν ἄλλοι* <*παραπλησίως*> *τοῖς Ἀργείοις καὶ Βοιωτοῖς ἔτυχον δυσμενῶς διακείμενοι πρὸς τοὺς Λακεδαιμονίους, Τιμόλαος δὲ μόνος αὐτοῖς διάφορος γεγονὼς ἰδίων ἐγκλημάτων ἕνεκα . . .*

14. That the oligarchy in 421 had nothing to fear from a democratic opposition may be deduced from the silence of Thucydides, who describes the moves and counter-moves of these years in considerable detail, and does not neglect to notice the importance of suppressed minorities (or majorities) in Argos (Thuc. V. 76.1; 81.2; 83.1 sq; 116.1), in Tegea (*ibid.* 62.2; 64.1), and among the Arcadians of Parrasia (*ibid.* 33.1).

15. *Hell. Oxyr. loc. cit.*; Xen. *Hell.* III. 5.1; IV. 2.11 sq. That Timolaus was by origin a member of the ruling class is almost certain from his distinguished service in the Decelean War. The circumstances of his »private quarrel« with Sparta are unknown, but they may well have been connected with Lysander's policy in the Aegean at the end of the war, whereby prizes of victory were reserved for Spartans and in no sense shared with the allies (cf. Xen. *Hell.* III. 5.12).

upheld) to swing the city back into the arms of Sparta, wherein lay the only hope now perhaps of preserving the oligarchic constitution[16].

The true causes of the democratic revolution can only be surmised, or, at the best, deduced. Common sense rules out the possibility that it was inspired purely by ephemeral nationalistic feelings of dislike for Sparta and what she stood for, or by imitation of the new democratic allies with whom the Corinthians now rubbed shoulders day by day in the city or the camp. Indeed the author of *Hellenica Oxyrhynchia* (*loc. cit.*) gives clearly to understand that there was a revolutionary party in the city before the war broke out. About the character of the oligarchy which the revolutionaries aimed at overthrowing very little indeed is known, but that little suggests that it was in some ways enlightened, perhaps unusually so[17]. But if it is permissible to apply to the period before the democratic revolution evidence dating from after the oligarchic restoration, the share of the citizen assembly in the government of the state was small[18]: and that assembly contained, presumably, not all adult male Corinthians but only those of a certain property qualification. It is possible that the urge to become active political animals was strong in the bosoms of the Corinthian proletariat. And it is possible, too, that their numbers may have been swollen by economic pressures that can partly be guessed at, when it is recalled that for two periods of ten years within the span of one human generation this city designed by nature and man to live as an *entrepôt* and on a carrying trade, had been debarred by a state of war from carrying and exchanging at all except on a trivial scale[19]. Admittedly nine years of peace might have brought recovery, but the fragments of evidence available suggest that they had not. The number of Corinthian hoplites at the battle of Nemea in 394 was only 3000, this in a campaign almost on Corinthian soil where a citizen levy *πανδημεί* may

16. Xen. *Hell.* IV. 2.23 Demosth. XX. (*In Lept.*) 52 sq. — the Corinthians refuse to admit the defeated allied army inside the walls of the city after the battle of Nemea: that this decision was later overruled (as Demosthenes asserts) is proved by the co-operation of all the allies, including Corinth, in the Coronea campaign a few weeks later. Demosthenes states, what there is no reason to doubt, that the Corinthians (i.e. the oligarchs) were on the point of offering to treat with Sparta, but were prevented by the democratic party.

17. cf. perhaps Cic. *de rep.* II. 6; Pind. *Ol.* XIII.6 sqq., a polite remark about good government at Corinth.

18. Plut. *Dion* 53; it is fair to add that Diod. XVI 65.6 sqq. suggests that the people (? *συνέδριον*), as well as the *γερουσία*, had some judicial powers, at any rate in cases of capital importance.

19. I can quote no evidence for these effects of the Archidamian and Decelean wars upon Corinth, but I do not see how they can have been otherwise. It was not a question of blockade (as Megara was impoverished by a virtual blockade in the Archidamian War), but of a grievous curtailment of all the maritime activities from which directly or indirectly many, perhaps most, Corinthians normally got their living.

be regarded as certain: the corresponding figure at the battle of Plataea had been 5000. Conversely, among the light-armed troops at Nemea the Corinthians had an important place: they were the only urban proletariat represented at the battle (the other light-armed troops were from backward peoples, the Locrians, Malians and Acarnanians)[20]. In Corinth's greater age these Corinthians would have been at sea with the fleet, but (and this, too, is significant) it was not until a Persian subsidy had been received from Pharnabazus nearly a year later that a Corinthian squadron put to sea at all in this war[21]. The impression one gets from these details of the campaigning is of a city suffering from a broken middle-class and an impoverished treasury. Corinthians of hoplite »census« were abnormally few (and it was perhaps this »census« which carried with it citizen rights under the oligarchic constitution); citizens of thetic status perhaps abnormally many, and some of them (those who had sunk from the higher rank) with an obvious political grievance in addition to their economic misfortunes[22].

This, one may presume, was the revolutionary material. The democratic revolution at Corinth when it came took place most probably in March 392. It was a well-planned operation most ruthlessly executed, though experience proved that even so it was not ruthless enough. Xenophon's description, its local and political colour deriving most plainly from one or more survivors of the Corinthian »St. Bartholomew«, ascribed to the movement motives which do not commend themselves to an impartial mind: it was to prevent »the most and best« of the Corinthians from making a separate peace with Sparta that the rising was planned by the Argives and Athenians and Boeotians and those of the Corinthians who had taken some of the Persian money and those who had been most responsible for the war[23]. Xenophon does not attempt to disguise his own feelings, and they do him credit in so far as they represent his horror and disgust at the massacre, but they do not carry the conviction that he is telling a perfectly honest story. It is Diodorus who preserves the information that what the revolutionaries wanted was democracy, and this confirms the suggestion of *Hellenica Oxyrhynchia* already mentioned above[24]. The animosities of Xenophon towards the enemies of Sparta are well known, and they were evidently reinforced by animosities which he felt towards enemies of his own class.

20. For Nemea, Xen. *Hell.* IV. 2. 17: for Plataea, Hdt. IX. 28.

21. Xen. *Hell.* IV. 8. 9.

22. If this reconstruction is right, Corinth at this time would provide an apt example for one of Aristotle's causes of revolutions (Pol. 1302 b. 5— *διὰ καταφρόνησιν δὲ καὶ στασιάζουσι καὶ ἐπιτίθενται, οἷον ἔν τε ταῖς ὀλιγαρχίαις, ὅταν πλείους ὦσιν οἱ μὴ μετέχοντες τῆς πολιτείας (κρείττους γὰρ οἴονται εἶναι),* . . . .

23. Xen. *Hell.* IV. 4.1 sqq.

24. Diod. XIV. 86.1 sqq.

I hope to show that they are an important factor to be reckoned with in our appraisal of the tradition about these events at Corinth, and hence of the act of union itself which followed the Corinthian revolution.

When did the union between Corinth and Argos take place?

We begin with a problem of chronology, not of the highest importance for its own sake; but it gains greatly in importance if it appears, as I shall suggest, that evidence which is contradictory in its chronological bearing is contradictory also in its bearing upon the nature and character of the act of union. It is Xenophon who contradicts himself. His account of the union indicates that it took place immediately or nearly immediately after the revolution and the massacre of oligarchs, and that it was the principal cause of a remarkable piece of treachery on the part of certain of the oligarchs inside Corinth, who took advantage of an amnesty to admit the Spartans based on Sicyon inside the Long Walls[25]. It is most probable that the massacre took place in March, and the battle of the Long Walls and capture (for the first time) by the Spartans of the port of Lechaeum in the late summer of the same year, and that this year is the year 392[26].

It is necessary to consider now what Xenophon says (*Hell.* IV. 4. 6) about the nature of this union, still bearing in mind the question of chronology. The subject of the sentence about to be quoted is, »the surviving oligarchs in the city«: *ὁρῶντες δὲ *τοὺς τυραννεύοντας*, αἰσθανόμενοι δὲ*

25. Xen. *ibid.* IV. 4.5 sqq.

26. I accept the chronological reconstruction for these years of Beloch III.[2] 2. 219 sq.; except that I cannot agree with him, for reasons which appear below, when he follows Xenophon in placing the "union" immediately after the democratic revolution. For a different chronological reconstruction, which crams into the years 393/2 events (ending with the destruction of the Spartan *mora* by Iphicrates) which Beloch spaces over the years 393/0, see W. Judeich, *Die Zeit der Friedensrede des Andokides*, in *Philologus* 81, 1925—6, 141 sqq., accepted by (e. g.) U. Wilcken (*Über Entstehung und Zweck des Königsfriedens*, in *Abhandlungen der preußischen Akademie, phil.-hist. Kl.*, 1941, no. 15, p. 4). Since I have neither the need nor the space nor the wish to enter this controversy, I merely point out that Judeich in effect asked us to believe (though he did not make this issue sufficiently clear) that Andocides could say (*op. cit.*, 20) to an Athenian audience "The Boeotians have been at war for four years", at a moment when in reality (as all Athenians knew) they had been at war for less than three. And a careful reading of Xenophon's narrative of the war on land reveals at least four separate occasions where a considerable lapse of time is expressed or implied, time which simply is not available in Judeich's two campaigning seasons, but which is available in Beloch's four: Xen. *Hell.* IV. 4.1; *ibid.* 14; *ibid.* 15 sqq. (the reputation built up by Iphicrates, with the effect that the Peloponnesians came to fear his peltasts *ὥσπερ μορμόνας παιδάρια*); *ibid.* 19 and 5.1

Whichever reconstruction be preferred, however, my present argument is not affected, since there would be no change in the *order* of the events with which I am concerned.

ἀφανιζομένην τὴν πόλιν διὰ τὸ καὶ ὅρους ἀνασπᾶσθαι καὶ Ἄργος ἀντὶ Κορίνθου τὴν πατρίδα αὐτοῖς ὀνομάζεσθαι, καὶ πολιτείας μὲν ἀναγκαζόμενοι τῆς ἐν Ἄργει μετέχειν, ἧς οὐδὲν ἐδέοντο, ἐν δὲ τῇ πόλει μετοίκων ἔλαττον δυνάμενοι, ἐγένοντό τινες αὐτῶν οἳ ἐνόμισαν οὕτω μὲν ἀβίωτον εἶναι, πειρωμένους δὲ τὴν πατρίδα, ὥσπερ ἦν καὶ ἐξ ἀρχῆς, Κόρινθον ποιῆσαι καὶ ἐλευθέραν ἀποδεῖξαι[27]. . . . The further implications of the passage must be discussed presently, but for the moment it is necessary to notice that beyond all question Xenophon means us to believe here that by the union Corinth had ceased to have an independent existence as a city-state. But now for the contradictions. The same Xenophon writing of the first mission of the Spartan Antalcidas to Persia toward the end of this year 392 tells us that the allies thought fit to send missions also. Ambassadors went to Persia from the Athenians, and also »from the Boeotians and Corinth and Argos«[28]: there *was* still, therefore, an independent government at Corinth. This fact is further attested by a passage in the speech of Andocides »*Concerning the Peace with Sparta*« (this same abortive peace of Antalcidas), delivered at Athens in the winter 392/1. »The Argives and Corinthians are here present«, says Andocides, »and will tell you that it is better to continue the war«, and he is referring of course to ambassadors of Argos and Corinth; to Andocides, Corinth is still Corinth and not part of Argos[29]. Finally, Xenophon himself commits the crowning indiscretion (if it is that). Referring to the mission of Iphicrates to the Hellespont in 388, to explain his being

27. *τοὺς τυραννεύοντας* (MSS) is printed by Marchant (Oxford), who conjectures perhaps *ἐνίους* for *τούς*. Hude (Teubner) and Hatzfeld (Budé) print the conjecture of Campe *τοὺς ‹ἐν δυνάμει ὄντας› τυραννεύοντας*. For the present purpose the difference is immaterial: the persons referred to are the democratic leaders, whose methods were no doubt distasteful to the oligarchs.

28. Xen. *ibid.* IV. 8.13: cf. *ibid.* 15, a passage which, if other evidence were lacking, might well suggest that the Argives had already got possession of Corinth at this date: — . . . .*οἵ τ' Ἀργεῖοι, οὗ ἐπεθύμουν, οὐκ ἐνόμιζον ἂν τὴν Κόρινθον δύνασθαι ὡς Ἄργος ἔχειν τοιούτων συνθηκῶν καὶ σπονδῶν γενομένων.* But the evidence contained in the speech of Andocides (below) shows that the phrase here *οὗ ἐπεθύμουν* must be given its full value: the possession of Corinth is still a desire, or a plan, not yet an accomplished fact.

29. Andoc. III. 41.

cf. *ibid.* 27. *κελεύουσι γὰρ* (*sc.* *οἱ Ἀργεῖοι*) *ἡμᾶς κοινῇ μετὰ σφῶν καὶ μετὰ Κορινθίων πολεμεῖν . . . ἐκ γὰρ τοῦ πολέμου χρονισθέντος Κόρινθον ἑλεῖν προσδοκῶσι, . . .* (i. e. they *do not yet* possess it).

ibid. 26. *ἵνα ἡμῖν τί γένηται; ἵνα ἡττώμενοι μὲν καὶ τὴν οἰκείαν χώραν ἀπολέσωμεν πρὸς τῇ Κορινθίων, νικήσαντες δὲ τὴν Κορινθίων Ἀργείων ποιήσωμεν.* (i. e. Corinthian territory is *not yet* Argive).

ibid. 32. *Κορινθίων δὲ τοὺς νῦν ἔχοντας τὴν πόλιν . . . .* is a disparaging way of referring to the democracy at Corinth.

The date is that of Beloch; Judeich dates the speech one year earlier (see note 26 above).

no longer at Corinth, he writes ἐπεὶ γὰρ οἱ Ἀργεῖοι τὴν Κόρινθον ἐπεποίηντο, οὐδὲν ἔφασαν αὐτῶν (= the mercenaries of Iphicrates) δεῖσθαι. Καὶ γὰρ ἀπεκτόνει τινὰς τῶν ἀργολιζόντων· καὶ οὕτως ἀπελθὼν Ἀθήναζε οἴκοι ἔτυχεν ὤν[30]. It is natural, and indeed necessary, to read this as a sequence of events not much separated from each other in time: (1) union of Corinth and Argos (2) dismissal of Iphicrates and his mercenaries (3) re-employment of Iphicrates by the Athenians; presumably not long delayed, because he was the most famous and successful general of the day. An interval of months perhaps may be allowed between the events, but not more than this, and to allow more than twelve months between event (1) and event (3) is really to make nonsense of the passage, for in that case it would be no explanation at all of why Iphicrates was free to go to the Hellespont, which is what it is intended to be. The mission to the Hellespont was in 388, spring or summer: in the light of this passage, therefore, the union of Corinth and Argos should have taken place not earlier than the spring of 389, that is to say at least three years after the democratic revolution described by Xenophon in *Hell.* IV. 4. 6.

Which of these two contradictory stories are we to believe? And, above all, why did Xenophon present us with the necessity (apparently) of choosing between them? The first of these questions is the more easily answered. I take the passages of Andocides *On the Peace* (cited above) to disprove conclusively that any union, in the sense that Xenophon described it in IV.4.6 (after the massacre), was in existence at the time when Andocides spoke, (which was after, but not very long after, the first Spartan capture of Lechaeum (summer 392), and most certainly before the destruction of the Spartan *mora* by Iphicrates (summer 390)[31]. Corinth did not »become Argos« in 393 or 392, and the mention by Xenophon in *Hell.* IV. 8. 13 of Iphicrates in connection with the events which led up to and succeeded the Argive »incorporation« of Corinth makes it certain, in itself, that this incorporation took place after the famous feat of arms and not before it[32]. The idea is strengthened by the narrative of Diodorus, which, although

30. Xen. *Hell.* IV. 8.34. For the date, Beloch *loc. cit.*

31. This follows from the internal evidence of the speech (Andoc. III. 18—19). It is immaterial for our present purpose whether the destruction of the *mora* (shortly after an Isthmian festival) be assigned to the Isthmian year 392, as Judeich assigned it (*loc. cit.* pp 141 sqq.), or (with Grote, Beloch and others), to 390, though the latter seems to me infinitely the more probable. Judeich argues for winter 393/2 as the date of the speech *Concerning the Peace*, and if that view be accepted (I do not accept it), the revolution at Corinth and the first Spartan capture of Lechaeum move back to 393, with the destruction of the *mora* by Iphicrates in 392.

32. I am still assuming, as seems necessary from Xen. *Hell.* IV. 8. 34, a *short* interval between the "incorporation" and the dismissal of Iphicrates, an interval too short to contain the incident of the *mora* and the successes of Iphicrates that followed it (Xen. *Hell.* IV. 5. 19).

in Book XIV as a guide to absolute chronology it is not worth much, nevertheless may have some value for relative chronology, the *order* in which the major events happened. Diodorus puts the Argive incorporation of Corinth after the destruction of the *mora*, and he, too, links the incorporation with Iphicrates in a way which goes to confirm my argument above about the close sequence of events: . . . *Ἀργεῖοι μετὰ τῶν ὅπλων πανδημεὶ στρατεύσαντες εἰς Κόρινθον τήν τ᾽ ἀκρόπολιν κατελάβοντο καὶ τὴν πόλιν ἐξιδιοποιησάμενοι τὴν Κορινθίων χώραν Ἀργείαν ἐποίησαν. ἐπεβάλετο δὲ καὶ Ἰφικράτης ὁ Ἀθηναῖος καταλαβέσθαι τὴν πόλιν, ἐπιτηδείαν οὖσαν εἰς τὴν τῆς Ἑλλάδος ἡγεμονίαν· τοῦ δὲ δήμου κωλύσαντος οὗτος μὲν ἀπέθετο τὴν ἀρχήν, οἱ δ᾽ Ἀθηναῖοι Χαβρίαν ἀντ᾽ αὐτοῦ στρατηγὸν εἰς τὴν Κόρινθον ἐξέπεμψαν*[33]. If Iphicrates destroyed the *mora* in summer of 390, and went to the Hellespont in spring or summer 388, the Argive *coup d'état* falls naturally between these two dates, and it follows that the second cited passage of Xenophon is to be preferred and the first passage disregarded, or at least most critically re-examined.

What was the act of union?

Both Xenophon (in each of the passages quoted above) and Diodorus speak of it in their different languages as an incorporation of Corinth into the city-state and territory of Argos. Corinth had »become Argos«. The city lost its name. Its territory became Argive. It's citizens became citizens of Argos. The transaction bears all the signs of having been a successful stroke of Argive imperialism. But is this all? The speech of Andocides *Concerning the Peace*, besides rendering the valuable chronological service indicated above, is interesting also because it refers more than once to this Argive stroke as something which is projected (in the winter 392/1) but not yet put into execution[34]. This directs us to an obvious line of speculation. Is it possible that Xenophon, in the first of the two quoted passages (IV.4.6) is describing as a *fait accompli* something which in reality at that time (early 392) was only a *programme*, the programme which the Corinthian

33. Diod. XIV. 92.1 sq. It seems clear that the order of the events, within this quotation, is not the order in which the events themselves occurred. The second sentence (the attempt, or project, of Iphicrates) is really an explanation of the first; explaining why the Argives seized Corinth. To interpret D's order here as the chronological order leads to absurdity; for Iphicrates could have no hope of getting possession of Corinth for Athens once the Argives had garrisoned it, and in any case the mere attempt by Iphicrates, in these new conditions, would have ruptured the alliance of Athens and Argos.

34. Andoc. III. 26; 27; 32 (the passages cited in note 29 above). It is the evidence of this speech that led Lenschau (P. W. *Suppl, Bd.* IV, s. v. *Korinthos*) to conclude that, at the time of its delivery, the union had not yet taken place.

democratic leaders (τοὺς τυραννεύοντας — *ibid.*) aimed at putting into effect with the help of the Argives? I am not suggesting that Xenophon can possibly have been *intending* to describe a mere programme in this passage, but that, whether in error or by design, he antedates here by some three years the development which did actually take place in 389, but which was only as yet under discussion in 392. That he can have antedated it in error seems scarcely possible: it would be a very gross error in a writer as well informed on some details of the Corinthian scene as Xenophon shows himself to be[35]. That he antedated it by design is much more plausible, because this whole passage is permeated by his hostility to the Corinthian democrats, perpetuators of the massacre, and by a desire to excuse the oligarchic »fifth column« which opened a correspondence with the Spartans at Sicyon and admitted them inside the Long Walls: clearly there was a better case to be made for them if they could be shown to be already the victims of Argive aggression as well as of their own democratic enemies. Xenophon's treatment of Epaminondas shows him to have been one of the most unscrupulous of historians, and I for one would not hesitate to believe him capable of antedating the union of Corinth and Argos if it suited his purpose.

Nevertheless, there is another alternative, and there is one piece of evidence which counts strongly in its favour. The alternative is that the union took place in two stages. The final stage was the development of 389, whereby Corinth did pass completely under Argive control and ceased to be a separate state. The first stage, in 392, was what Xenophon described (inaccurately) in IV. 4. 6, and it stopped short of the complete incorporation of Corinth in Argos: and between the two stages (392—389) Corinth, though linked to Argos in some way, was still a separate state, as it is shown to be by the cited passages from Andocides and from Xenophon himself. The piece of evidence which supports this view rather strongly, is the fact that the Argives are said to have assumed the presidency of the Isthmian festival of 390 (a few days before the destruction of the Spartan *mora* by Iphicrates) — *οἱ Ἀργεῖοι αὐτοῦ ἐτύγχανον τότε ποιοῦντες τὴν θυσίαν τῷ Ποσειδῶνι, ὡς Ἄργους τῆς Κορίνθου ὄντος*[36]. To explain this away as a malicious re-laying by Xenophon of a false trail already laid in IV. 4. 6 seems to me quite out of the question. An historian prepared to take this amount of trouble would scarcely have given himself away by failing to suppress the fact that there was an embassy from an independent Corinth (as well as one from Argos) in Persia in the winter 392/1 The phrase *ὡς Ἄργους τῆς Κορίνθου ὄντος* I take to be a repetition of the false description of the nature

35. For Xenophon's period of residence at Corinth, Diog. Laert. II 53, and 56 (though it has been doubted whether, as D. L. asserts, he died there).

36. Xen. *Hell.* IV. 5.1; cf. Plut. *Ages.* 21. See note 31 on the date.

of the union already given by Xenophon, but this does not mean that the story of the Argive presidency at the festival is a fiction. This presidency itself I take to be a fact, and if it is a fact it must mean that Corinth, though still an independent state, *was* already bound to Argos by ties of a unique closeness; in short it strongly supports the view that Xenophon in IV. 4. 6 was not simply ante-dating the union, but was writing here of an historical event *of some kind* that did genuinely take place in the first half of the year 392. It remains to see if it is possible to deduce what exactly it was that took place then.

According to the passage of Xenophon that is our only possible guide (IV. 4.6), Corinth underwent three important changes; in respect of its territory, its name, and its citizenship[37]. The first two are difficult to interpret, and perhaps impossible to explain except in terms of source-criticism: if Corinth really lost her territory and her name to Argos in 392, the necessary inference is that she ceased to exist as a city-state and became merged in the city-state of Argos. But, as we have seen, this is not so: Corinth remained an independent state till after the date of Andocides' speech (winter 392/1), and presumably till 389, the date of the events with which the name of Iphicrates is connected. It is a question of choosing between the evidence of Xenophon here, and the evidence of Xenophon elsewhere, reinforced by that of Andocides; and the reasons I have given already are my reasons for choosing the latter. I do not believe Xenophon when he writes here that Corinth lost her territory and her name in 392. The third change, that in respect of Corinthian citizenship, is the one that may repay further study. The Corinthian oligarchs surviving in the city were aggrieved (among other reasons) because they were »compelled to become citizens of Argos quite against their wishes, and in their own city had less influence than *metoikoi*«[38]. At first sight perhaps this information does no more than add to the impression made by the information about the territory and the name of Corinth, the impression that already »Corinth had become Argos«. But since we know that this is not so, it is necessary to ask ourselves if there are no other terms upon which these Corinthian oligarchs (in common with other Corinthian citizens) could have become citizens of Argos. The only terms that suggest themselves are those of isopolity. The conferring of isopolity on a whole community would be perhaps without parallel at this date, unless we include in our reckoning the extraordinary measure by which the Athenians conferred their citizen-

37. Diod. XIV. 92.1 sq. mentions only that the territory of Corinth became Argive — and this reference is to the event of 389, not of 392.

38. Xen. *Hell.* IV. 4.6. The Greek text is quoted on p. 242/3 above.

ship upon the entire democracy of Samos in 405[39]. Later, the practice became not uncommon, and there is a fair number of instances of reciprocal grants of isopolity, where two cities make an exchange of their citizenship to each other, each city retaining meanwhile a perfectly independent status and losing nothing of its sovereignty[40]. Now if it be once conceded that the idea of isopolity may be not irrelevant to this passage under discussion, then it is interesting to notice that the last clause of the passage, a clause which appears at first sight to be no more than a rhetorical generalisation, may become now extremely apposite. To put into the minds of these oligarchs (as Xenophon does here) the notion that now they had less influence in their own city than *metoikoi*, would be quite legitimate and effective merely as a piece of rhetoric, seeing that these men had belonged before to the most influential class, but now were submerged in the overwhelming numbers of the *demos*. But the phrase becomes much more than legitimate or effective, it becomes positively telling (because positively exact), if it were to refer to a Corinth of which every Argive, as well as every Corinthian, were now a citizen, or a potential citizen. To Corinthians (like these oligarchs) who disagreed with a grant of isopolity to the Argives and were privately determined not to recognise it, Argives at Corinth remained what they had always been — *metoikoi*. If these conditions really existed, one can imagine the feelings with which they were regarded by the former rulers of Corinth, and one can appreciate the bitterness which went into the making of phrases such as this which Xenophon (one feels) has borrowed from their propaganda.

The fact that Xenophan does not mention an experiment in isopolity explicitly is no reason at all for thinking that none occurred. Assuming

39. *I G* I^2. 126, II.^{2}. 1. (= M. N. Tod. *Greek Historical Inscriptions* I. 96, II. 97). This decree, mentioned by none of our literary sources, would perhaps have been thought incredible had it been so mentioned and had the decree itself not survived.

40. For an admirable short definition of isopolity, see Ernest Barker in *C.A. H. VI.* p. 505. For a list of examples, J. Oehler, in R. E. s. v. *Isopoliteia* (1916), to which should be added (especially) the three Milesian examples, cf. *Milet* (ed. Wiegand) I. 3, 136, = Tod, *G. H. I.* II, 195 (Miletus/Olbia, *isopoliteia* in fact., though not so named); *Milet. ibid.* 137 (Miletus/Cyzicus); and *ibid.* 142 (Miletus/Phygela). Their dating, on linguistic and epigraphic grounds, to the reign of Alexander the Great seems fairly secure. What is most interesting for the present purpose is that the reciprocal grants of isopolity between Miletus and Phygela on this occasion are a *renewal* of previous grants. It seems unlikely that these transactions could have been undertaken while the two cities were under Persian rule, and it follows from this that the *origina* isopolity ought to date back to the fifth century, when both cities were members of the Delian Confederacy. Phygela was a tiny place, and from its geographical position might have been expected to look to Ephesus rather than to Miletus for protection. Probably Miletus gave it protection *from* Ephesus — if one is right in suspecting that we see here an ancient "triangle" in which Phygela may have filled the place that Oropus filled in the relations of Athens and Boeotia.

that one did occur, it would be Xenophon's nature to ignore it. Even if he had been perfectly honest, he would still have been perfectly blind to all the most interesting political experiments of his own lifetime. A writer who did not notice the second Athenian confederacy or the founding of Megalopolis could hardly be expected to notice this — especially when all his friends disliked it so much. The author of *Hellenica Oxyrhynchia*, one suspects, would have left us in no doubt about the relations of Corinth and Argos in these years.

In support of this suggestion of isopolity, apart from the internal evidence of this passage itself, there is much less evidence than I could wish, but there are two scraps which are better than no evidence at all. First, it is obvious that the assumption by the Argives of the presidency at the Isthmian Festival of 390 is to be explained satisfactorily only by allowing them some right to it[41]. If Corinth had ceased to exist as a city and the Corinthians had all become Argives, the Argives in general could no doubt have laid a fair claim to succeed to the Corinthian presidency. But since this hypothesis has already been ruled out, an alternative is required, and it would be hard to find an apter one than that which makes all the Argives now citizens of Corinth, and so not the successors merely to the presidency but its natural holders by adoption[42]. And it is interesting to find that a tradition has survived which does not give the presidency to the Argives alone, but merely mentions them as being associated in it with the Corinthians at this Isthmian festival[43]. Secondly, the passages cited already from the speech of Andocides *Concerning the Peace*, suggesting that the Argives at the date of the speech (winter 392 — early 391) hoped to *get possession of* Corinth, seem to gain greatly in point if there was already in existence at that time some political arrangement between Corinth and Argos, known to the Athenian audience, and easily to be interpreted as a

41. To assume a presidency without being entitled to it was an act of imprudence which Agesilaus (for example) refused to commit, even though he was invited to it by the Corinthian exiles serving in his army (Plut. *Ages.* 21).

42. There is nothing surprising in the fact that they should still be referred to as "the Argives", first because the union, whatever its nature, was not permanent, but lasted only six years, and secondly because Xenophon in particular, but to a lesser degree also the sources used by Diodorus and Plutarch, wrote with an aristocratic bias; there is no pro-democratic historian of the fourth century.

43. Pausanias III. 10.1 — *αὐτοὶ* (sc. *οἱ Κορίνθιοι*) *μετ' Ἀργείων τὰ Ἴσθμια ἄγουσιν* (after the departure of Agesilaus). This passage would have supported Grote's view of this incident (IX. 47 and note 1), though he does not cite it. But in general, in his interpretation of this whole story of Corinth and Argos, Grote leans too heavily on his conviction of Xenophon's malignity. He comes very near to dismissing the "union" as an invention of Xenophon, instead of attempting to bring it to the light free from Xenophon's distortions.

concrete step towards the fulfilment of these Argive aspirations[44]. Otherwise, these remarks of Andocides sink in status to the level of vague accusations or expressions of opinion; not for that reason to be despised by an Athenian orator, but perhaps scarcely worthy of being called into action a second time in this short speech after they had served their purpose once.

The outline of events, then, as I would reconstruct them, was as follows. The democratic rising and the massacre of oligarchs in March 392 took place with the help of Argive troops who were present on duty[45]. A democratic constitution no doubt was brought into being, prepared by Timolaus and Polyanthes the revolutionary leaders. And almost immediately (certainly in the course of this same summer) the proposals were put forward for an exchange of isopolity between Argos and Corinth, and became effective by the vote of the two assemblies. Lest this step should seem impossibly revolutionary at this date, I would point out that it was much less revolutionary than the step proposed by Thales to the Ionians nearly two hundred years earlier; though admittedly the difference remains, that the Ionians were not persuaded to take it[46]. One is reminded irresistibly, too, of the proposition made by Mr. Churchill to the Government of France in June 1940, and the reminder is perhaps not unhelpful towards enabling us to understand how the Corinthians in particular (and to a lesser degree the Argives) could have agreed. The Corinthian democrats were in the unenviable position of having manoeuvred the city for the first time in its history into a war with Sparta, and Sparta at the very height of her powers. Internally, they were handicapped by a disloyal element in the citizen body that wanted peace with Sparta and a restoration of the oligarchic constitution. Externally, they had to recognise that they must win this war, or at least must not lose it, if Corinth *as a democracy* were to survive. At present they had good allies in Argos, Athens and the Boeotians; but every Corinthian, whatever his political colour, had been brought up hating the Athenians, and the Boeotians (if it should come to a divergence of interests) had always been conspicuous primarily for looking after themselves. Taking the long view, it was Argos, Dorian, democratic, miso-Laconian Argos, that could be counted on to maintain a community of interests and sympathies, and to resist Sparta through thick and thin; and taking a shorter view, it would be no bad thing if the Argive troops campaigning in Corinthian territory and based on the city could be counted on as Corinthian citizens to meet an emergency whether from without or within.

44. Andoc. *op. cit.* 26 and 27: see note 29 above.
45. Diod. XIV. 86.1 sqq. — (the Argives).
46. Hdt. I. 170. What Thales proposed was a sympolity of the Ionian cities.

It must have been mainly by an appeal to motives of this sort, to the desire to find a strong and (so far as it could be ensured) a lasting anchor for the young democracy, that a vote of isopolity for the Argives could be extracted from a Corinthian assembly. It may be surmised that it took a forceful and persuasive leader to extract it, and though it would be absurd to claim a Thales or a Churchill for Corinth at this crisis in her history, yet Timolaus, the leading man in the city since the revolution, besides being a practical soldier of experience, as a strategist at any rate was bold and clear-headed beyond the ordinary[47]. It cannot be denied that these were the qualities needed in the Corinthian political arena at this juncture no less than in the council of war, and it seems safe to give to Timolaus the credit for translating this experiment in isopolity, if it occurred, from political theory to historical fact.

At Argos, it cannot have required nearly so much courage to propose or accept the novelty; for Argos, as the larger of the two cities, need fear nothing from the association, and could perhaps hope to gain much. It is the fact that the territories of Corinth and Argos were contiguous which makes their exchange of citizenship a daring proposition: and it is just this fact, too, that may have acted as a powerful bait to Argive imperialism. The very way in which the war was being waged, with the army of the coalition based upon Corinth itself, made it possible perhaps for a substantial number of Argive soldiers to exercise their political rights at Corinth, at any rate as voters in the assembly, as it has been suggested already that they exercised their religious rights on the occasion of the Isthmian festival[48]. The treachery inside Corinth which led to the battle of the Long Walls and the first Spartan capture of Lechaeum left behind it an extreme nervous tension which could see treachery where none existed[49]; but, if it should exist, these Argives on the spot might be the means of foiling a treasonable admission of the enemy or a *coup d'état*. So the Corinthians may have argued: and the Argives may have reflected that they might even be the means (who knew?) of executing a *coup d'état* on their own account.

The war itself became a long, smouldering affair of little glory for either Corinthians or Argives, who were painfully humiliated on the occasion of the Isthmian festival: when suddenly it blazed up into the splendour of a most unlooked-for victory, that of Iphicrates and his peltasts over

47. *Hell. Oxyr. loc. cit.*; Xen. *Hell.* IV. 2.11 sq. — a short speech of Timolaus to the council of generals of the coalition. At the lowest estimate this speech must be held to reflect his reputation.

48. There is nothing in the evidence on isopolity at a later date that suggests there was any limitation of political rights when isopolity was conferred, in fact the evidence suggests the reverse: cf. especially Dittenberger *OGIS*. 265 (Pergamum and Temnus, before 260 B. C.); and Oehler in *R. E.* s. v. *Isopoliteia.*

49. Xen. *Hell.* IV. 5.3.

the Spartan *mora*. Iphicrates, too, had been based on Corinth two years at least with his mercenary corps — τὸ ξενικὸν ἐν Κορίνθῳ — and had already won a reputation for efficiency and success[50]; but now, after he had followed up this victory by recapturing the Corinthian forts (except Lechaeum) from Spartan hands[51], we may guess that he had become the darling of the city, and his soldiers the most welcome foreign troops within the walls. What currents and cross-currents of popular feeling played round the hero in the months that followed (winter 390—89), we shall never know. Did he seek to identify himself with a middle faction in Corinthian politics, of citizens who stood by the new democracy but believed in Corinth for the Corinthians and not for the Argives? Or was he just a soldier who saw Corinth as a military problem having the Acrocorinthus as its key? Or an Athenian Lysander who aimed at a new empire in which the possession of Corinth should help Athens to dominate Greece? To these questions the evidence supplies no certain answer. All that is clear is that Iphicrates attempted in some way to get control of Corinth. There was fighting in the city, or if not fighting, murder: some of the extremist democratic leaders (called by Xenophon οἱ ἀργολίζοντες) were the victims. The Corinthian *demos* kept its head and kept together, and prevented the plan from succeeding. But the situation was serious, serious enough for the Argives to march to Corinth πανδημεί, and take control of the city themselves[52]. It was now, presumably, that Corinth did genuinely »become Argos«, that the boundaries between the two territories were removed, and the name of Corinth ceased to be employed. As for Iphicrates, he was recalled by request as *persona non grata* along with most of his mercenaries[53]. The union of the two cities was not to be broken by an Athenian for the benefit of Athens, but by the Persian King on behalf of Sparta.

Conclusion

If the foregoing reconstruction is right, the union of Corinth and Argos was a bolder and more interesting affair than has hitherto been suspected. Isopolity between two states that were not neighbours, as it was practised at a later date, was really little more than a graceful exchange

50. Xen. *Hell.* IV. 4.9 sqq.; *ibid.* 15 sqq. For ξενικὸν ἐν Κορίνθῳ, see Aristoph. *Plut.* 173; Demosth. IV 24; Harpocration *s. v.* It was established by Conon (presumably in 393). Iphicrates first appears in command at the battle of the Long Walls (summer 392). But see also H. W. Parke, *Greek Mercenary Soldiers*, pp. 50 sqq., who suggests that he took the force over from Conon in 393: this may well be true.

51. Xen. *Hell.* IV. 5.11 sqq. (the *mora*); *ibid.* 19 (the forts).

52. Diod. XIV. 92.1 sq.; Xen. *Hell.* IV. 8.34: see note 33 above.

53. Diod. *ibid.*; Xen. *Hell. ibid.*

between friends, and its practical effects were that Milesians (for example) who happened to be resident at Cyzicus could exercise their citizen rights there (and *vice versa*)[54]. There was no profound effect on the political life and being of the cities that made the exchange. And isopolity even between neighbours in the 3rd century and later made no great stir in the world, because at that time Greek cities in general made no great stir in the world: the world had become a bigger place. But between the important neighbour states of Corinth and Argos at this time the effects could be profound, and moreover (to one looking far ahead) perhaps incalculable: for with every Argive and every Corinthian possessing the two citizenships, who could tell what movements of population might take place between the two cities under the influence of factors too transient and too diverse to be foreseen? It may be taken as certain that very few Argives or Corinthians *were* looking far ahead when they voted in favour of the isopolity: their votes, one presumes, represented in the main their reaction to the present, to the war, and were the product of that complex of instinct, passion, prejudice, half-thoughts, and calculations partly understood, that go to make up the mind of a people. Those few minds that did seek to penetrate the future perhaps saw this isopolity (assuming that it were to last for some years) as, almost inevitably, a stage in the fusion of the two states into one. These prescients, if they were Argives, counted no doubt on being able to keep the initial advantage which was theirs through their greater size and numbers. The Corinthian leaders faced a darker future; but it can hardly be doubted where the balance of advantage lay for their city. That they saw it, and communicated it to their people, is proved by the Corinthian reaction to the Peace of Antalcidas. Though Corinth by this time had genuinely »become Argos« and had ceased to have a separate existence, the Corinthians would not dismiss their Argive garrison until they were compelled by a Spartan ultimatum. Their leaders of course, and all prominent democrats, feared reprisals, but it seems to be the fact also that the Corinthian *demos* as a whole preferred to be part of a greater-Argive democracy than to live in an independent but oligarchic Corinth[55].

This indeed is not the least interesting feature of the whole affair. That the isopolity itself lasted for no more than three years is to be re-

54. *Milet* I. 3 137: see in general Oehler in R. E. s. v. *Isopoliteia.*

55. Xen. *Hell.* V. 1.34 — *οἱ δ' αὖ Κορίνθιοι οὐκ ἐξέπεμπον τὴν τῶν Ἀργείων φρουράν, ἀλλ' ὁ Ἀγησίλαος καὶ τούτοις προεῖπε, τοῖς μέν, εἰ μὴ ἐκπέμψοιεν τοὺς Ἀργείους, τοῖς δὲ εἰ μὴ ἀπίοιεν ἐκ τῆς Κορίνθου, ὅτι πόλεμον ἐξοίσει πρὸς αὐτούς. ἐπεὶ δὲ φοβηθέντων ἀμφοτέρων ἐξῆλθον οἱ Ἀργεῖοι καὶ αὐτὴ ἐφ' αὑτῆς ἡ τῶν Κορινθίων πόλις ἐγένετο, οἱ μὲν σφαγεῖς καὶ οἱ μεταίτιοι τοῦ ἔργου αὐτοὶ γνόντες ἀπῆλθον ἐκ τῆς Κορίνθου· οἱ δ' ἄλλοι πολῖται ἑκόντες κατεδέχοντο τοὺς πρόσθεν φεύγοντας.*

Here again, Xenophon is not telling an honest story. The will of the Corinthian people, I take it, is indicated in the first clause and in the words *φοβηθέντων ἀμφοτέρων.*

gretted, but it would be a mistake dismiss the Argive incorporation of Corinth (the second stage) as a mere piece of crude imperialism and as such scarcely worthy of further notice. The greater cities of Greece, such as Argos herself, had become great by incorporating earlier in their history, little communities such as Mycenae, Tiryns or Nauplia, and so expanding the Argive territory and increasing the citizen muster with people who, whatever their sentiments at the time of incorporation, ultimately became loyal Argives, just as the Eleusinians or Marathonians of the eighth or seventh century became the loyal Athenians of the fifth. What is unique here is that this step could be taken by two cities between which there was no overwhelming disparity in size and distinction, and that it could be taken with the full acquiescence and consent of the weaker party, which in fact refused to break away from the stronger even when the opportunity offered, except under threat of compulsion. There is evidently something in the political experience of the Argives and Corinthians that distinguishes them sharply from certain other pair of neighbours, such as Thebes and Orchomenus, Mantinea and Tegea. To these cities, no less than to Argos and Corinth, a community of interests and action would have been highly advantageous if it could have been achieved, but the only partnership which they could ever bring themselves to achieve was a transitory and uneasy partnership within the framework of federal institutions which embraced also the other cities of Boeotia and Arcadia. The feuds and animosities of generations could not be erased entirely. Corinth and Argos were fortunate in being hampered by no such legacy. Secondly, they were helped by the acute need in which they both stood at this time of strengthening themselves as an insurance against the power of Sparta, to be reinforced ultimately by the backing of the Persian King. Finally, (and perhaps decisively) there was the internal stimulus of the Corinthian democratic revolution acting upon a population which had never before known

After this, to speak of the rest of the citizens receiving back the exiles of their own free will is mere humbug. The exiles returned virtually by force, and the restored oligarchy owed its position to the threat of Agesilaus, which could be renewed at any time.

Speaking of the year 379, Xenophon can say that the Corinthians had become most loyal allies of Sparta (*Hell.* V. 3.27). But he says nothing of the attempt to overthrow the oligarchy recorded by Diodorus under the year 375 (XV. 40.3). The attempt was made by "numerous Corinthian exiles resident at Argos", but it was supported by many of the Corinthians in the city (*οἱ δὲ Κορίνθιοι, πολλοὺς τῶν πολιτῶν αἰτιασάμενοι μετασχηκέναι τοῖς φυγάσι τῆς ἐπιθέσεως, οὓς μὲν ἀπέκτειναν, οὓς δ' ἐφυγάδευσαν*). Beloch dates this after Leuctra; but I think this dating difficult to reconcile with the Xenophon passages cited below.

After this, so far as we know, Corinth did remain loyal to Sparta (and no wonder), even after the battle of Leuctra; cf. Xen. *Hell.* VI. 2.3 *ibid.* 4.18; *ibid.* 5.29; VII. 2.17 sqq.; *ibid.* 3.2; *ibid.* 4.6 sqq. (separate peace with Thebes, but still loyal by inclination).

the freedoms of democracy and which was determined not to lose them now. For them, to be good democrats was to be good Corinthians, with the result, paradoxically, that they all became Argives[56]. The verdict of history most probably will be that by doing so they also became good Greeks.

And the Argives themselves? It is easy, perhaps, to regard them as mere opportunists in this matter, and indeed as belonging to that class of opportunist which does not even make its own opportunity, but merely has the sense not to reject an opportunity that is offered. There is something in this view, though if our sources had dealt with these events less superficially it might have proved necessary to modify it. In another sense, however, the Argives appear here as the victims of fortune, in that they were robbed by *force majeure* (in the new situation created by the Peace of Antalcidas) of the fruit of the most successful piece of constructive imperialism in Greek history. Here, it seems, was a surrender of sovereignty (by the Corinthians) which could have lasted and become permanent, if it had been allowed to last. For the Corinthian unwillingness to break away from the union surely the Argives must be given some credit. And if their share in the business was imperialism, how well it compares with the age-old imperialism of the Spartans in Messenia, or with the contemporary im-

56. It would be useful to know more than we do about the character of the Argive democracy, and, particularly, whether it had reached at this date the stage of being a radical democracy of the "Periclean" type, including payments for office and other services to the state. Certain tiny indications in Thucydides suggest that in the years 421—417 the democracy was not of the most extreme kind. Thus (1) it was possible to persuade the *demos* to delegate its power of treaty-making in a way quite unthinkable at Athens (Thuc. V. 27.2 sq.: see above, p. 237 it was possible for two individuals, a general and a *πρόξενος* of Sparta, to arrange a truce with the Spartan king in full campaign, *ἄνευ τοῦ πλήθους*: this made the Argives angry, but apparently only because they judged it inexpedient, and not because it was unconstitutional or irregular (V. 60. 1 and 5). (3) There seem to have been two councils at Argos, one called *βουλή*, the other "the eighty", and the presumption is that one of them must have corresponded to the Athenian Areopagus: both were evidently active bodies at this time (V. 47.9). (4) There was a strong oligarchic opposition (V. 76.1; 81.2; 83.1 sq.; 116.).

About payment for office or service the only information is that there was a crack corps of 1000 Argive hoplites who were a standing force maintained by the state — *Ἀργείων οἱ χίλιοι λογάδες οἷς ἡ πόλις ἐκ πολλοῦ ἄσκησιν τῶν ἐς τὸν πόλεμον δημοσίᾳ παρεῖχε . . .* (Thuc. V. 67. 2).

On the other hand, the evidence (such as it is) on conditions at Argos at the time of the "Scytalism" is reminiscent of the generalisations of Aristotle (*Pol.* V. 4.1 sqq.; 1304b; VI. 3.2 sq., 1320a.) concerning the need of radical democracies to persecute the rich in order to raise the funds for paying the poor for their services: Diod. XV. 58.1 — *τῆς πόλεως τῶν Ἀργείων δημοκρατουμένης καὶ τινων δημαγωγῶν παροξυνόντων τὸ πλῆθος κατὰ τῶν ταῖς ἐξουσίαις καὶ δόξαις ὑπερεχόντων, οἱ διαβαλλόμενοι συστάντες ἔγνωσαν καταλῦσαι τὸν δῆμον.* In the resultant counter-measures, more than 1200 *τῶν δυνατῶν ἀνδρῶν* are said to have been put to death (*ibid.* 3): their property of course passed to the state.

perialism of the Spartans far and wide in Greece and the Aegean, or with that of Athens in her greatest years. It was imperialism, in short, by the method which, when practised with success and on a grand scale, has been almost universally admired — the method of the Roman Republic in Italy. This method recognised that to acquire the citizens was more important than to acquire the territory or the city: when Caerites or Sabines became Roman citizens they added immeasurably to the strength of Rome and the solidarity of Central Italy, as Pyrrhus and Hannibal found. There seems no good reason why what was good for Rome and the Sabines should not have been good for Argos and the Corinthians, with perhaps widening circles of benefit accruing to the Greeks in general; but unfortunately the possibilities latent in the union ceased even to be possibilities, when faced by the formidable hostility of Sparta supported by the Great King. If a historian may be permitted regrets, it is possible to regret that the Argives and Corinthians in 386 were less strong or less bold than the Thebans in 371: a little more boldness, a little more strength, and they could have dared to fight a Leuctra with a better cause.

Gonville and Caius College, Cambridge. *G. T. Griffith.*

Jovius et Herculius ou l' »épiphanie« des Tétrarques

Le 21 juillet 298, dans un lieu qu'on a longtemps cru être Léon en Espagne, mais qui pourrait bien être »quelque part« en Afrique, Marcel centurion ordinaire, jetant ses armes, proclama qu'il était chrétien et qu'il ne pouvait continuer à servir dans l'armée. Ce geste et ces paroles par quoi il rompait avec la discipline militaire lui valurent, après l'interrogatoire du gouverneur de la province, d'être déféré par celui-ci à l'autorité supérieure du *praefectus praetorio* ou de l'*agens vices praeff. praet.*, qui, à Tanger, le 30 octobre, le condamna à mort. La *Passio Marcelli centurionis*, dont on n'a jamais mis en doute l'authenticité ou nié la valeur, dans le texte qu'a publié le P. Delehaye[1], nous dit simplement que l'occasion du martyre avait été »une fête impériale« (*quando diem festum imperatoris vestri celebrastis*). Une précision plus grande nous a été apportée récemment par la publication qui a été faite en Espagne du manuscrit de la Bibliothèque Nationale de Madrid A 76[2], qui représente à coup sûr, au témoignage du P. de Gaiffier, Bollandiste, la meilleure tradition du texte des *Actes de Saint Marcel.* On y lit dans sa forme la plus complète l'*elogium*, c'est à dire le bordereau récapitulatif de l'affaire que, conformément au règlement, le gouverneur avait fait tenir à son chef en même temps qu'il lui remettait pour décision l'officier coupable. Dans cette pièce, qui »a chance d'appartenir à l'original«[3] et dont la rédaction exactement pesée et sèchement concise suffirait à prouver l'authenticité, on lit que les faits incriminés ont eu lieu *die felicissimo hac toto orbe beatissimo natalis genuini dominorum nostrorum eorumdem augustorumque cesarum cum solemne celebremus.* Sous cette forme, ce libellé est absurde. Dans une interprétation généralement admise du Panégyrique de 291, dont l'erreur sera montrée tout à l'heure, on a pu croire que Dioclétien et Maximien étaient nés le même jour à quelques années d'intervalle. Mais pour quatre empereurs, un tel fait est proprement inconcevable. On

1. L'édition de la *Passio Marcelli centurionis* a été faite par le P. Delehaye dans *Analecta Bollandiana*, XLI, 1923, p. 257—287. On trouvera une traduction du texte dans J. Cárcopino, *Le Maroc romain*, Paris 1943, p. 273 suiv.

2. Cf. Garcia Villada, *Historia eclesiastica de España*, I, Madrid, 1929, p. 377—379. L'*elogium* a été étudié de très près par le P. de Gaiffier, dans l'*Archivum latinitatis medii aevi (Bulletin du Cange)*, XVI, 1941, p. 128—136, et dans les *Analecta Bollandiana*, LXI, 1942, p. 116—139.

3. Cf. P. de Gaiffier, *Bull. du Cange*, XVI, 1941, p. 136.

n'hésitera donc pas à corriger le texte et à lire *gemini* là où le manuscrit de Madrid porte *genuini*. Comme l'a spontanément noté le P. de Gaiffier, la confusion est paléographiquement possible[4]. Et on traduira: »en ce jour de bonheur pour le monde entier qui est le double anniversaire de nos maîtres qui sont en même temps Augustes et Césars, alors que nous célébrions cette fête annuelle . . .«

Quel est ce jour? quelle est cette fête? Avant de connaître l'*elogium* conservé dans le manuscrit de Madrid, le P. Delehaye[5] et J. Carcopino[6] avaient songé, non sans hésitation, au *dies imperii* de Maximien. Mais on a, je crois, bien des raisons de croire qu'au 21 juillet cet anniversaire est passé depuis longtemps ou qu'il est encore à venir[7]. Surtout, maintenant que nous savons que la fête où Marcel fit publiquement scandale était celle de quatre empereurs, on doit délibérément écarter cette hypothèse. D'autre part, un *dies imperii* commun aux Tétrarques ne peut être pris en considération, car, à cette date, il ne saurait trouver place dans aucun des systèmes chronologiques proposés pour leur règne commun.

Revenons aux termes employés dans l'*elogium* du centurion Marcel. Ils ne sont pas indifférents car nous les lisons dans une pièce officielle émanant des bureaux du gouverneur de la province. Le *natalis* du 21 juillet 298 est qualifié de *geminus*, ce qui veut dire non point quadruple mais double, de sorte que les quatre empereurs y sont célébrés deux à deux. S'agirait-il de la fête des Augustes jumelée avec celle des Césars? Mais le mot *eorumdem* introduit non pas une explication mais une distinction et une équivalence. Les *domini nostri* n'y sont pas célébrés en tant qu'Augustes et en tant que Césars, mais autrement. Or, dans la Tétrarchie, à côté des Augustes et des Césars, il n'y a qu'une qualification possible qui grouperait elle aussi deux à deux les quatre empereurs: c'est celle qui reconnait à l'Auguste Dioclétien et au César Galère le titre de *Jovius*, l'Auguste Maximien et le César Constance ayant celui d' *Herculius*. La fête annuelle du 21 juillet est donc la commé-

4. *Op. cit.*, p. 131, n. 4: »du point de vue paléographique, notons la grande ressemblance entre *geminus* et *genuinus*. Il n'est pas exclu que le texte original de l'*elogium* ait contenu *gemini*«. J'ajoute que dans la tradition manuscrite des Panégyriques on rencontre des fautes analogues à celle qui est corrigée ici: E. Galletier, *Panégyriques latins* I, Paris 1949, p. XLIV (éd. Budé) signale dans la copie faite au XVI[e] siècle par Aurispa du manuscrit perdu de Mayence (cod. Upsaliensis Scr. lat, 18-A) des confusions entre *munus* et *minus*, *ingenii* et *ingenui*. Il est piquant de noter que le manuscrit d'Upsal du Panégyrique de 291 (III [11], 2, 2), dans un passage essentiel pour notre étude, porte *genui* pour *gemini*.

5. *Op. cit.*, p. 262.

6. *Op. cit.*, p. 278.

7. Il est vraisemblable que Maximien a été César le I[er] mars 286 et qu'il est devenu Auguste à la fin de 286. C'est du moins ce que j'ai essayé de montrer (*Dioclétien et la Tétrarchie*, I, Paris 1946, p. 60 suiv.).

moration du jour où pour la première fois les empereurs ont pris ces noms divins.

De cette fête des *Jovii* et des *Herculii* nous possédons plus que la date. Un rapprochement s'impose en effet entre le *geminus natalis* du 21 juillet et le *geminus natalis* que commémore le Panégyrique de 291. Quatre fois l'expression y revient pour désigner la fête dont il fut l'occasion. E. Galletier, auteur d'une récente et remarquable édition des *Panégyriques latins*, fait observer que jamais l'orateur, qui pourtant s'adresse à Maximien, ne dit *natalis tuus*, mais *gemini vestri natales* ou *gemino natali tuo*, de telle sorte qu'il »semble qu'il s'agisse non point d'un unique mais d'un double anniversaire«[8]. Ailleurs dans le discours il est dit que la fête est celle du jour *qui te primus protulit in lucem* (2, 1). Il n'est pas sans intérêt de remarquer qu'il en est de même dans les *Actes de Saint Marcel*, où, avant l'*elogium* contenant la mention explicite du *geminus natalis* des Tétrarques, nous voyons le rédacteur de l'interrogatoire restreindre pareillement à la fête d'un empereur qu'il ne nomme pas la commémoration qu'il sait être commune aux quatre souverains (*quando diem festum imperatoris vestri celebrastis*). C'est, évidemment, parce qu'en 298 comme en 291, en un lieu donné, l'accent fut mis dans la fête, ne serait-ce que dans le discours qu'elle comportait nécessairement, sur la gloire de l'empereur dont l'influence se faisait le plus directement sentir: en 291, à Trèves, Maximien écoutait le panégyrique; en 298, en Afrique, il commandait en personne les troupes chargées de la pacification des Maurétanies auxquelles appartenait le centurion Marcel. Quand on aura relevé qu'à la fête annuelle (*solemne*) de l'*elogium* correspondent dans le Panégyrique les jours *quos . . . quotiens annis volventibus revertuntur . . ., colimur* (2, 3), on aura épuisé la liste des rapprochements possibles. Davantage eût d'ailleurs pu paraître suspect, car il s'agit d'œuvres d'étendue et de nature fort différentes. Il n'en est que plus remarquable que les seules trois allusions à la fête impériale du 21 juillet que contient la courte *Passio Marcelli centurionis* aient un exact parallèle dans l'ample discours que Mamertin prononça quelques années auparavant à la même occasion.

Ainsi le *geminus natalis* du Panégyrique de 291 est bien, comme j'ai essayé de le montrer en 1946[9], la commémoration du jour où Dioclétien et Maximien prirent les titres de *Jovius* et d'*Herculius*. Ce discours nous donnera-t-il tout ce que nous désirons connaître de la fête et surtout de la valeur religieuse des titres qui y furent exaltés?

Les cérémonies du 21 juillet ne nous sont en aucune manière décrites dans le Panégyrique. Tout ce qu'il nous en dit, c'est qu'à Trèves en 291

8. *Op. cit.*, p. 10.
9. *Op. cit.*, p. 223 suiv.

elles durèrent plusieurs jours[10]. Mais leur caractère doit se refléter dans le discours officiel qui en fut le moment principal. Pour le découvrir, comparons celui-ci avec les Panégyriques du 21 avril 289 et du 1er mars 297[11]. Pour ces deux fêtes, qui sont l'une l'anniversaire de la fondation de Rome l'autre les *quinquennalia* de Constance, l'orateur avait largement puisé dans les faits historiques disposés chronologiquement qui servaient la gloire des empereurs. Les succès de la diplomatie et les victoires des armées occupent peu de place dans le Panégyrique de 291, ou plutôt il n'y est fait allusion que pour en écarter le récit[12]. Volontairement encore, l'auteur a omis les paragraphes sur l'*origo* des souverains et leur éducation que prescrivent les règles de la rhétorique dans les panégyriques jubilaires[13], pour se limiter à deux développements sur la *pietas* et la *felicitas*. C'est que, comme il le dit lui-même, ces »vertus majeures«, que les empereurs ont reçues à leur naissance de Jupiter et d'Hercule »sont tout particulièrement appropriées à cette circonstance« (*quas ad hoc tempus aptissimas ni fallor elegi*) (5, 2). »Si je ne me trompe«, ajoute-t-il. Vraiment, il ne courait aucun risque d'erreur, car depuis un siècle la piété et le bonheur étaient par excellence les vertus »impériales« et surtout les vertus »divines« des souverains: n'ont-elles pas été inscrites pour la première fois et pour toujours dans la titulature des empereurs par Commode qui se disait l'incarnation d'un dieu?

Aussi bien, dans ses manifestations, la *pietas* des deux Augustes est-elle »la preuve manifeste que si les âmes des autres hommes sont attachées à la terre et périssables, les leurs sont célestes et immortelles« (6, 3). La concorde qui règne entre eux et qui fait qu' »ils respectent l'égalité de leurs droits sur un patrimoine indivis« (6, 3), leurs victoires qu'ils mettent en commun, jusqu'à leurs déplacements qui ne tiennent compte ni du temps ni des distances, leur incessante et prodigieuse activité, tout cela imite et traduit ici-bas, sous les yeux de leurs contemporains, la collaboration parfaite et l'universel et perpétuel mouvement qui est le propre de Jupiter secondé par Hercule, de qui, précisément, Dioclétien et Maximien »tiennent leurs noms et leurs empires et qui sont occupés sans fin à l'accomplissement des plus grandes tâches« (3, 3). Ce thème de la *pietas* des empereurs était facile et l'orateur le développe avec aisance; son enthousiasme va

10. Cf. 3, 7. E. Galletier, dans son édition (p. 53), a pensé qu'il y eut à l'occasion de la fête des jeux de gladiateurs, mais ceux qui dans 3, 7 sont appelés à de *sacra certamina* sont, me semble-t-il, plûtot des empereurs. Ceux-ci en effet que le contexte dit »imiter les dieux leurs pères«, ne sauraient accepter que les sanglants combats de l'arène soient eux aussi semblables à ceux d'Hercules Victor.

11. Cf. E. Galletier, *op. cit.*, p. 44.

12. 5, 3.

13. Cf. W. Seston, *op. cit.*, p. 223.

croissant, c'est celui des Italiens et des habitants de Milan qui, lors de l'entrée de Dioclétien et de Maximien dans cette ville multipliant sur les autels les sacrifices et »chantant aux dieux immortels des hymnes de louanges et de reconnaissance« croient »invoquer de près Jupiter, non point celui de la légende, mais visible et présent« et adorer un »Hercule qui n'est point un étranger, mais l'empereur« (11, 5).

L'éloge de la *felicitas* des empereurs est plus court et comme embarassé au point qu'on a pu supposer que Mamertin y a inséré non sans maladresse des développements extraits du discours qu'il avait préparé pour les récentes *quinquennalia* de Maximien et qu'il avait dû rentrer dans ses tiroirs[14]. Il se peut, mais l'hypothèse est invérifiable. Je croirais plutôt qu' à l'orateur qui s'est interdit de faire le récit des événements, le thème de la *felicitas* a paru moins »approprié« que celui de la *pietas* au *geminus natalis* qu'il a pour tâche de commémorer. Un tableau de la prospérité de l'Empire, de »la salubrité du temps et de la fertilité des terres«, certes, il devait le faire et il n'y a pas manqué[15]. Mais cette *felicitas* est celle de l'Empire; celle des empereurs est autre. Il aurait pu montrer qu'il en était du bonheur des Augustes comme du bonheur de Sylla ou de la *felicitas* de Pompée et que leur action n'était prodigieusement efficace que parce que, par un privilège inouï, en tout temps et en tout lieu la faveur des dieux leur était assurée. Mamertin n'a pas soufflé mot de ce charisme et tout ce qu'il dit du bonheur des souverains tient en deux petits paragraphes sur leur totale liberté de mouvement à travers leur empire: »il n'est pas un coin de la terre«, leur dit-il, »qui soit privé de votre présence, même quand vos personnes en paraissent absentes« (13, 5). De même, ajoute-t-il (14, 2), dans le monde »tout est plein de Jupiter« et d'Hercule. Par cet unique aspect de leur bonheur, les Augustes sont mis à l'échelle du monde et sur un plan divin. L'orateur du 21 juillet 291 ne cherchait pas autre chose.

On aurait tort de croire que notre panégyriste qui, rappelons-le, parle en présence de Maximien au cours d'une fête solennelle et ne saurait exprimer une pensée qui ne serait pas celle des maîtres de l'Empire, pousse la courtisanerie jusqu' à faire des empereurs l'incarnation de Jupiter et d'Hercule. Son impérial auditeur eût été le premier à se fâcher d'une identification que d'ailleurs les titres divins célébrés en ce jour eussent suffi à écarter[16]. De dieux faits hommes, il n'est pas question. C'est en effet une forme de piété recommandée aux mortels qu'exalte l'orateur quand il fait un mérite aux deux empereurs d'avoir multiplié les autels et les temples pour montrer à tous »quelle est la puissance des dieux« (6, 1). Leurs victoires restent un

14. Cf. E. Galletier, *op. cit.*, p. 44 suiv.
15. 15 et 16.
16. Cf. W. Seston, *op. cit.*, p. 214.

présent des dieux immortels, comme au temps de la République et du Principat. Sont-ils de purs *numina* ces empereurs que, malgré leur divinité sans cesse affirmée, on distingue si soigneusement des dieux? Serait-il vrai que par le *genius* propre à chacun d'eux, sans qu'ils deviennent proprement des dieux, le *genius* de Jupiter et d'Hercule agirait ici bas[17]? Sont-ils seulement, comme l'assure N. H. Baynes, les agents de ces dieux que la Providence divine aurait fait naître pour la reconstruction et le salut de l'Empire[18]? Textes et monuments n'ont pas manqué dont on a pu penser qu'ils traduisaient cette communion d'âmes ou qu'ils définissaient ce charisme[19]. C'est un fait que dans le Panégyrique de 291 le même mot *numen* désigne les empereurs et aussi les dieux[20]. L'équivoque a été certainement voulue; elle était d'autant plus permise que jamais la »distinction entre *numen* entendu comme une force divine et *numen* conçu comme une divinité ne nous apparait clairement[21]«; les empereurs l'ont de tout temps sciemment exploitée, de toute évidence pour que «le porteur du *numen*, en qui et par qui le dieu se manifeste, participe au culte rendu à la divinité«. C'est un autre fait que, quand le même Panégyrique fait de Jupiter le *Diocletiani auctor deus* (2, 4), le rôle du dieu auprès de l'empereur ne peut être différent de celui du *summus pater* dont il est dit que son action est une garantie (*auctoritas*) qui se manifeste, pour l'appuyer, après la moindre des décisions impériales[22]?

Ainsi, le Panégyrique du 21 juillet 291 ne nous oblige à préférer ou à rejeter ni l'une ni l'autre des deux interprétations proposées. Est-ce à dire qu'elles soient équivalentes et comme indifférentes dans leurs effets, comme semble le croire W. Ensslin[23]? Il est évident que Dioclétien avait un égal intérêt à répandre de telles idées; en contribuant à mettre son autorité absolue hors de l'atteinte des hommes, elles justifiaient un céré-

17. C'est l'opinion de H. Mattingly, *The Roman Virtues, Harvard Theol. Rev.* XXX, 1937, p. 103 suiv.; CAH., XII, p. 330.

18. Point de vue soutenu par N. H. Baynes, *Journ. Roman Stud.*, XXV, 1935, p. 84, et W. Ensslin, CAH., XII, p. 386 suiv.

19. Pour la première opinion on peut citer Aurelius Victor 29, 18: *huic* (Maximien) *postea cultu numinis Herculio cognomentum accessit uti Valerio Iovium*, et la monnaie Cohen IV, 443, 277. Mattingly-Sydenham, V, 255 suiv., 321, 328 où Dioclétien reçoit de Jupiter un globe; en faveur de la seconde: CIL., III, 12326 *Diis auctoribus ad rei publicae amplificandae gloriam procreato — Iovio Maximo;* la légende monétaire *Iovi conservatori Iovii consulis* (Cohen 185); à quoi on ajoutera Pan., V (9), 20, 1, où on voit les dieux jouer auprès des empereurs le rôle d'*auxiliatores*.

20. *Numen* est appliqué aux empereurs dans Pan., III (II) 1, 2; 3, 8; II, 2; 17, 4. Le mot désigne les dieux dans 2, 3; 14, 2.

21. Cf. W. Ensslin, *Gottkaiser und Kaiser von Gottes Gnaden, Sitzungsber. der Bayer. Akad. der Wissenschaften*, 1943, 6, p. 26 suiv.

22. Pan., V (9), 15, 4.

23. *Op. cit.*, p. 49—50.

monial renforcé qui obligeait tous les habitants de l'Empire au respect de la majesté impériale. Mais c'est, me semble-t-il, risquer de confondre la conséquence d'un acte avec sa cause, les effets d'une affirmation religieuse avec sa justification que d'imaginer que Dioclétien pouvait se croire et se faire passer indifféremment pour un dieu incarné, pour un homme porteur de la pensée et de la puissance de Jupiter ou encore pour un homme choisi par le dieu suprême pour une mission parmi les hommes à seule fin de développer les cérémonies du culte impérial, l'étiquette de la cour et les formules du protocole. Aussi bien, la Cour de Trèves parait-elle avoir eu conscience de l'importance des titres jumelés de *Jovius-Herculius*, car le Panégyriste de 289 déclare en présence de Maximien qu' »ils ont renforcé le prestige des empereurs«[24].

On ne peut donc pas éviter le problème. Consultons encore le document officiel qui par son objet et sa date peut, plus que tout autre, nous en offrir la solution. En 291 à Trèves, en 298 en Afrique, le 21 juillet, dans la fête des *Jovii-Herculii*, c'est un *geminus natalis*, une double naissance qu'on commémore. Jamais, à l'aube de l'Empire, on n'a donné ce caractère aux cérémonies et aux sacrifices, qui, chaque 16 janvier, rappelaient le jour de 27 avant notre ère où Octave avait pris le nom d'*Augustus*, dont la résonnance religieuse était pourtant si profonde. Il n'y a pas d'exemple d'une épithète officielle ou d'une salutation impériale qui ait été commémorée sous la forme d'un *natalis*. Le premier, Commode s'est dit au cours de son règne *Pius-Felix* et ses successeurs en ont fait autant dès leur avènement: ni lui, ni eux n'ont glorifié le souvenir de cet événement par une fête annuelle. C'est que dans ces épithètes ils ne voyaient rien qui marquât un changement dans leur nature. *Pius* et *felix*, Commode croyait qu'il l'avait toujours été, comme il pensait que l'incarnation d'Hercule qu'il revendiquait n'avait jamais eu de commencement. Qu'il y ait eu au contraire sous la Tétrarchie une fête dite *geminus natalis* des *Jovii* et des *Herculii*, cela prouve qu'il y a eu un jour considéré comme celui où Dioclétien et Maximien étaient entrés dans une existence nouvelle, tout au moins aux yeux de leurs contemporains.

Avec une suffisante clarté, le Panégyrique de la fête du 21 juillet 291 nous dit ce qu'il faut entendre par là: »En vérité, si la célébration toute proche de jours qui vous sont consacrés n'aveugle pas mes esprits par sa grandeur même, le jour qui me parait avoir le plus d'éclat et réclamer le plus de solennité, c'est celui qui le premier te produisit à la lumière. Les jours mêmes où vous avez inauguré la dignité impériale sont des jours vénérables et sacrés parce qu'ils nous ont révélé de si nobles empereurs, mais les vertus du moins dont vous faites la parure de cette dignité même, ce sont vos deux jours de naissance qui les ont créées en vous. Ces jours

24. Pan., II (10), II, 2: *quamvis maiestatem regiam geminato numine augeatis.*

là, très saint empereur, toutes les fois que le cours des années les ramène, nous les célébrons avec tout le respect dû à vos personnes ainsi qu' à vos divinités, car vous donnez la preuve de votre ascendance divine par vos noms sans doute mais beaucoup plus par vos vertus dont l'activité infatigable et l'ardeur sont réglées par une puissance divine qui vous conduit par toute l'étendue du monde soumis à vos lois (*siquidem vos dis esse genitos et nominibus quidem vestris sed multo magis virtutibus approbatis, quarum infatigabiles motus et impetus ipsa vis divinitatis exercet*)« (2, 1—4). Aux affirmations de l'exorde, la suite du discours apporte une série de confirmations: Jupiter et Hercule sont qualifiés de *parentes* (3, 3; 3, 8); Jupiter est »le divin fondateur, le père de votre race« (*coelestis ille vestri generis conditor vel parens* 3, 2); »la fête elle-même est celle de l'origine de l'immortalité des empereurs« (*his . . . diebus quibus immortalitatis origo celebratur* 3, 7), mots qu'il faut entendre dans le sens où l'emploient les rhéteurs: origine d'une famille ou d'un individu. On peut donc dire que la fête du 21 juillet est un *natalis* parce qu'elle est celle des fils de Jupiter et des fils d'Hercule que sont les empereurs *Jovii* et *Herculii*.

Pour N. H. Baynes[25], cette filiation divine que revendiquent Dioclétien et Maximien est, dans le discours, un thème traditionnel des pamphlétaires et des flatteurs. Certes, comme je n'ai pas manqué de le souligner, la formule *dis genitis deorumque creatoribus*, qu'on lit dans une inscription de Dyrrachium souvent citée[26], semble donner l'écho provincial du discours prononcé à la cour de Trèves le 21 juillet 291. Dès Sénèque et Stace, nul ne l'ignore[27], on l'appliquait à ceux qui avaient quelque prétention à l'absolutisme. Ce n'est pourtant pas à l'école que le rhéteur de 291 a appris à connaître le thème du *Jovius-Herculius*. Ni de Claude, ni de Domitien, ni de Commode, les persifleurs et les courtisans n'ont fait les fils d'un dieu particulier. Les empereurs n'y ont eux-mêmes pas songé. Il a été plus facile à Commode de se montrer costumé en Hercule comme s'il était l'incarnation du dieu, que de s'en dire le descendant; Elagabal n'a été que le prophète du dieu Soleil; la *domus divina* des empereurs du troisième siècle est restée en quelque sorte anonyme et sa divinité n'a connu aucun *natalis*. Quand Aurélien et Carus gravent sur leurs monnaies autour de leurs effigies la formule *deo et domino* ou *deo et domino nato*, *Sol* n'est rien de plus que le *comes* de ces empereurs — dieux[28]. Le premier, Dioclétien a établi un rapport de filiation entre un certain dieu et un certain empereur: Jupiter est »le fondateur et le père de sa dynastie« (*caelestis ille vestri generis conditor*

25. *Journ. Roman Stud.*, XXXVIII, 1948, p. 111.
26. CIL., III, 710.
27. Pour les citations voir en dernier lieu W. Ensslin, *op. cit.*, p. 29.
28. Sur ces monnaies et leur interprétation, voir W. Ensslin, *op. cit.*, p. 42 suiv.

vel parens 3, 2). Il y a entre le père et sa descendance un lien personnel qui est défini comme une promesse; celle-ci vaut aux empereurs en toutes circonstances l'appui de l'autorité divine (*summi patris . . . auctoritas cuius nutum promissionem confirmantis totius mundi tremor sentit*[29]).

Jovius et *Herculius*, fils de dieux, Dioclétien et Maximien ne l'ont pas toujours été aux yeux de leurs contemporains. Aurelius Victor est formel sur ce point[30]: ils n'ont pris ces titres qu'après que Maximien a été appelé à l'Empire[31]. Ne nous étonnons donc pas que l'orateur de 291 ait eu grand soin de distinguer la fête du 21 juillet du *dies imperii* des Augustes. On a vu d'autre part que cette fête n'aurait pas été un *natalis* si à la filiation divine des empereurs un jour dans le passé n'avait été donné comme origine. Ce jour n'était pas celui de la naissance de Dioclétien et de Maximien, ainsi que cela est, me semble-t-il, désormais prouvé. Dès lors, le *geminus natalis* du 21 juillet ne peut être que l'anniversaire du jour où, au cours de leur règne, l'ascendance divine des deux empereurs a été manifestée: c'est une épiphanie[32].

Est-ce à dire que l'âme des empereurs n'est devenue divine qu' à ce moment? L'orateur de 291 ne nous le laisse point penser. »L'ardeur innée de votre âme divine,« dit-il (3, 8), »a été encore stimulée par l'activité des régions qui furent vos premières éducatrices«, et plus loin: »vos deux jours de naissances vous ont donné des âmes pieuses et des fortunes impériales. L'origine de vos vertus et de tous vos succès tient aux constellations bienfaisantes et amies qui vous ont vus naître pour le bien du genre humain; elles vous inspirent une éternelle concorde, l'affection pour vos familles, la passion du bien public etc.« (19, 3—4). Dioclétien et Maximien étaient donc marqués dès leur naissance en Illyricum pour être un jour à la face du monde un *Jovius* et un *Herculius*. Mais cela ne s'est vu qu'après leur accession au trône. De même, Constance et Galère, puis Constantin et Licinius n'appartiendront à la lignée divine que le jour où ils seront empereurs. Dans la dynastie divine de Dioclétien, le lien le plus étroit unit la fonction impériale et la possession du titre de *Jovius* ou d'*Herculius*: l'une dépend de l'autre.

On ne cherchera pas hors de l'Empire et de la tradition romaine l'origine des idées religieuses qui conduisirent Dioclétien à se rattacher, et avec lui Maximien puis une lignée d'empereurs, à des dieux immortels. Deux courants l'y ont conduit, que W. Ensslin a clairement dégagés dans l'histoire du monde antique[33]. L'un tendait à faire de l'empereur un dieu,

29. Pan., V (9), 15, 4.
30. 39, 18.
31. Cf. W. Seston, *op. cit.*, p. 222 suiv.
32. C'est ce que j'avais essayé de montrer dans mon livre p. 223.
33. *Op. cit.*

l'autre reconnaissait en lui le porteur d'un charisme. A la fin du troisième siècle l'habitude était prise de considérer comme divin le pouvoir impérial, l'organisation de l'Empire comme l'image du monde des dieux, l'imitation des dieux comme le devoir majeur des souverains. Bien qu'il y ait quelque artifice à le faire, car il ne saurait être question de marquer des étapes, on pourrait dire en définitive que les circonstances[34] ont amené Dioclétien à organiser le pouvoir impérial conformément à celui que l'on croyait être celui même du monde régi par le tout-puissant Jupiter assisté d'Hercule, puis à revendiquer pour lui-même et pour son collègue ainsi que pour sa dynastie l'héritage de ces dieux, enfin à justifier tout cela par une épiphanie annuellement commémorée.

Paris. *W. Seston.*

34. Il n'entre pas dans mon propos d'étudier de nouveau dans cet article les raisons politiques et les conséquences de cette habile nouveauté que Dioclétien introduisit dans la représentation religieuse du pouvoir impérial. On voudra bien se reporter sur ce point à mon livre p. 222 suiv. A ce que j'en ai dit j'ajouterais volontiers cette brève remarque. Si on veut comprendre et comme mesurer l'effet que veut produire l'orateur de 291, on insistera plus que je ne l'ai fait sur le sentiment de l'unité cosmique de l'Empire et sur le caractère exclusif que les titres de *Jovius* et de *Herculius* confèrent au pouvoir des Augustes. Désormais, à côté de la dynastie des *Jovii-Herculii*, il n'y a pas de place pour une autre autorité imperiale légitime, même si celle-ci prend *Sol* pour *comes*, *consors* ou *conservator*. C'est pourquoi je persiste à penser que l'épiphanie des Augustes a été proclamée en 287 pour rejeter dans l' » usurpation « l'*imperator* rebelle Carausius. Aussi bien, l'allusion à la guerre de Bretagne et à la victoire attendue qu'on lit à la fin du discours du 21 juillet 291, enveloppe-t-elle plus qu'une espérance flatteuse; elle indique le but de la politique de Dioclétien en juillet 291 et aussi, si je ne m'abuse, le sens politique de la fête des *Jovii-Herculii*.

Hethiter und Proto-Ḫattier

Eine archäologische Betrachtung

In der Geschichte Altkleinasiens bedeutet das Auftreten der Hethiter ein Ereignis, das politisch wie auch kulturell von weitreichenden Folgen gewesen ist. Politisch, weil es eben die Hethiter waren, die zum erstenmal, soweit wir wissen, große Teile des kleinasiatischen Raumes zu einem straff organisierten Reiche zusammenschlossen, das, bald über den Taurus und Amanus hinübergreifend, nicht nur mit den anderen Großmächten des Alten Orients rivalisierte, sondern sich im 14. und 13. Jahrhundert auch als gleichberechtigter Faktor neben ihnen behauptete. Kulturell, weil sich jetzt, nach vorausgegangener, räumlich beschränkter Geltung, der geistige Einfluß des Zweistromlandes auf dieses Gebiet, freilich in sehr unterschiedlicher Wirkung, erstreckte, und weil während der gleichen Jahrhunderte die Bildkunst und die Architektur zum erstenmal in Kleinasien zu monumentaler Form und zu monumentalem Ausdruck gelangten. Was uns gewiß nicht gleichgültig lassen kann, sondern im Gegenteil unsere Teilnahme an den Hethitern noch ganz wesentlich erhöht, ist die Tatsache, daß sie in ihren historisch eindeutig beglaubigten Sitzen, nämlich im Hochlande Innerkleinasiens, in einem Gebiete, das etwa durch den Fluß Halys und den Berg Argaios bestimmt ist, in sprachlicher Hinsicht inmitten ihrer Umwelt als Fremdlinge gelten müssen Denn ihre Reichssprache — erhalten in einer großen Zahl von Texten aus der Hauptstadt Boğazköy, aber in vereinzelten Stücken auch hier und dort bis nach Nordsyrien hinein bekannt[1] — gehört zur indogermanischen Sprachgruppe und hat damit im weiteren Vorderasien weder ein älteres noch ein gleichzeitiges Äquivalent. Ergibt sich schon daraus mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß die Hethiter ursprünglich nicht zu den alten Völkern des Ostens gehört haben, so wird dies dadurch zur Gewißheit, daß wir — eben wieder durch die Archivfunde von Boğazköy, aus noch älterer Zeit durch die vorhethitischen Tafeln vom Kültepe, worauf später zurückzukommen ist — einige Vorstellung über die Vorbevölkerung besitzen, die vor, später noch neben den

1. Karte: Archäologischer Anzeiger 1944/45, 49/50, Abb. 3.

Hethitern in diesem kleinasiatischen Gebiete seßhaft war. Die Wissenschaft nennt sie, denen eine Sprache weder indogermanischer, noch semitischer Zugehörigkeit eigen war[2], Proto-Ḫattier. Die Hethiter sind also ganz ohne Zweifel nicht Urbewohner des Landes um Halys und Argaios gewesen, sondern dorthin aus einem benachbarten, ursprünglich sogar aus einem sehr fernen Gebiete eingewandert. Daß von Kleinasien aus gesehen ihre Ursprünge nicht im Süden, wohl aber im Norden weitesten Sinnes gesucht werden müssen, ist ihrer Sprachzugehörigkeit wegen evident. Die beiden Fragen, zu welcher Zeit denn ihre Einwanderung erfolgt und welches ihre Heimat oder wenigstens ihre Zugrichtung nach dem Innern Kleinasiens gewesen sei, sind sogleich nach der Erschließung ihrer indogermanischen Sprache, also vor rund 35 Jahren, aufgeworfen und seither immer wieder lebhaft erörtert worden. Die gültige Beantwortung der zweiten Frage, das heißt der nach Heimat und Wanderung, würde in ihrer Tragweite und Bedeutung weit über Kleinasien hinausreichen, denn sie käme der genaueren Kenntnis der Ausbreitung wenigstens *eines* indogermanischen Teilvolkes gleich. Allein, die Texte, welche uns die Hethiter selbst in so großer Zahl hinterlassen haben, versagen in dieser Hinsicht leider vollkommen; denn auch die ältesten Urkunden beziehen sich nur auf Verhältnisse und auf Ereignisse, die sich im inneren und östlichen Kleinasien, also im Kerngebiet des späteren Großreiches abgespielt haben und verraten direkt nichts über die Etappen, welche die Hethiter bis zur dortigen Seßhaftwerdung durchmessen haben. Sind uns daher leider Nachrichten über ihre früheren, außerkleinasiatischen Wanderwege versagt, so ist selbst die Frage, aus welcher Richtung kommend sie einst Kleinasien betraten, unentschieden. Man hat dabei — mit Ausnahmen freilich, zu denen Hrozný gehört[3] — vorwiegend an den Westen, also an die Meerengen, Bosporus und Dardanellen, gedacht, weil die hethische Sprache zu »westlichen« indogermanischen Sprachen, namentlich zum Keltischen und Italischen, eindeutige Beziehungen besitzt, und aus diesem Grunde ein west-östlicher Wanderweg plausibler erscheint. Zwingend ist das freilich alles nicht. Zur Stützung dieser Hypothese ist oft auch eine archäologische Beobachtung beigezogen worden. Palast, Stadt und Befestigungsanlagen von Troia II, also gerade auf der asiatischen Seite der Dardanellen, sind durch eine große Katastrophe, einen gewaltsamen Eingriff, dessen umfassende Zeugen bei den Ausgrabungen festgestellt worden sind, zugrunde gegangen, ein Ereignis, das man mit dem Eindringen der Hethiter von Westen her, sie für den Untergang der Stadt verantwortlich machend, kombinierte. Dabei wiegt

2. Eine knappe Übersicht über das Proto-Ḫattische: Albrecht Götze, Kleinasien 49ff. (in: Handbuch der Altertumswissenschaft III 1, 3). [im Folgenden zitiert: Götze].
3. Die älteste Geschichte Vorderasiens (Prag 1940) 119.

es vielleicht nicht allzu schwer, daß Troia II auf Grund der neuen chronologischen Erkenntnisse von dieser Katastrophe um 2200 oder 2100 v. Chr. betroffen worden ist, also gut 300 Jahre *vor* dem ältesten historisch einwandfreien Nachweis der Hethiter in Innerkleinasien, denn es wäre wohl denkbar, daß es längerer Zeit bedurfte, bis sie es dort zur Konsolidierung und zu staatlicher Geltung gebracht haben. Trotzdem scheint es mir ratsam, Troia vorläufig bei solchen Kombinationen aus dem Spiele zu lassen. Wir haben es mit einem Einzelfall zu tun, der ganz anderes Gewicht hätte, wenn sich bei zukünftigen Untersuchungen zahlreicher anderer Ansiedlungen im nordwestlichen Kleinasien herausstellte, daß sie zur gleichen Zeit einer zerstörenden Invasion ausgesetzt waren, die sich auch auf weiter im Inneren gelegene Landesteile erstreckte. Vorläufig aber muß durchaus mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß das reiche Troia II damals einem vereinzelten Überfall von der See her ausgesetzt war, dessen Urheber nach der Plünderung und Einäscherung das Gestade wieder verlassen haben, genau so, wie sich viel später auch das Geschick des homerischen Troia vollzogen hat.

Vor kurzem hat Ferdinand Sommer, ausgehend von einem aus der Zeit des hethitischen Königs Muwatalli (Ende 13. Jahrhundert) stammenden Gebet, in dem das Aufsteigen des Sonnengottes aus dem Meere erwähnt wird, wobei der genannte Autor an die kaspische See denkt, ausgehend vor allem aber von der Beobachtung, daß eine Reihe bedeutender und mit besonderen Rechten ausgestatteter Städte der Frühzeit des Ḫatti-Reiches im Osten Kleinasiens, ungefähr im Gebiete des obersten Euphrats, gelegen sei, was für eine schrittweise Verlagerung der Reichsschwerpunkte von Osten nach Westen spräche, sehr ernstlich den östlichen Einwanderungsweg über die Kaukasus-Brücke, das heißt die Pforte von Derbent, und dan durch das östliche Anatolien in Erwägung gezogen, ja als der Th eori west-östlichen Eindringens entschieden vorzuziehen bezeichnet[4]. Man würde es in der Tat auf diesem Wege und bei anfänglich längerem Verweilen der Hethiter im Osten, im armenisch-kleinasiatischen Grenzgebiet etwa, auch verständlicher finden, daß sie, wie ja geschehen, einen in altakkadische Zeit zurückreichenden Schrifttypus zum eigenen Gebrauch rezipiert haben[5], während im Westen, westwärts des oberen Halys, von den noch mehr der Ägäis zugekehrten Gebieten ganz zu schweigen, keine Möglichkeit dazu bestanden haben kann. So lange aber im Osten entsprechend alte Funde, die eindeutig mit den frühen Hethitern in Verbindung gebracht

4. Ferdinand Sommer, Hethiter und Hethitisch 1ff.

5. Vgl. dazu E. Forrer in: Boghazhöi-Texte in Umschrift 1,3 sowie A. Götze in Zeitschrift für Assyriologie NF 6, 1931, 72f.

werden können, noch ausstehen, wird über mehr oder weniger begründete Vermutungen nicht hinauszukommen sein. Doch wird sich später ergeben, daß dieser Hinweis für uns nicht ohne Belang ist.

Muß demnach der Einwanderungsweg — oder, vorsichtiger gesagt, die Einwanderungsrichtung, das heißt ob von Westen oder von Osten — als noch unentschieden gelten, so ist auch die zweite, vorhin genannte wesentlich einfacher scheinende Frage nach dem Zeitpunkt des frühesten Auftretens der Hethiter im Innern Kleinasiens noch keineswegs eindeutig beantwortet. Daß mit ihnen von der Zeit um 1800 v. Chr. an im Gebiete des Halys mit großer Wahrscheinlichkeit zu rechnen ist, geht aus dem ältesten hethitischen Texte, dem des Königs Anitta von Neša bzw. Kuššar hervor, der in den Beginn des 18. Jahrhunderts gehört und der eben in dieser Zeit auf Kosten der vorhethitischen Bevölkerung sein Gebiet vergrößerte. In diesem Fürsten haben wir offenbar eine Persönlichkeit zu sehen, die Entscheidendes zur allmählichen Erringung der Vormachtstellung der Hethiter im Kerngebiet des späteren Großreiches beigetragen[6] und vielleicht auch die Tätigkeit assyrischer Kolonisten, auf die sofort zurückzukommen ist, endgültig zum Erliegen gebracht hat. Freilich führten weder er noch sein Vater Pitḫana hethitische, sondern vielmehr proto-ḫattische Namen. Das braucht jedoch nicht dagegen zu sprechen, daß sie beide zu den eigentlichen Hethitern gehört haben, denn diese Eigentümlichkeit haben sie mit fast allen späteren hethitischen Königen, auch den

6. Der Anitta-Text — in Übersetzung zugänglich bei J. Friedrich, Aus dem hethitischen Schrifttum, Der Alte Orient 24, 3, 5 f. und bei B. Hrozný, Archiv Orientálni I 274ff.; weitere Bruchstücke: Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 76, 1938, 43ff. — ist auf jeden Fall diejenige Urkunde in hethitischer Sprache, die sich inhaltlich auf die ältesten Vorkommnisse im Halysgebiet bezieht. Daß sie trotz ihrem altertümlichen Hethitisch eine spätere Redaktion darstellt, ist wahrscheinlich, bei einem Exemplar, das den Anitta-Text mit einem des viel späteren Königs Ammuna vereinigt zeigt (MDOG 76, 1938, 45), sicher; die Übersetzung aus einem ursprünglich proto-ḫattisch oder assyrisch verfaßten Original ist immerhin möglich. Anitta trotzdem zu den Hethitern zu zählen, ist aber deshalb nicht ungerechtfertigt. Seine Residenz Kuššar ist der Ausgang der ältesten hethitischen Dynastie, deren früheste klar faßbare Persönlichkeit Labarna I. (Mitte 17. Jahrhundert), vor dem man aber noch zwei Vorgänger kennt; Papaḫdilmaḫ (wahrscheinlich Bruder des eben genannten) und Pu-L*ugal*-ma (Vater). In jene Zeit oder nur unmittelbar zuvor kann jedoch das Auftreten der Hethiter in Innerkleinasien deshalb nicht verlegt werden, weil schon in einer Urkunde aus Mari (Ende 18. Jahrh.) der Name der späteren Reichshauptstadt nicht mehr in der alten proto-ḫattischen Form Ḫattuš, sondern bereits als hethitisiertes Ḫattuša erscheint (S. Dossin in: Revue Hittite et Asianique 5, 1939, 70ff.). Die Stadt muß also damals schon im hethitischen Bereiche gelegen haben. Der zeitliche Abstand von Anitta ist so gering, daß dieser Vorgang wohl eben durch die Eroberung des proto-ḫattischen Ḫattuš durch den hethitischen König von Kuššar (s. u.) bedingt gewesen ist.

Großkönigen des 14. und 13. Jahrhunderts, gemein, von denen mit Ausnahme ganz weniger ḫurritischer, alle anderen proto-ḫattische Namen trugen. Man erkennt schon daran, daß sie sich den einheimischen Verhältnissen von Anfang an sehr stark angepaßt haben.

Über das Vater/Sohn-Paar Pitḫana und Anitta reichen die direkten historischen Quellen nicht zurück, so daß wir auf diesem Wege lediglich zum Ergebnis kommen: in der Zeit um ± 1800 v. Chr. saßen zwar schon Hethiter im Innern Kleinasiens, spielten auch eine politische Rolle, aber doch in noch beschränktem Raume und keineswegs ohne Rivalität von seiten der Vorbevölkerung, der damals auch noch die spätere Reichshauptstadt, Boğazköy, gehörte, in welcher ein proto-ḫattischer, dann von Anitta besiegter König namens Pijušti residierte. Damit ist selbstredend für die Zeit ihrer ersten Niederlassung in Zentralanatolien nur ein terminus ante quem gegeben. Sie kann nicht lange vor 1800, ebenso gut aber auch mehrere Jahrhunderte früher erfolgt sein, um so mehr dann, wenn die Einwanderung, was nicht ausgeschlossen ist, in mehreren Schüben, jeweils aus Scharen beschränkter Zahl bestehend erfolgt wäre.

Man hat längst versucht, zur Lösung dieses Problems auch andere Denkmäler als nur die hethitischen selbst zu verwerten. Die sogenannten kappadokischen, richtiger altassyrischen Texte, Urkunden von Handelsniederlassungen, welche von Assur aus im östlichen Teile Kleinasiens unterhalten wurden, bieten sich dafür geradezu an. Diese Kolonien und Faktoreien, die es in einer ganzen Anzahl von Orten gab, hatten ihr übergeordnetes Zentrum, das direkt Assur selbst unterstand, im Kārum Kaneš, dem heutigen Ruinenhügel Kültepe bei Kayseri, nordöstlich vom Argaios, also in einem Gebiete, das ebenso wie das der beiden anderen Fundorte solcher Texte, nämlich Alişar weiter nordwestlich und Boğazköy noch mehr im Norden, bald darauf gerade den Kernraum des Alten Ḫattireiches bildete. Die assyrischen Handelsniederlassungen florierten im 19., wahrscheinlich auch schon in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts v. Chr., also während einer Zeit, die den vorher genannten frühesten hethitischen Königen Pitḫana und Anitta, unmittelbar vorauslag; beide waren nach Ausweis eines Textes im Louvre sogar gerade noch Zeitgenossen der allerletzten Phase der assyrischen Handelsorganisation. Es lag daher nahe, diese Urkunden, die ihrem Zwecke entsprechend häufig Einheimische, das heißt Kleinasiaten, und Fremde, das heißt Assyrer, in ihren durch den Handel bedingten wechselseitigen Beziehungen bieten, daraufhin zu überprüfen, ob sich in ihnen etwa Anhaltspunkte dafür fänden, daß schon zu Beginn des 2. Jahrtausends, also *vor* den eigenen hethitischen Quellen, das indogermanisch-hethitische Element, wenn auch in Spuren, faßbar sei. Man glaubt das ziemlich allgemein verneinen zu können und hält dafür, daß man sich in einer Zeit befinde, die indogermanische Hethiter in diesem Teile Anatoliens noch nicht kennt. Einer kürzlichen Mitteilung entnehme

ich jedoch, daß neue Textinterpretationen vorlägen, die diese Verneinung nicht ganz rechtfertigen, die es vielmehr nahelegten, dieses Element doch schon im Gebiete des Halys wenigstens in Ansätzen in den ersten beiden Jahrhunderten des 2. Jahrtausends anzunehmen. Die Entscheidung darüber muß den zuständigen Fachleuten überlassen bleiben. Soviel dürfte aber sicher sein, daß selbst dann, wenn sich in den kappadokischen Texten von den Hethitern wirklich keine Spur fände, noch nicht ausgemacht wäre, daß sie nicht doch schon hier und dort im weiteren Halysgebiete gesessen haben könnten, ohne dabei, weil zunächst noch gegenüber den Autochthonen inferior und ohne wirkliche politische Geltung, in den Texten erscheinen zu müssen. Es gibt genug Beispiele von Unterwanderungen, wo das zugewanderte Element zunächst neben der alten Bevölkerung geduldet existierte und erst nach kürzerer oder längerer Zeit zu betonterer, schließlich zu dominierender Geltung gelangte.

Aber vielleicht kann noch eine weitere Gattung von Quellen beim Versuche zur Aufhellung dieses Problems mit Vorteil herangezogen werden. Ich meine die archäologischen Denkmäler und spreche ausdrücklich von einem Versuche, denn im Gegensatz zu echten historischen Urkunden, die direkte Aussagen gestatten, ist die Interpretation dieser Quellen für geschichtliche Vorgänge ja nur zu oft mit Schwierigkeiten verbunden. Genau so, wie wir sehen werden, auch in diesem Falle. Gelänge es eindeutig zu bestimmen: was unter ihnen ist einerseits hethitisch, was andererseits vorhethitisch, also proto-ḫattisch, und zu welcher Zeit löste das eine, jüngere, das andere, ältere, ab oder setzte sich wenigstens betont in den Vordergrund, so dürften wir — sollte man denken — eine brauchbare Antwort auf unsere Frage erwarten, um so mehr als den archäologischen Bestand ja auch kleinste Gegenstände des täglichen, profanen Gebrauchs ausmachen, die einer Schicht angehören, welche sich in der höheren Sphäre der geschriebenen Urkunden nicht unbedingt zur Geltung gebracht haben muß.

Man wird bei der Betrachtung: was ist hethitisch, was ist vorhethitisch, vorteilhafterweise ziemlich weit hinauf- bzw. ziemlich tief hinuntergreifen und es vermeiden, zum Ausgangspunkt eine Periode zu wählen, die der vermutlichen Phase der Berührung, welche gewiß in manchem zur Trübung des klaren Bildes geführt hat, zu nahe liegt.

Die Kultur der Vorbevölkerung des Kerngebietes des Ḫatti-Reiches, also der Proto-Ḫattier, haben uns erst die sehr ergebnisreichen türkischen, seit 1935 alljährlich betriebenen Ausgrabungen von Hüyük bei Alaca, ostwärts des Halys, 150 km ostnordöstlich von Ankara, genauer kennen gelehrt, denn hier ist, im Gegensatz zu früheren Feststellungen an anderen Orten, eines der Zentren dieser Kultur entdeckt worden, nämlich die fürstliche Nekropole des Sitzes einer proto-ḫattischen Dynastie. Ich will hier auf Einzelheiten nicht eingehen, die Funde sind oft genug beschrieben

auch mehr oder weniger gut abgebildet worden[7]. Nur einiges ist für uns hier wesentlich zu bemerken. Es handelt sich um rechteckige Grabschächte, die eine sehr primitive Zurüstung aus Stein oder Holz erfahren haben, keinerlei entwickelte Grabarchitektur aufweisen, aber mit Bestattungen, deren Beigaben eine verwirrende Fülle, darunter kostbaren Materials, bieten. Die Keramik zeigt in Form, Struktur und Ornament einen sehr ausgeprägten Stil, der zur gleichen Zeit über weite Teile Innerkleinasiens verbreitet war und der sich auch in den Metallgefäßen — Gold, Silber, Elektron — in gleicher Weise äußerte. Die Bildkunst beschränkt sich mit Ausnahme von kleinen Idolen aus Bronze und Terrakotta durchaus auf vollplastische, zum Teil sehr stilisierte Tierfiguren, und zwar auf Hirsch und Stier, die mehrfach mit eigenartigen durchbrochenen Scheiben kombiniert sind, in denen man um so mehr Darstellungen der Sonne sehen darf, weil in einem Falle ein Hirsch aus einer solchen Scheibe heraustritt, deren Rand mit großen Strahlen versehen ist. Hirsch und Stier können hier nur Ausdruck göttlicher Mächte sein, einer Zeit angehörend, die die antropomorphe Gottesdarstellung noch nicht ausschließlich kannte. Es ist nicht überraschend, daß dann im 2. Jahrtausend, als eben dieser Schritt vollzogen war, Hirsch und Stier als Symbol- und Begleittiere bestimmter von den Hethitern verehrter Gottheiten wieder begegnen, die sie offenbar von der Vorbevölkerung übernommen haben. Man weiß ja überhaupt längst, daß gerade im Religiösen die Angleichung an das im Lande Vorgefundene so intensiv wie nur möglich war: Verwendung fremder Sprachen im Kult — der proto-ḫattischen und später auch der ḫurrischen — und nichtindogermanische Namen sämtlicher Götter.

Einige Waffen und Schmuckstücke aus der Nekropole weisen deutliche Zusammenhänge mit dem Süden jenseits des Taurus, das heißt mit Nordsyrien und Obermesopotamien auf und beweisen, daß diese Gräber etwa in die Akkad-Zeit, das heißt in das 24. bis 22. Jahrhundert v. Chr. zu datieren sind. Aber der kulturelle Abstand von dort ist erheblich, denn der Prunk, mit dem sich die Dynastie umgab, trägt unleugbar eine etwas barbarische Note, und vor allem waren diese Leute noch völlige Illiteraten, selbst der Gebrauch des Siegels in seiner eigentlichen Bedeutung scheint noch weitgehend unbekannt gewesen zu sein. Aber die Fürsten residierten in befestigten Zentren größeren Umfangs, die auch in ihrer wirtschaftlichen Geltung stark über das flache Land hinausgehoben waren, und denen man stadtartigen Charakter zubilligen kann.

Es entspricht vollkommen unseren Vorstellungen vom proto-ḫattischen Kleinasien, das ja den Quellen späterer Zeit zufolge aus zahlreichen riva-

7. Remzi Oguz Arik, Les fouilles d'Alaca Höyük 1935 (Ankara 1937). Hâmit Zübeyr Koşay, Ausgrabungen von Alaca Höyük 1936 (Ankara 1944). H. Th. Bossert, Altanatolien 60—64.

lisierenden Fürstentümern kleineren und größeren Umfangs bestanden haben muß, wenn vor kurzem Funde aufgetaucht sind, die nach Stil und Form durchaus zeitgleich mit denen von Hüyük sind, und die ebenfalls aus Gräbern einer lokalen Dynastie stammen dürften. Sie sind im letzten Jahre in der Gegend von Beypazar, westlich von Ankara, zutage gekommen und noch unpubliziert. Die Tierplastik, ein Rindergespann im Joch, bei dem Einzelheiten übrigens auffallend an die kaukasischen Statuetten von Maikop erinnern, paßt durchaus in den Rahmen der Bronzen von Hüyük, so auch die Waffen, während ein Rassel- und Schwirrinstrument, ein Sistrum, dessen Rand mit vollplastischen Rinder- und Vogelfigürchen besetzt ist, bisher in Kleinasien ganz vereinzelt steht, aber mit seiner plumpen Schwere und Unhandlichkeit, die sich vor allem in der Bildung des Griffes kundgibt, deutlich erkennen läßt, daß es eine auf fremde, südliche Anregungen zurückgehende einheimische Schöpfung ist.

Diese wenigen Beispiele mögen zur kurzen Charakterisierung der vorhethitischen, das heißt proto-ḫattischen Kultur, soweit sie uns in den archäologischen Denkmälern faßbar geblieben ist, genügen. Ihr Ausdrucksvermögen, ihre Struktur, ihr Stil, ja ihr Bestand an Geräten des alltäglichen Bedarfs sind solcher Art, so ausgeprägt, unsere Kenntnisse darüber dank reichen, sich übrigens andauernd noch vermehrenden Fundbestände so ausreichend, daß man bei weiteren Schlüssen und Untersuchungen, wie wir sie hier beabsichtigen, von einer sicheren Basis ausgehen kann.

Wenn ich mich nunmehr der Frage zuwende: was ist — wohlverstanden archäologisch gesehen — hethitisch, so kann ich mich, um nicht allzuviel Bekanntes zu wiederholen, ebenfalls kurz fassen. Als hethitisch dürfen wir zunächst einmal, mit Ausnahme eindeutigen Imports, alles das ansehen, was in der Reichshauptstadt Boğazköy in den Schichten des 14. und 13. Jahrhunderts zutage gekommen ist. Die Architektur kennt technische Spezimina, Grundrißlösungen, Raumanordnungen, Verhältnisse des Außen zum Innen, die so nur hier und in einigen anderen Orten des kleinasiatischen Reichsgebietes wiederkehren, vor allem in den Kultbauten in einer ganzen Anzahl von Beispielen bekannt sind[8]. Daß wir es dabei mit einer Architektur zu tun haben, deren Blütezeit in die Periode des hethitischen Großreiches fiel und deren Formen dem Empfinden und den Anforderungen der kleinasiatischen Hethiter, speziell den Angehörigen der Dynastie, entsprachen, dürfte unbestreitbar sein. Ebenso sicher aber ist es, daß sie keine erkennbaren Anregungen aus außerkleinasiatischen Gebieten, worauf ich hier nicht näher eingehen kann, aufgenommen hat. Die westliche, südliche und südöstliche Umwelt folgte zu dieser und zur vorausgegangenen Zeit

8. K. Bittel, Die Ruinen von Boğazköy, der Hauptstadt des Hethiterreiches 45 ff.

ganz anderen Architekturprinzipien. Ebenso verhält es sich mit der Kunst — Reliefs, namentlich Felsreliefs, Statuen, Bronzen, Siegel[9] —, die zwar in den Motiven zahlreiche Entlehnungen aus dem Süden, vor allem aus dem ḫurritischen Gebiet, erkennen läßt, aber im Formalen, vor allem in gewissen, sehr ausgeprägten Stilmerkmalen, nur im kleinasiatischen Reichsgebiete — nebenbei bemerkt: einschließlich des luvischen Anteils — begegnet, wo offenbar, das zeigt die Abhängigkeit der provinziellen Werke, die hauptstädtische Kunstschule eine führende Stellung eingenommen hat. Diese Feststellung gilt nicht minder für die große Masse der sogenannten Kleinaltertümer, unter denen die Keramik wenigstens kurz gestreift sei[10]. Sie ist weitaus überwiegend monochrom, kennt nur ganz wenige Beispiele mehrfarbiger Bemalung in geometrischem Dekor, verschwindend wenige figuraler Art. Ihr Formbestand ist nicht sehr groß, aber um so charakteristischer, so klar gegen alles andere, auch innerhalb Kleinasiens, namentlich im Westen, abgesetzt, daß das — wohlverstanden — massierte Vorkommen dieser Keramik geradezu zur räumlichen Umschreibung des hethitischen Kerngebietes in Anatolien dienen kann. Zudem beherrscht sie vollkommen das Bild in der Hauptstadt selbst und in allen Städten und kleineren Ansiedlungen im Lande, soweit sie bisher durch Ausgrabungen erschlossen worden sind.

Wir haben also eine, archäologisch gesehen, sehr wohl fundierte Vorstellung von dem, was während des 14. und 13. Jahrhunderts in Kleinasien hethitisch war, das heißt — genauer gesagt — was zu jener Zeit laut den in den Denkmälern noch faßbaren Schöpfungen in einem Raume Geltung hatte, in dem die indogermanischen Hethiter politisch und geistig dominierten. Daß es sich aber dabei um eine komplexe Größe handeln wird, in der Relikte der Vorbevölkerung, Einflüsse aus dem südlichen Vorderasien mit enthalten sein können, sollte nicht übersehen werden, ist in einigen Beispielen sogar nachweisbar. Nur mit dieser Einschränkung darf man den Begriff »hethitisch« in dem hier gebrauchten Sinne gelten lassen.

Wie weit reicht diese hethitische Kultur in Kleinasien zeitlich zurück, wo lagen ihre Anfänge, welchem Bildungsprozeß verdankt sie ihr Entstehen?

Zunächst ist es sicher, daß sie in allen entscheidenden Zügen zur Zeit des sogenannten Alten Ḫatti-Reiches, also während des 17. bis 15. Jahrhunderts v. Chr., bereits ausgebildet vorlag, freilich im wesentlichen noch ohne jenen Zug zur Monumentalität, wie er sich in Architektur und Bildkunst später äußerte und wie ihn die gesteigerte politische Geltung nicht

9. H. Th. Bossert, Altanatolien 100—136, 140, 156—161.
10. H. Th. Bossert a. a. O. 147, 151.

zuletzt mit bedingte. Wir kommen damit in Boğazköy, wo sich der beste Einblick bot, mindestens bis in die Zeit des Königs Muršili I. zurück, der diese Stadt, Ḫattuša, zur Residenz- und Hauptstadt gemacht hat; in Alişar in eine noch etwas ältere Periode, bis ins 17. Jahrhundert. Aber jenseits dieser untersten Zeitgrenze versagten bisher, wenn man von einigen vagen Anhaltspunkten absieht, die Möglichkeiten genauer Einsicht. So war kein wirkliches Urteil zu gewinnen über Zeit und Ausmaß der Verdrängung der vorhethitischen Kultur durch die hier »hethitisch« genannte.

Türkische Ausgrabungen in den Jahren 1948 und 1949, die noch bei weitem nicht abgeschlossen sind, sondern auch in diesem und in den folgenden Jahren fortgesetzt werden sollen, haben nun aber solche Ergebnisse gezeitigt, daß wir, so glaube ich sagen zu dürfen, wenigstens um einiges weitergekommen sind. Sie gelten nicht einer beliebigen Ruinenstätte, wie sie ja im Innern Kleinasiens in zahllosen Beispielen bekannt sind, sondern einem Orte von hoher geschichtlicher Bedeutung, nämlich dem schon genannten Kārum Kaneš, der Zentrale der assyrischen Handelsniederlassungen im östlichen Kleinasien, dem heutigen Kültepe. Der Trümmerhügel ist schon seit dem Beginn der neunziger Jahre als solcher bekannt. 1893/94 hat der französische Prähistoriker Ernest Chantre dort geschürft[11], 1905 der deutsche Assyriologe Hugo Winckler eine kurze, ziemlich ergebnislose Ausgrabung vornehmen lassen[12]. Zahlreiche sogenannte kappadokische, in Wirklichkeit altassyrische Tontafeln tauchten laufend im Handel auf, und die Gerüchte verdichteten sich mehr und mehr dahin, daß der eigentliche Ort ihrer Herkunft der Kültepe, zu deutsch »Aschenhügel«, sei. Alle Zweifel wurden schließlich behoben, als Friedrich Hrozný dort 1925 in tschechischem Auftrage umfangreiche Ausgrabungen unternahm, eine große Zahl von Texten und zwar massiert in einem Gebiete dicht außerhalb des eigentlichen Stadtareals fand, und dabei auch der — freilich indirekte — Nachweis gelang, daß man es mit dem Kārum Kaneš selbst zu tun hat[13]. Abrollungen von Siegeln auf Tafelhüllen, die sich längst in europäischen Museen befanden, wiesen in die Periode Sargon's, Patesi's von Assur, in einem Falle auch in die Zeit Ibi-sin's, des letzten Königs der 3. Dynastie von Ur, was allerdings anderer Indizien wegen einen überlangen Bestand der Handelsniederlassung bedingt hätte, weshalb man dieses Siegel als später wieder verwendet erklärte. Immerhin aber wurden damit die assyrischen Handelsdepots in eine Periode verwiesen, die wir vorhin als Lücke zwischen dem Vorhethitischen und der äußersten Zeit-

11. E. Chantre, Mission en Cappadoce 71 ff.
12. H. Winckler in: Orientalistische Literaturzeitung vom 15. 12. 1906, 27.
13. Fr. Hrozný, Rapport préliminaire sur les fouilles tchécoslovaques du Kultépé (Syria 8, 1927, 1 ff.).

grenze des gesichert Hethitischen kennengelernt haben. Das Interesse des Archäologen für die im Kārum Kaneš vorkommenden und eben damit in das spätere 20. und ins 19. Jahrhundert datierten Denkmäler ist daher sehr verständlich.

So bedeutsam freilich die Ergebnisse von Hrozný's Grabungen waren, so sehr sie mit ihren nahezu tausend Tafeln den Bestand an Kontrakten, Briefen, Geschäftsurkunden aller Art vermehrt hatten, so ließen sie doch in einer Hinsicht manches zu wünschen übrig. Die Beobachtungen archäologischer Art nämlich, also gerade das, worauf hier das Hauptgewicht gelegt wird, entsprechen nicht ganz der Bedeutung des Objektes. Die Forderung auf Nachholung des Versäumten ist von den Sachkennern um so häufiger gestellt worden, als die Ruine eben ihrer aschehaltigen Substanz wegen, die vorzüglich als Düngemittel geeignet ist, von den Bauern systematisch abgebaut wird und damit zum Verschwinden verurteilt ist. Um so erfreulicher ist es daher, daß sich jetzt die Türkische Geschichtskommission (Ankara) dieser Ruinenstätte nach einem auf Jahre berechneten Plane angenommen hat. Bei Dr. Tahsin Özgüç, Dozenten der Archäologie an der Universität Ankara, der im Auftrage der genannten Institution arbeitet, befindet sich die Untersuchung in den allerbesten Händen, die sich der größten Sorgfalt befleißigen[14].

Der Kültepe, am Rande einer großen, stellenweise sumpfigen Ebene gelegen, von der aus der knapp 4000 m hohe Argaios voll sichtbar ist, besteht aus einem 600 m durchmessenden, nahezu kreisrunden, heute noch etwas mehr als 10 m, ehemals sehr viel höheren Hügel, also einem Teil, dessen Besiedlung in prähistorischer Zeit, mindestens zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. einsetzte und sich, allerdings wohl kaum in lückenloser Kontinuität, bis in den Anfang der hellenistischen Periode erstreckte. Der Hügel bezeichnet das eigentliche, wohl ummauerte Stadtgebiet, auch im 20. und 19. Jahrhundert v. Chr. Gerade damals aber gab es ein ausgedehntes Außenquartier, das sich in flachem Bogen um die Ostseite der Stadt legte und eine Gesamtlänge von rund 800 m bei einer Maximalbreite von 350 m aufweist, ein beträchtliches Areal also, fast einer zweiten kleineren Stadt gleichkommend. Ob auch dieses Gebiet einen besonderen Schutz nach außen besaß, und wie es zur Stadt selbst hin abgegrenzt war, weiß

14. Herrn Dr. Özgüç, der mich in liberalster Weise laufend über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen informierte und mich zum freien Gebrauch autorisierte, möchte ich auch an dieser Stelle wärmstens danken. Vgl. Illustrated London News vom 18. 12. 1949 und vom 14. 1. 1950. Ein ausführlicher Bericht über die Ergebnisse der Campagne 1948, verfaßt von Dr. Özgüç, steht unmittelbar vor der Ausgabe. Die in türkischer und in deutscher Sprache geschriebene Arbeit wird von der Geschichtskommission in Ankara herausgegeben werden.

man noch nicht. Es erhebt sich heute nur um 2,5 m über die Oberfläche und zeigt schon dadurch, daß es in seinem Bestande von sehr viel geringerer Dauer gewesen sein muß als die Stadt selbst.

Diesem Außenquartier nun galten die neuen Ausgrabungen und erbrachten den Beweis, daß es sich dabei um die Niederlassung der assyrischen Handelshäuser in Kaneš handelte, die demnach für sich, außerhalb der Wohnbezirke der einheimischen Stadtbevölkerung, wohl auf Grund besonderer rechtlicher Abmachungen angelegt war, und zwar nach einem wohlgeordneten Plan mit Straßen, Gassen, Plätzen und zusammengehörigen Häuserblocks. In den maximal 8 m mächtigen Schuttmassen ließen sich vier klar ausgeprägte Schichten, die zeitlich aufeinanderfolgten, nachweisen (siehe Tabelle). Davon gehört die vierte und älteste in eine Periode, die vor die Gründung der assyrischen Handelskolonie fällt, während die Schichten III bis I die Phasen des Kārum Kaneš umfassen. Starke Brandschichten und andere Spuren gewaltsamen Unterganges zwischen Schicht III und II, noch intensiver zwischen II und I sowie am Ende von I zeigen, daß es in der Geschichte des Kārums Katastrophen gegeben hat, welche die Bewohner zur völligen Neuerrichtung ihrer Häuser, Depots, Geschäftsräume usw. gezwungen haben. Welches die Ursachen dieser Eingriffe gewesen sind, lediglich Feuersbrünste oder feindliche Einwirkung, läßt sich nicht sagen; sicher ist nur, daß bei oder nach der letzten Einäscherung die Handelskolonie von den Bewohnern verlassen und niemals mehr besiedelt worden ist, während der nahegelegene Stadthügel auch weiterhin von der einheimischen Bevölkerung bewohnt blieb.

Ob diese drei Bauperioden des Kārum Kaneš jeweils von kurzer Dauer waren und sich insgesamt auf nur 50 bis 75 Jahre erstreckten, wie man auf Grund der schon früher vom Kültepe bekannten Texte, teils der Zahl der vorkommenden limu-Namen, also von Jahresbeamten, wegen, teils weil von den einzelnen Geschäftshäusern nur drei Generationen, und zwar nicht nach-, sondern nebeneinander faßbar sind, geschlossen hat, wird man erst sagen können, wenn die rund 2000 neugefundenen Tafeln unter den gleichen Gesichtspunkten durchgesehen sind. Diese Aufgabe wird dadurch erleichtert werden, daß man jetzt den geschlossenen Urkundenbestand bestimmter Handelskontore aus den verschiedenen Schichten besitzt. Da aber in Schicht III die Abrollung eines Originalsiegels des Königs Ibi-sin von Ur, in der II. Schicht ein literarischer Text aus der Zeit Iri-šums von Assur gefunden worden ist, und — wie ich höre — die in der I. Schicht entdeckten Texte vermutlich in die Zeit Sargons und unmittelbar danach einzureihen sind, wäre es — wobei wir den nur sehr bedingten chronologischen Wert dieser Einzelstücke keineswegs verkennen — nicht überraschend, wenn die Handelskolonie schon zur Zeit der 3. Dynastie von Ur von Babylonien aus im 20. Jahrhundert gegründet und sich dann nach ihrem ausschließlichen Übergang in assyrischen Besitz bis in die ersten Jahrzehnte

des 18. Jahrhunderts erstreckt hätte[15]. Das 19. Jahrhundert jedenfalls ist mit Sicherheit für sie in Anspruch zu nehmen.

Die Ausgrabungen in den Jahren 1948 und 1949 haben bis jetzt nur einen kleinen Teil des Kārum kennen gelehrt. Das heute mögliche Urteil wird also vielleicht im einen oder anderen Falle später zu modifizieren sein. Vor allem fehlen noch die zentralen Bauten des Kārum, die mindestens in einem Tempel des Gottes Assur, vor dessen Emblem, dem Schwert, geschworen wurde, und seiner Gemahlin Ištar sowie im bit Kārim, dem »Hause der Handelskommune«, dem Gemeindehaus, bestanden haben müssen. Es wäre denkbar, daß diese Gebäude nach assyrischer Weise angelegt und ausgestattet waren. Für alle übrigen Bauten aber gilt dies nicht. Die Wohnhäuser der Kolonisten, also der Assyrer, ihre Kontore und Depots entsprechen vollkommen den Architekturformen, wie sie bei der einheimischen Bevölkerung üblich waren. Und auch alles, was diese in fremdem Lande lebenden zahlreichen Kolonisten in ihrem täglichen Dasein umgab — Keramik, Geräte usw. — ist durchweg einheimischer Herkunft. Das kann sich selbstredend nur auf das beziehen, was im Boden erhalten geblieben ist. Beim vergangenen Material aber ist in erster Linie an Stoffe zu denken, die nachweislich den Haupteinfuhrartikel aus Assur gebildet haben. Wären wenigstens Reste davon erhalten, so würde der assyrische Anteil am archäologischen Bestande deutlicher sein; so aber beschränkt er sich rein auf die Texte selbst und auf eine bestimmte Gattung von Siegeln. Fehlten auch sie, so würden uns alle übrigen Funde aus dem Kārum Kaneš eine rein-kleinasiatische, einheimische Ansiedlung vortäuschen, und es wäre ganz unmöglich zu erkennen, daß es sich in Wirklichkeit um ein Quartier assyrischer Kolonisten handelt. Dieses Beispiel scheint mir aus methodischen Gründen lehrreich zu sein, denn es warnt vor einer allzu raschen ethnischen Ausdeutung rein archäologischer Fundbestände.

Die Siegel zerfallen schon rein äußerlich in zwei Gruppen: Stempelsiegel und Rollsiegel, von denen die zweite Gruppe sich aus Stücken babylonischer — namentlich aus der Zeit der 3. Dynastie von Ur — und assyrischer Herkunft, solchen nordsyrischen Ursprungs und endlich aus einheimisch-anatolischen Schöpfungen zusammensetzt. Diese einheimischen Stücke verraten in ihren Darstellungen einen eigenen Stil — sogar zwei Stilgruppen — und oft auch einen eigenen Inhalt, sind aber doch von den aus dem Süden importierten abhängig. Das gilt schon für die Siegelform

15. Schon um diese, auch für die babylonische Geschichte belangreiche Frage zu klären, ist eine möglichst erschöpfende Ausgrabung am Kültepe dringend zu wünschen. Besteht die oben geäußerte Vermutung zu Recht, so müßten die ältesten Teile der Kolonie zutage kommen.

selbst. Das Rollsiegel kommt in älterer Zeit in Anatolien nur in einigen wenigen aus dem Süden übernommenen Stücken vor, die hier wahrscheinlich gar nicht ihrer eigentlichen Funktion entsprechend, sondern lediglich als Amulette verwendet worden sind. Erst jetzt im 19. Jahrhundert bürgerten sich nach südlichem Vorbilde die Siegelzylinder wirklich ein, wurden genau dem dortigen Gebrauche entsprechend verwendet und führten sogar einen — freilich nur kurz dauernden — Höhepunkt der kleinasiatischen Glyptik herauf. Hier liegt also eindeutig die Übernahme und Auswirkung fremder Anregung vor. Anders bei den Stempelsiegeln, die ihre Vorläufer in Kleinasien selbst haben und auch in ihrer Form — mit Griff — nur auf dieses Gebiet beschränkt sind. Auch sie wurden, allerdings selten, auf Tafelhüllen eingedrückt, zeigen mitunter sogar Motive in einem Stil, namentlich Vögel, Greifen, die ebenso oder nur wenig gewandelt in der hethitischen Kunst, in der Glyptik wie in Reliefs, wiederbegegnen.

Wie aber verhält es sich mit den übrigen Funden aus dem Kārum Kaneš? Wenn, wie vorhin ausgeführt, die assyrischen Kolonisten des 19. Jahrhunderts im östlichen Anatolien in einer Stadtanlage lebten, von Gegenständen umgeben waren, sich eines Hausrats bedienten, die völlig einheimisch waren, in welche der beiden Kategorien ist dann dieses »Einheimische« einzureihen: in die, welche wir »hethitisch« oder in die, welche wir »vorhethitisch«, das heißt proto-ḫattisch genannt haben? Einige wenige ausgewählte Beispiele müssen hier genügen, den Sachverhalt deutlich zu machen.

Eine Statuette aus Blei, die übrigens aus einer zeitgleichen Schicht Boğazköys ihre Entsprechung hat[16], so genau, daß man fast an Ausgüsse aus der gleichen Form denken möchte, zeigt eine aufrechtstehende männliche Gestalt, mit kurzem Leibrock, der vorne geschlitzt, mit einer breiten Randborte besetzt und mit einem Gürtel zusammengehalten ist. Eine kegelförmige Mütze sitzt auf dem Kopf, ein breiter, gestreifter, wie künstlich angesetzt wirkender Bart fällt weit auf die Brust. Das Gesicht ist sehr voll, die Nase knollig, die Augen hervorquellend, der Mund geschlossen, die breiten Lippen und das weiche Kinn glattrasiert. Mit der linken Hand hält die Figur ein Sichelschwert geschultert. Dieses Emblem, die Tracht, die kegelförmige Mütze charakterisieren den Dargestellten ohne Zweifel als Gott, dessen Namen wir freilich nicht kennen. Aber ebenso sicher ist es, daß in der Statuette eine Gottesdarstellung vorliegt, die völlig unverändert in hethitischer Zeit weiterlebte. Das wird vielleicht am deutlichsten in dem Felsrelief von zwölf hinter-, genauer nebeneinander schreitenden männlichen Gottheiten in der 2. Kammer von Yazilikaya, dem großen

16. Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 77, 1939, 25 Abb. 26.

Heiligtum unmittelbar bei der Reichshauptstadt Boğazköy gelegen, aus dem 14. Jahrhundert v. Chr.[17]. Nicht nur alle Einzelheiten in Tracht, Bewaffnung, Haltung sind da identisch, sondern auch der gerade für die hethitische Kunst so bezeichnende Gesichtstypus ist völlig der gleiche. Der Unterschied, der sich bei flüchtiger Betrachtung fühlbar machen könnte, rührt lediglich daher, daß die Statuette vom Kültepe den Gott in der Frontale, die Reliefs in Yazilikaya die Götter jedoch im Profile zeigen. Berücksichtigt man diese Abweichung, so ergibt sich die Übereinstimmung sofort. Aber nicht nur die genannten zwölf Götter von Yazilikaya, sondern auch das große Felsbild des Königs Tudḫalija IV., Mitte des 13. Jahrhunderts, am gleichen Orte und das des Königs Muwatalli bei Sirkeli in Kilikien, Ende des 14. Jahrhunderts, gehören zum gleichen Typus.

Es wird also deutlich, daß 1. es im 19. Jahrhundert im Halysgebiete Darstellungen von menschlich gedachten Gottheiten gab, im Unterschied zu den Denkmälern, die uns früher begegneten und die aus dem Ende des 3. Jahrtausends stammen, 2. diese Darstellungen in ihrem äußeren wie in ihrem Gesichtstypus wie in ihrem Stil sich völlig dem zuordnen, was uns in der späteren hethitischen Kunst des kleinasiatischen Reichsanteiles ganz geläufig ist. Man wird also ohne weiteres sagen dürfen, daß hier spezifische Eigenheiten faßbar werden, die sich vom Hethitischen mindestens bis in den Anfang des 2. Jahrtausends zurückverfolgen lassen.

Nicht anders verhält es sich offenbar mit der Architektur, wenn auch hier die Verbindungslinien vom Älteren zum Jüngeren noch nicht ganz mit solcher Bestimmtheit gezogen werden können. Aber die Häuser des Kārum Kaneš mit ihren tiefreichenden Fenstern, die nicht nur dem Hofe zu, sondern ebenso nach außen gerichtet sind, also das Haus nicht wie in Babylonien gegenüber der Außenwelt möglichst streng abschließen, sondern es auch dorthin öffnen, werden wohl nahe dem Anfang einer architektonischen Entwicklung stehen, deren vervollkommnetes monumentales Stadium uns in den großen hethitischen Kult- und Palastbauten des 14. und 13. Jahrhunderts entgegentritt und deren Frühstufen man schon seit langem in Kleinasien selbst vermutet hat.

Vor allem aber die keramischen Funde aus den neuen Ausgrabungen am Kültepe verdienen in diesem Zusammenhange vollste Beachtung. Sie sind außerordentlich zahlreich und gliedern sich in drei sich deutlich unterscheidende Gruppen. Da sind zunächst vorwiegend einfarbige, braune oder rote, hochpolierte Vasen, die sich in Form und Aufbau ganz eindeutig als einer Gattung zugehörig erweisen, welche in späterer eindeutig hethitischer Zeit, zwar mit gewissen Varianten, aber doch in klarer, un-

17. Bittel, Naumann, Otto: Yazilikaya (Wissenschaftl. Veröff. der Deutschen Orientgesellschaft 61) Taf. 27.

gebrochener Weiterbildung fortlebt. Wir sehen jetzt sogar, daß dieser Vasenstil im 19. Jahrhundert einen besonderen Höhepunkt erlebte und später, als man immer stärker zur Massenfertigung überging, mehr und mehr verflachte. Nur ganz wenige Formen zeigen Anklänge an die sicher vorhethitische Keramik aus den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends, in allem wesentlichen aber ist ein scharfer Stilwandel unverkennbar. Konnte man ihn sich bisher immerhin noch durch ein technisches Moment bedingt vorstellen, das eben mit den assyrischen Kolonisten in diesen Teilen Kleinasiens Eingang gefunden habe, nämlich durch das Aufkommen des Gebrauches der Töpferscheibe, was eine Straffung der Form, ein freieres Gestalten des Töpfers bedingte, so wird der zeitliche Ansatz dieser Neuerung mindestens jetzt dadurch weiter nach rückwärts verschoben, als die 4. und älteste Schicht im Areal des Kārum, die *vor* die Errichtung der Kolonie fällt, diese Keramikgattung bereits voll ausgebildet kennt.

Daneben gibt es mehrfarbige, fast nur mit geometrischen Mustern bemalte Vasen, die ohne Töpferscheibe gefertigt sind, in der 4. Schicht häufig, in der 3., also der ältesten assyrischen, schwächer vertreten sind, um dann in der 2. nur noch in wenigen Beispielen auszulaufen. Die 1. und damit jüngste Bauschicht der assyrischen Handelskolonie kennt sie überhaupt nicht mehr. Es handelt sich um einen Vasenstil, dessen Hauptblüte nachweislich in das Ende des 3. Jahrtausends fiel und der zu Anfang des 2., eben im 19. Jahrhundert, erlosch. Seine ursprüngliche Zugehörigkeit zu einem Teilgebiete der proto-ḫattischen Kultur darf, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann, als ziemlich gesichert gelten.

Als dritte Gruppe schließlich begegnen Vasen, die in der Form zwar der 1., monochromen Gattung zuzurechnen sind, die aber teils spärliche, teils reichere Bemalung tragen und damit zeigen, daß die beiden zuerst genannten Vasengattungen nicht ohne gegenseitige Einwirkung geblieben sind. Dazu rechnen auch einige Rhytha, Trinkgefäße in Tierform, Stier und Widder sowie solche in Schuhform, die alle ebenfalls, nur unwesentlich gewandelt, später in hethitischer Zeit wiederbegegnen.

Fassen wir diese Beobachtungen, die die vorhandenen, aber alle in gleiche Richtung weisenden Unterlagen bei weitem nicht erschöpfen, zusammen.

1. Die assyrischen Kolonisten des Kārum Kaneš bedienten sich im 20. und 19. Jahrhundert im fremden Lande durchaus nichtassyrischer Architekturformen und lebten in einer Sphäre, die auch sonst fast ausschließlich durch Kleinasiatisches bestimmt war. Außer den altassyrischen Texten und den Rollsiegeln ist selbst in der übergeordneten Hauptkolonie kein einziges Stück erhalten, das nichtkleinasiatischer Herkunft wäre. Das über längere Zeit währende, im engen Kontakt mit den Einheimischen erfolgte Wirken zahlreicher assyrischer Kolonisten, die wir uns doch wohl

als Träger einer überlegenen Kultur vorstellen müssen, bedingte keine tiefgreifende Umgestaltung des Kleinasiatischen. Kenntnis von Schrift und Sprache werden auf einzelne Persönlichkeiten der einheimischen Fürstenhöfe beschränkt geblieben, und auch der Gebrauch des Rollsiegels dürfte nicht wesentlich über diese Sphäre hinausgegangen sein. Weder das eine, noch das andere haben die Hethiter rezipiert, die sich vielmehr bei der Schriftübernahme an Formen der 3. Dynastie von Ur hielten und deren Siegeltypus nicht der des Zylinders, sondern des Stempels gewesen ist.

2. Das Milieu, in dem sich die assyrischen Kolonisten in Anatolien bewegten und mit dem sie sich umgaben, war nicht das, welches uns aus den proto-ḫattischen Stadtanlagen oder Nekropolen der letzten Jahrhunderte des 3. Jahrtausends bekannt ist, bezeichnet auch kein folgerichtig daraus entwickeltes, jüngeres Stadium, sondern stellt sich eindeutig zu dem, was im 17. bis 13. Jahrundert aus schon genannten Gründen als hethitisch zu gelten hat, gehört also mindestens in die älteren Phasen einer Kultur, die allein Geltung hatte, als die indogermanischen Hethiter im Gebiete des Halys dominierten.

3. Dagegen hat sich ganz am Ende des 3. Jahrtausends laut dem archäologischen Befunde eine deutliche Umgestaltung vollzogen, die so einschneidend war, daß sie mit einem bloßen Stilwandel kaum erklärt werden kann. Hier müssen neue Kräfte wirksam geworden sein. Das Ende der bedeutenden (siehe oben S. 272) proto-ḫattischen Ansiedlung in Alaca Hüyük wird durch eine sehr starke Brandschicht markiert, die große gleichzeitige Anlage von Alişar (Alişar Ib) fand keine unmittelbare Fortsetzung, kleinere Siedlungen, wie unter anderem Etiyokuşu und Ahlatlibel bei Ankara, hörten zu existieren auf, wieder andere wie Karaoğlan, Dündartepe und Bitik erlitten umfassende Zerstörungen. Man darf wohl aus diesen Tatsachen schließen, daß die Umgestaltung mit gewaltsamen Eingriffen verbunden war.

Der Gedanke liegt nahe, daß es die Hethiter waren, die diesen Wandel mit heraufführten, und daß eben aus den geschilderten Gründen ihre Einwanderung in eine Zeit zu verlegen ist, die nach oben spätestens durch das 20., nach unten, also rückwärts, durch das 22. Jahrhundert v. Chr. abgegrenzt wird. Wir laufen in diesem Falle kaum Gefahr, dem archäologischen Befunde mehr zuzumuten, als ihm entnommen werden darf. Wenn man *alle* bislang zur Verfügung stehenden Indizien zu kombinieren versucht, gelangt man entschieden zu einer Auffassung, die der eben skizzierten Deutung entspricht.

Die Annahme einer Einwanderung unmittelbar vor 1800, also nicht erheblich vor Anitta, und zwar im Gange einer Bewegung, welche die Hethiter in raschem, direkten Zuge von fernen außerkleinasiatischen Gebieten ins Innere Anatoliens geführt hätte, scheint mir nicht haltbar. Sie wären in diesem Falle zweifellos noch in einem sehr rückständigen Zustand

der Zivilisation, konform den Verhältnissen ihrer nördlichen Ursprungsgebiete, vor allem als völlige Illiteraten in ein Gebiet eingetreten, dessen Bewohner ihnen kulturell überlegen waren. Hätten sie dann dort in sehr rascher Anpassung — wobei wir ihnen ganz außergewöhnliche Fähigkeiten zuerkennen müßten — den Schritt zur Übernahme und zum eigenen Gebrauch schriftlicher Fixierung vollzogen, so könnte das Vorbild, das sich dort allein bot, nur in jenem Keilschrifttypus bestanden haben, der in den assyrischen Kolonien und bei deren proto-ḫattischen Geschäftspartnern verwendet worden ist. Diese Adaption hat aber, wie schon ausgeführt worden ist, nicht stattgefunden, vielmehr griffen die Hethiter einen Duktus der Keilschrift auf, der seinem Ursprung nach erheblich über die Zeit des Kārums zurückreicht. F. Sommer ist gewiß im Recht, wenn er daraus schließt, daß sie den assyrischen Keilschrifttypus deshalb unbeachtet gelassen hätten, weil sie seiner gar nicht mehr bedurften, weil »sie bereits ihren Schrifttypus mitbrachten«. Mitbrachten freilich nicht aus ihrer ferneren Heimat, wohl aber aus dem östlichen Anatolien, das die letzte Etappe auf ihrem Wege nach Innerkleinasien gebildet habe. Ist jedoch dieses östliche Anatolien das einzige in Betracht kommende Gebiet, in dem sich dieser Vorgang vollzogen haben, wo immerhin jener Keilschrifttypus verbreitet gewesen sein könnte — Belege fehlen vorläufig —, den die Hethiter übernahmen? Wenn der Beginn der Kolonien in Kappadokien wirklich bis in die Zeit der 3. Dynastie von Ur zurückreicht, wofür ja Anhaltspunkte vorliegen (siehe oben), zu denen nicht nur das Ibi-sin-Siegel zu rechnen ist, sondern auch eine Nachricht aus der Zeit Šulgis, des zweiten Königs der Ur III-Dynastie, daß von Babylonien aus Handelswege in ferne Länder ausgebaut und gesichert worden seien, so wäre es sehr wohl möglich, daß hier ein Duktus der Keilschrift in Gebrauch war, an den die Hethiter unmittelbar anknüpfen konnten. Der Vorgang hätte sich dann nicht im Osten, sondern im Kerngebiet des späteren Ḫatti-Reiches selbst im 20. Jahrhundert vollzogen. Vorläufig bleibt das freilich ebenso Vermutung wie Sommers Annahme weiter im Osten erfolgter Adaption.

Was aber heute schon als sicher genommen werden darf, ist, daß sowohl die Schriftgeschichte wie die archäologischen Fakta sehr eindringlich für das Auftreten der Hethiter *vor* der Zeit der assyrischen Kolonien in Kappadokien sprechen. Erlaubt die Schriftgeschichte das Urteil: vor dem 19. Jahrhundert, so führt die Archäologie noch etwas weiter zurück: ganz am Ende des 3. Jahrtausends. Zwischen dem ersten Auftreten und der Schriftübernahme, die ja eine entsprechende Bereitschaft voraussetzt, was sich erst nach und nach einstellen konnte, wird auf jeden Fall einige Zeit verstrichen sein.

Niemand wird es sich ernstlich zutrauen wollen, die Hethiter nun etwa mit archäologischen Mitteln auch in ihre außerkleinasiatischen Ursprungs-

Kültepe (Kārum Kaneš)

	Texte	Architektur	Gräber	Keramik: »hethitisch«	Keramik: hethit. bzw. Alişar III	Keramik: Sonderform	Siegel etc.
I	Viele	Prototyp der hethit. Steinstelen		(Kantharos, hohe Schnabelkanne; gröber)		Stierrhython, Tonschuhe	Rollsiegel aller 4 Gruppen
(Brand)							
II	rd. 1000. Schultext. Kontore d. Uzua, Laqipum. Irišum-Text	zweistöck. Hofhäuser	unter Fußböden d. Häuser	(Schnabelkanne, Teekanne)	Schnabelkanne, Teekanne mit Vögeln	Löwenfigur	Stempelsiegel
(Brand)							
III	rd. 600. Kontor d. Adad-sululi. Ibi-sin-Siegel	ähnlich II	wie II	(monochrom.)	Schnabelkanne (bemalt)	Beckenförmiges Rhython mit Stierkopf	
IV	keine	verschieden von III–I. Einräumig		(monochrom).			

8 m

Urboden

8

gebiete eindeutig zurückverfolgen zu wollen[18]. Wir können uns, durch zuviele Beispiele belehrt, der Einsicht nicht mehr verschließen, daß in Fällen, wo rückständige Elemente in Gebiete höherer Zivilisation einbrachen und sich dort festsetzten, solche Bezüge kaum mehr zu rekonstruieren sind. Der Inferiore hat sich dabei, wenn er nicht aller Anlagen bar war, fast stets mehr oder weniger rasch in seine neue Umwelt, die ihn über seine bisherigen Lebensformen hinaushob, gefunden. Genau das ist, was hier durch einige Beispiele angedeutet wurde, auch bei den Hethitern eingetreten. Zeit und Ausmaß ihres Auftretens sind für uns nur erkennbar am Verhalten des vorhetnitisch Kleinasiatischen, auf das sie trafen, das sich mit ihnen auseinanderzusetzen hatte. Mit anderen Worten: die Zerstörung oder die Verödung mancher proto-ḫattischen Städte und Siedlungen, die tiefgreifenden Wandlungen, denen die vorhethitische Zivilisation unterworfen war, geben uns die Möglichkeit, Gegenwart und Wirkung des neuen ethnischen Elementes, eben der Hethiter, abzulesen. Das Ergebnis dieses Vorgangs, die hethitische Kultur, ist, wie oben ausgeführt, in Wahrheit eine komplexe Erscheinung, weil sie, was gar nicht ausbleiben konnte, ohne ausschließliche ethnische Bindung sowohl den Hethitern wie den neben ihnen fortlebenden Proto-Ḫattiern eigen war in einer Synthese, die wie in den Denkmälern so auch im Kult, in der Namengebung und in einigen anderen Eigenheiten für uns deutlich faßbar ist. Erst im Laufe der historischen Entwicklung, als sich die Hethiter betont in den Vordergrund schoben, also etwa seit dem 18. Jahrhundert, ist sie zu etwas geworden, was man unter Vorbehalt mit nationaler Kultur bezeichnen könnte.

Manches, was sich heute nur in den Grundzügen erkennen läßt, wird schärfer, präziser zu fassen sein, wenn die Ausgrabungen im Kārum Kaneš einmal in ein umfassenderes Stadium eingetreten und durch entsprechende Untersuchungen im dicht benachbarten Stadthügel, dem Kültepe selbst, ergänzt sein werden, wo begründete Aussicht besteht, auch Aufklärung über die der Gründung der Handelskolonie unmittelbar vorausliegenden ein bis zwei Jahrhunderte zu gewinnen. Als nicht minder wichtige Aufgabe ergibt sich außerdem die Pflicht, die Forschung im östlichen Anatolien, in Wahrheit noch so gut wie völlige terra incognita, aber ein Gebiet, auf dessen Bedeutung wir immer eindringlicher hingewiesen werden, endlich in größerem Umfange aufzunehmen.

Tübingen. *Kurt Bittel.*

18. Die Hypothesen, die man an die dürftige, nicht einmal eindeutige Ritzzeichnung (Wagen?) von Berekj im östlichen Kaukasus geknüpft hat (Forschungen und Fortschritte 19, 1943, 26ff.: Mitanni-„Wanderung"), sind nicht haltbar.

REZENSIONEN

Francesco Della Corte: Catone Censore, La Vita e la sua Fortuna, Torino (Rosenberg & Sellier) 1949. VIII, 190 S. 1600 Lire.

An ein Buch über den älteren Cato von Francesco Della Corte wird man mit hohen Erwartungen herantreten: der Verfasser hat auch in Deutschland einen hochgeachteten Namen, und Monographien über bedeutende Persönlichkeiten der römischen Geschichte sind wohl immer zeitgemäß und willkommen.

Das Buch ist zweiteilig aufgebaut: Man liest zunächst eine Monographie des Censorius in breiter, flüssiger Darstellung. Ihre festeste Grundlage sind die Catonischen Bruchstücke, dazu kommt das übrige, reiche antike Quellenmaterial sowie die neuere und neueste Fachliteratur. Della Corte schöpft da aus dem Vollen. So vermisse ich an biographischen Angaben, die für die Beurteilung Catos von Wert sein können, nur Weniges, z. B. die Afrikareise vom Jahre 152; auch wäre vielleicht eine genauere Darstellung von Catos Verhalten im Glabrioprozeß wünschenswert gewesen. — Der zweite, gelehrtere Teil bringt eine Reihe von kritischen und synthetischen Einzeluntersuchungen über die antiken Zeugnisse, die sich auf Cato und seine Vita beziehen. Zusammengenommen, ergeben sie eine Geschichte des Catobildes im Altertum.

Der erste Teil ist eine Biographie; und zwar will Della Corte sein Catobild vornehmlich von der Individualpsychologie her lebendig machen. Die rein-historische Betrachtungsweise tritt demgegenüber stark zurück, und eine irgendwie morphologische Erfassung Catos wird eigentlich überhaupt nicht angestrebt. Vielleicht hält sie Della Corte bei seinem Gegenstand nicht für möglich.

Einige Beispiele mögen die Methode veranschaulichen: Catos Entwicklung verläuft keineswegs geradlinig. Er kommt her vom mittelgroßen, autarken Gutshof des alten Italiens. Es ist auch wahrscheinlich, daß die breite Schicht, die ihn in Rom trug, sich vor allem aus dem mittleren Bauerntum zusammensetzte. Später hat sich Cato eng mit dem exklusiven Hochadel verbunden, er ist selber Großagrarier geworden und hat Spekulationsgeschäfte betrieben, die als sehr einträglich, aber eigentlich nicht als recht anständig galten. Sehr sonderbar. Della Corte versucht diese offenbare Wandlung rein aus der Liebe zu seinem Sohn Marcus zu erklären, dem er eine glänzende Zukunft bereiten wollte (S. 30ff.). Ist da wirklich nur dieser Grund denkbar? Oder drängt sich nicht schon hier sehr ernstlich die beunruhigende Frage auf, was denn nun die »eigentliche Gestalt« des Mannes

wirklich gewesen ist? — Ein anderes Beispiel: Es liegt uns Catos Buch *De agricultura* vor, über das schon viel Gutes geschrieben worden ist, über das aber doch noch sehr viel zu sagen wäre. Der Kritiker muß vor allem versuchen, zum echten Catotext vorzudringen, der uns ja nur in einer häßlichen Trübung überliefert ist; er wird versuchen, die späteren Zusätze möglichst vollständig und genau abzugrenzen, er muß sich in dem wichtigen Problem der Doubletten klar entscheiden, er muß das literarische Genos der Fachschrift genau kennen, und dergleichen mehr. Der Historiker wird hier wertvolles Material nicht allein für die Anlage, sondern noch mehr für die Entwicklung des altitalischen autarken Gutshofes zum spezialisierten landwirtschaftlichen Betrieb gewinnen; er wird fragen: was kauft der Mann, und was verkauft er? Er wird sehen, wie hier Verhältnisse ganz verschiedener italischer Landschaften berücksichtigt werden, und schließlich ergibt das Buch auch für das eigentliche Catobild nicht Weniges. Wie ungemein ergiebig das ganze Werk in mannigfachster Hinsicht ist, das macht Della Corte (S. 52ff.) nicht so recht erschöpfend klar; statt dessen versucht er uns auf mehreren Seiten zu der Auffassung zu überreden, das Werk stelle ein Denkmal des alten Cato dar, das dieser, etwas wehmütig zurückdenkend, seiner eigenen ländlichen Jugendzeit gewidmet habe. Das mag ja sein; aber verspricht eine substantielle Ausschöpfung dessen, was vorliegt, nicht den reicheren Ertrag? — Ein drittes Beispiel: Es ist sicher nicht alltäglich, daß ein Mann von mehr als 75 Jahren noch einmal eine ganz junge Frau heiratet, so wie Cato die Tochter des Salonius. Della Corte meint, seine Schwiegertochter werde wohl den Anstoß dazu gegeben haben, die erlauchte Aemilierin Tertia. Die werde wohl dem alten Herrn vorgehalten haben, wie unschicklich es für ihn sei, in seinem Alter Verhältnisse mit jungen Sklavinnen zu unterhalten. Mit Catos Wahl, meint Della Corte, war sie dann aber nachher wahrscheinlich auch nicht einverstanden (S. 159). Nun, bei Plutarch (Cato 24) steht's etwas anders.

Ich meine: wenn man den Censorius, sein Wesen und seine Handlungen, so einseitig von der psychologischen Seite, oft einfach vom Gemüt her interpretiert, wie Della Corte, dann tut der Leser gut, von sich aus recht viel von der Skepsis und Kritik aufzubringen, die das neue Buch doch nicht ganz selten vermissen läßt. Auch sonst tut mitunter eindringendere Kritik not; ich glaube z. B. nicht, daß der Bacchanalienskandal durch die wenigen Sätze S. 24 an Problematik für uns verloren hat.

Was der Leser weiter hinzutun muß, ist die historische Atmosphäre, in der sich Catos langes Leben abspielt, mit all ihren rapiden Verwandlungen. Erst dadurch gewinnt auch Catos Persönlichkeit ein schärferes Profil. Da ist z. B. die große Krise der italischen Bauernschaft, die in Catos Mannesjahren offenbar wird, und die sich in den einzelnen Landschaften Italiens sehr verschieden auswirkt. Da sind die Probleme des hauptstädtischen Proletariats. Da wäre die große Veränderung der ökonomischen Grundlagen der rö-

mischen Adelsgeschlechter zu erörtern, ihr Verhältnis zum mächtig aufstrebenden Ritterstand, ihre wachsende Neigung zur Exklusivität, die durch die *Lex Villia annalis* vom Jahre 173 einen gewissen Abschluß findet; auch die Spannungen innerhalb der geschlossenen Adelsgesellschaft verdienen genaue Beachtung.

Das sind ein paar historische Gesichtspunkte, die den inneren Strukturwandel des römischen Volkes betreffen, und die Della Corte nur eben streift; aber sie sind doch auch für unser Catobild von großer Bedeutung. Denn Cato steht ja mitten darin, mit seinem ganzen Temperament. Läßt sich z. B. Cato so einfach (S. 7; 11; 27 u. ö.) als ein Exponent der unzufriedenen italischen Bauernschaft bezeichnen, die durch Scipios imperialistische Politik ruiniert war? Aber wir hören ja nichts davon, daß Cato wirklich energisch die Versuche unterstützt hätte, den agrarischen Charakter der römischen Aristokratie im Sinn des *mos maiorum* festzulegen, die Latinerstädte in Süditalien zu verstärken, die Po-Ebene zu romanisieren u. dgl. m. Wir verspüren auch bei Cato, z. B. bei seiner Stellungnahme in der Rhodierfrage, bei seiner Behandlung des Makedonischen Problems nach Pydna, oder auch bei der Kontroverse zwischen Prusias und Attalos, so gar nichts von der Rücksichtslosigkeit und Brutalität, die gerade die agrarische Denkform auszeichnet, eine Eigenschaft, die Della Corte S. 35 verkennt. Im Gegensatz zu Catos großer Mäßigung in den genannten Fällen steht wiederum seine Forderung der *Carthago delenda*, die noch eine genauere Untersuchung zu verdienen scheint. Die Dinge sind doch wohl viel spannungsreicher und vielfältiger. — Oder geht es an, Cato so einfach als einen Vorkämpfer der Demokratie zu bezeichnen? Ja, seit wann kann man denn, ohne der schwersten Äquivokation zu verfallen, von einer demokratischen Bewegung oder gar einer demokratischen Partei in Rom sprechen? Zu Catos Lebzeiten doch wohl kaum! Und wie steht Cato, der *homo novus*, zu den einzelnen Familien des Hochadels, zu den Fabiern, zum claudisch-fulvischen Geschlecht, zu den Scipionen und Aemiliern? Della Corte gibt Teilantworten. Nicht zu bezweifeln ist Catos Gegensatz zum claudisch-fulvischen Geschlecht, der wahrscheinlich (durch Quadrigarius) noch bei Livius kenntlich wird. Sicher ist auch Catos scharfer Gegensatz zum älteren Africanus; aber kennen wir die Motive? Ist es wirklich so, daß dieser Haß im Jahre 204 seinen ersten Ausdruck fand, daß Cato ihn dann nahezu 20 Jahre lang in seiner Brust verschloß, um schließlich den großen Gegner und seine Sippschaft sozusagen aus dem Hinterhalt heraus in aller Ruhe abzuschießen, allein bevollmächtigt durch seine traditionalistische Überzeugung? Und wie erklärt sich, wenn es ein rein-politischer Gegensatz im Glauben und in der Überzeugung war, Catos später so enge Verbindung mit den Aemiliern, den alten Bundesgenossen der Scipionen? Reicht da Della Cortes einfache Erklärung S. 46 aus? Und ist sein Verhältnis zum Aemilianus nicht doch ein wenig komplizierter, als es Della Corte

darstellt? Die Dinge liegen doch so: wir sind recht gut über das unterrichtet, was Cato jeweils *nicht* wollte; und wir sind recht schlecht darüber unterrichtet, was im einzelnen Fall seine Beweggründe waren, und welch ein positives Idealbild oder welche politische Gesamtkonzeption ihm dabei vorschwebte. Dies aber zu ermitteln ist uns aufgegeben; und die Aufgabe erscheint nur lösbar, wenn man die unglaublich vitale Persönlichkeit des Mannes auch ganz entschlossen hineinstellt in ihre historische Wirklichkeit mit ihrer ganzen wogenden Kraft. Erst so kann dann auch — vielleicht — der Versuch gelingen, von der möglichst genauen und vollständigen Erkenntnis der Umwelt und der Hülle vorzudringen zum rätselhaften Kern von Catos Wesen selber. Und diese Aufgabe kann doch der Biograph nicht beiseite schieben.

Della Corte sieht Cato vielleicht zu sehr als eine einzelne Persönlichkeit. Anders urteilt ein Kenner wie Fr. Klingner über den Mann, »in dem die Urkraft des italischen Blutes noch einmal brutal und fast erschreckend pulste«. Ich halte dies für viel tiefer und richtiger; denn erst seit der Gracchenzeit wird ja die römische Geschichte durch die überragende Persönlichkeit bestimmt. Die Zeit Catos trägt noch ein anderes Gepräge, wenn man von dem Einzigen, dem älteren Scipio, absieht — und daß gerade er scheiterte, war gewiß kein Zufall. Cato läßt sich nicht als eine überragende Persönlichkeit im Sinn des ersten vorchristlichen Jahrhunderts auffassen; so urteilte das Altertum, und Cato hätte dem selber beigestimmt (Plut. Cato 19). Er war auch kein Sonderling: als solcher wirkte er höchstens in seinem Alter, der Überlebende einer ausgestorbenen Generation in einer sehr rasch lebenden Zeit. Ich denke, Cato sollte uns vielmehr, bei all seiner individuellen Besonderheit, vor allem als der besonders markante und deutliche Vertreter einer Menschengruppe gelten, die einmal dem alten Rom und dem alten Italien das Gepräge gegeben hat, als Typ der Menschen, sagen wir, die ihn auf Grund seiner heftigen Kampfansage zusammen mit Valerius Flaccus zum Censor wählten.

Und noch ein wichtiger Punkt: Catos Stellung im Geistesleben Roms. Auch da ist er ja in eine Epoche gründlichster Umwälzung gestellt. Wir haben uns gewöhnt, bei den römischen Bildungsträgern ihr Verhalten zur griechisch-hellenistischen Kultur als Prüfstein anzusehen. Und in der Tat: wir kennen aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. nur solche Träger der römischen Bildung, die tatsächlich mit den geistigen, vornehmlich literarischen Werten Griechenlands bekannt, ja vertraut waren. Das gilt durchaus auch für Cato, der, sonst so kritisch, die griechischen Ursprungslegenden der italischen Städte und Stämme ohne ein Wort der Kritik gläubig referiert, dem wir Anlehnung an Demosthenes, Xenophon und andere griechische Klassiker mindestens seit der Rhodierrede v. Jhr. 167 nachweisen können, vielleicht sogar schon wesentlich früher; denn seine Äußerung vor den Athenern, Antiochos führe den Krieg mit Feder und Tinte — *epistulis*

bellum gerit, calamo et atramento militat (fr. 60 Malc.) — klingt merkwürdig genau an Demosth. 4, 30 an. Damit kämen wir ins Jahr 191.

Natürlich war der Kreis der Gebildeten in Rom nur klein; der Durchschnittsrömer verhielt sich den griechischen Bildungswerten gegenüber gleichgültig, auch viel später noch. Ciceros Murenarede zeigt z. B., wie winzig klein das Bildungsgepäck noch in Ciceros Konsulatsjahr war, mit dem selbst die gehobenen Schichten in Rom auskamen. Für das zweite Jahrhundert v. Chr. tut man nun gut, bei jener gebildeten Elite drei Gruppen zu unterscheiden: da sind einmal die Hellenomanen vom Typ eines Albinus und später Albucius, die ein Aufgehen der Römer im Hellenismus anstrebten, denen das Römertum gegenüber dem Hellenismus als etwas durchaus Zweitrangiges erschien, dessen man sich selber als Römer geradezu schämen müsse, und die sich gern der epikureischen Sekte zugesellten, damit auch der geistige Hintergrund nicht fehle. Die zweite Gruppe wird durch Namen wie Aemilius Paullus und den seines Sohnes, des Scipio Aemilianus, gekennzeichnet: da wird die römische Tradition unbedingt als unverrückbare Grundlage festgehalten, aber eine menschliche und sittliche Erhöhung durch die organische Aneignung der geistesverwandten Werte erstrebt, die Hellas anbot. Die dritte Gruppe, die in Rom recht stark war, und die auch stark blieb, vertritt für uns am deutlichsten Cato: unter ostentativer Ablehnung der griechischen Lebensart und der theoretischen Geistesbildung im *Otium* wird eine spezifisch römische Bildung und Lebensführung auf Grund des Herkommens verfochten, die sich der griechischen als überlegen erweisen soll, mehr eine praktische und sittliche Verfestigung des Menschen, die aufs Theoretische ganz verzichtet. Man kontrastiert also diese Gruppe am besten nach zwei Seiten, nicht bloß mit den sogenannten Philhellenen. Und dann zeigt sich etwas sehr Merkwürdiges: Mit einer bis dahin wohl unerhörten Intensität hat Cato den *vir Romanus* als einen einheitlichen Typ, dann sogar als geschlossenes Idealbild tief und bewußt erlebt, und zwar durch das Kontrastbild des *Graeculus* mit seiner gewandten *levitas*. Er ist sich, ohne Zweifel durch das konkrete Erlebnis der damaligen hellenistischen Welt und ihrer nicht sehr würdevollen Nachahmer, dessen bewußt worden, daß es eine Gruppe ganz anderer Werte gab, nämlich gerade die, welche die römisch-italische Menschengruppe eigentümlich auszeichnete. Immer wieder im Gegensatz zum Hellenismus, hat er es dann unternommen, über diese eigenen Werte der Italiker ins Reine zu kommen, sie immer klarer zu profilieren und sie auszusprechen. Seine Leistung bei diesem Prozeß der Bewußtmachung und Klärung halte ich für sehr bedeutend. Denn erst dadurch wurden diese Werte ja im tieferen Sinn das Eigentum der Lateiner. Cato ist dann, wie man weiß, unermüdlich für die Rechtfertigung und Erhaltung dieses sittlichen Eigentums eingetreten, und er hat darin seine eigentliche Lebensleistung gesehen (Plut. Cato 19 u. ö.), wieder im betonten Gegensatz zur hellenistischen Kultur-

propaganda. In diesem Verstande, denke ich, ist auch Catos Stellung in der Geschichte der römischen Geistesentfaltung und Bildung aufs Stärkste durch das Griechentum bestimmt: ohne dessen maieutische Funktion bliebe Catos Leistung ganz unverständlich.

Auf diesem Hintergrund erheben sich nun die sehr schwierigen Fragen, die insbesondere Catos literarische Bedeutung betreffen.

1. Della Corte datiert die ersten drei Bücher der *Origines* auf die Jahre 174/168: ich glaube, damit haben wir, streng genommen, nur den *terminus post quem* in der Hand. Bei den übrigen Büchern des Werkes, den *bella*, wird man mindestens zum Teil, bestimmt beim siebten Buch, an eine postume Edition denken müssen, die auch für die Sammlung der Briefe und Apophthegmata sowie für die esoterischen Schriften an Marcus mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist.

2. Wir haben keinen sicheren Anhaltspunkt dafür, daß Cato seine Reden einzeln als Broschüren publiziert hat. Es ist also nicht begründet, wenn Della Corte S. 12 und 19 schreibt, mit der Rede *Dierum dictarum de consulatu suo* sei er in die Literatur eingetreten und bezeichne damit den Beginn der großen politischen Literatur der Römer. Allenfalls könnte man auf die vierte Rede gegen Glabrio verweisen, die Cato wohl kaum gehalten hat, die aber später in der Öffentlichkeit bekannt war. Doch die Parallele zu Caesars Reden gegen Memmius und Domitius etwa, an die man denken könnte, täuscht: zu einer Zeit, da offenbar noch nicht einmal Terenz und seine hohen Gönner einen vollständigen Naevius- oder Plautustext in ihrer Bibliothek hatten — was durch Ter. Eun. 25 ff. wahrscheinlich wird — läßt sich schwerlich so etwas wie ein lateinischer Buchhandel denken. Jede Schwierigkeit wird durch die Annahme behoben, daß auch die vierte Glabriorede, wie so viele andere, ihren ursprünglichen Ort in den *Origines* hatte. In Catos fr. 171 Malc. (aus Fronto) kann und muß man wohl viel eher einen Fingerzeig dafür sehen, daß Cato seine Redenkonzepte zwar im Privatarchiv aufgehoben, sie aber nicht selber als einzelne Broschüren veröffentlicht hat. Die Sammlung der Reden, die er nach Ciceros fragwürdiger Angabe (Cato 38) noch selber vorbereitet haben soll, erschien sicher erst nach seinem Tode.

3. Cato hat, im Gegensatz zur Zeitströmung und in zeitgemäßer Fortsetzung der altherkömmlichen *disciplina*, für seinen Sohn Marcus einige Lehrbücher verfaßt, die ihm für einen jungen Römer nützlich schienen. Sie waren für den Hausgebrauch bestimmt, nicht aber für die Öffentlichkeit; und es ist nicht wahrscheinlich, daß er je mit einer Publikation gerechnet oder sie gar von vornherein beabsichtigt hätte. Das geht deutlich aus Plin. N. H. pr. 30 hervor. Ihre Gegenstände waren: Römische Geschichte, Medizin, Strategie, Landwirtschaft, wahrscheinlich Redekunst und Moral, vielleicht Jurisprudenz. Geht es nun an, auf Grund dieser ganz esoterischen Fachschriften Cato, in den Spuren von Otto Jahn, als den

Begründer der römischen Enzyklopädie zu bezeichnen (Seite 56; 58; 160)? Gewiß, Cato hat auch noch andere Fachschriften verfaßt, die vielleicht für einen weiteren Leserkreis bestimmt waren, wie das uns erhaltene Buch *De agricultura*. Aber, wenn dies der Fall ist — beweisbar ist auch hier die Publikationsabsicht, wie schon bemerkt, keineswegs — so wäre doch die Behauptung einer enzyklopädischen Absicht zum mindesten sehr unvorsichtig.

Alles in allem: Cato gilt uns als der Begründer der lateinischen Prosaliteratur. Aber von einem wirklich genauen Wissen sind wir auch heute noch sehr weit entfernt. Zu seinen Lebzeiten hat er wahrscheinlich größere Teile der *Origines* einem weiteren Publikum bekanntgemacht, das erste große, überaus eigenwillige historiographische Werk in lateinischer Sprache. Ob er sonst noch etwas selber publiziert hat, ist ganz ungewiß; aber sicher ist es, daß sehr umfangreiche Teile seines schriftstellerischen Werkes erst nach seinem Tode in die Öffentlichkeit kamen, und erst von diesem Zeitpunkt an scheint sich Catos überragende Stellung in der Geschichte der lateinischen Prosaliteratur zu verfestigen, das heißt wesentlich später, als heute angenommen wird. Wieweit also Cato nicht nur der Schöpfer des lateinischen Geschichtsbuches, sondern auch der politischen Broschüre, der Fachschrift, ja, der Enzyklopädie in lateinischer Sprache gewesen ist, und in welcher Form, das bleibt alles noch genauer zu untersuchen.

Im zweiten Teil will Della Corte den Wandel des Catobildes im Altertum durch genaue Quelleninterpretation ermitteln. Ich füge nur einige Marginalien bei.

Unergiebig sind Naevius und Plautus, bei dem Della Corte so etwas wie eine Verwandtschaft der Lebensauffassung mit Cato glaubt feststellen zu können. Auch Caecilius lehrt nichts; denn ein Gegensatz zu Cato läßt sich, trotz Della Corte S. 77, aus Cic. rep. 4, 11 nicht herauslesen. Etwas weiter könnte man vielleicht in der Ennius-Interpretation kommen. Die vermeintlichen Anklänge, die Della Corte S. 70f. verzeichnet, sind allerdings stark zu sieben. So kann Enn. Ann. 469 V^2 doch keinesfalls auf Catos Urteil über die Philosophengesandtschaft bezogen werden, das 13/14 Jahre nach dem Tode des Ennius ausgesprochen wurde. Auch überzeugt mich die Deutung von Enn. Sat. 63 V^2 als eines bösartigen Seitenhiebes auf Cato gar nicht. Bei Cic. Arch. 22 heißt es doch von Ennius: *in caelum huius proavos Cato tollitur*. — Ebensowenig will es mir einleuchten, daß Terenz in seinen Komödien gegen Catos Erziehungsprogramm polemisiere. Eine Propaganda für eine philhellenische Erziehung der römischen Jugend, jedenfalls im direkten Sinn, lag ihm als Dichter der komischen Bühne gewiß fern; und in der Akzentuierung der Erziehungsfragen folgt er doch den Griechen, denen das eine Extrem genau so fragwürdig erschien wie das andere. Das ist ja gerade der Angelpunkt. Zu den Ausführungen über die *humanitas* bei Terenz (S. 79) ist dann Klingners höchst gehaltreicher, geistvoller Beitrag nachzutragen (Beiträge zur geistigen Über-

lieferung, Godesberg 1947, 1—52). — Sehr lesenswert sind die Abschnitte über die Bibliothek des Makedonenkönigs, die durch Paullus nach Rom kam (S. 80ff.). Es war dies ein wichtiges Ereignis der römischen Bildungsgeschichte. Della Corte hat wohl recht, hier unter anderem auf die große Bedeutung Xenophons für die Römer der älteren Zeit nachdrücklich aufmerksam zu machen, obwohl die Bekanntschaft Catos mit seinen Werken vielleicht schon etwas früher anzusetzen ist; darauf könnte die vielzitierte Reminiszenz vom Wert des *Otium* im Vorwort der *Origines* führen. Wahrscheinlich ist es auch richtig, was Della Corte S. 84 u. ö. betont, daß die Stoa zunächst nur in ihrer orthodoxen Form den Römern bekannt wurde: um so größer war dann das Panaitios-Erlebnis. Aber es ist etwas einseitig, den Scipionenkreis schlechthin als stoisch bestimmt zu bezeichnen (S. 63). Weiter muß wohl angemerkt werden, daß die griechische Wissenschaft auch vor der Überführung der makedonischen Hofbibliothek in Rom durchaus nicht unbekannt war; man denke etwa an die hohe astronomische Bildung eines C. Sulpicius Gallus. Endlich muß man sich den Leserkreis der makedonischen Bibliothek in Rom nicht allzu groß vorstellen; noch zu Sullas Zeit war doch die Benutzung der Bibliothek des Apellikon eine Sache ganz weniger Leute.

Von außerordentlicher Bedeutung als Quelle einer Cato-Monographie ist Polybios. Della Corte spricht darüber ausführlich S. 86/95 (dazu S. 146ff.). Es wird wohl stimmen, daß die beiden Männer persönlich einander nicht sonderlich günstig gesonnen waren; aber es scheint, als ob Polybios jegliche Kränkung des hochangesehenen Mannes peinlich vermieden hat. In den Teilen des Polybianischen Geschichtswerkes, die uns verloren sind, muß viel über Cato gestanden haben; darauf wird z. B. nicht weniges davon zurückgehen, was Plutarch und was die Apophthegmensammlungen bringen. Ja, es ist gar nicht unwahrscheinlich, was Della Corte S. 94 vermutet, daß Polybios seinem Werk auch eine Gesamtcharakteristik des Censorius eingefügt hat. Aber, wie eine (ungedruckte) Kölner Dissertation von Peter Bung (1950) nachweist, geht die Auseinandersetzung mit Cato auch in den erhaltenen Partien des Polybios tiefer, als man bisher wußte, z. B. in den cap. 2,17; 2,20,5; vielleicht 3,6 und anderen mehr, auch hat Cato wohl, im Gegensatz zu Fabius Pictor, die Bedeutung des Hasdrubal als erster römischer Geschichtsschreiber stark hervorgehoben. Della Cortes Auffassung dagegen, Polyb. 5,33,1 oder gar 1,4,1 stelle eine latente Polemik gegen Cato dar, scheint mir nicht ausreichend begründet. Da bleibt der Forschung noch ein weites Feld. — Wichtig ist dann, daß in der lateinischen Annalistik auch eine ungünstige Darstellung Catos existiert haben muß; mit Della Corte, möchte ich vor allem an Claudius Quadrigarius denken. Vor ihm könnten schon C. Acilius und A. Postumius eine ähnlich ungünstige Auffassung des Censorius vertreten haben; doch läßt sich das mit unseren Mitteln nicht beweisen.

Della Corte geht dann weiter und erörtert die Beschäftigung des Varro und Atticus mit Cato. — S. 102ff. bringt er eine gute Darstellung der Quellenverhältnisse von Ciceros Cato maior. Auch ich glaube mit Dyroff und Della Corte an den Peripatetiker Ariston als Hauptquelle; aus cap. XI S. 145 wäre hier einiges nachzutragen. Dazu kommen mehrere Nebenquellen; aber ich wäre geneigt, Ciceros Selbständigkeit noch viel stärker zu betonen als Della Corte. — Es schließen sich Untersuchungen über die Catobiographien des Nepos an, von denen wir nur die eine haben (S. 109ff.). Hierzu muß man den Abschnitt über Ps. Aur. Vict. De viris ill. 47 (S. 167ff.) heranziehen. Schön, daß Della Corte auch hier, wie schon bei Cicero, die Bedeutung der mündlichen Überlieferung eigens hervorhebt (S. 111), sowie die sehr selbständige Haltung des Nepos gegenüber Ciceros Idealbild. Es folgt die Betrachtung von Sallusts Verhältnis zu Cato (S. 118ff.) und Tiros Replik (S. 120ff.) sowie der wichtigen, folgenreichen Catostudien des Verrius (S. 122). Dann wird die Uneinheitlichkeit des Livianischen Catobildes geistreich dargelegt und besprochen (S. 123f.).

In der Kaiserzeit tritt das Interesse für Cato zunächst zurück, der ältere Plinius ist eine Ausnahme (S. 133). Was Quintilian betrifft, so halte ich es für sehr fraglich, ob das Zitat Inst. 6,3,105 tatsächlich auf den Censorius zu beziehen ist. Sehr ergebnisreich ist dann der Abschnitt über Plutarch S. 145—162. Della Corte legt es genau dar, welch ein widerspruchsvolles Material Plutarch zu einem so bewundernswürdigen Ganzen verarbeitet hat, wie es seine Cato-Vita geworden ist. Nebenher ergibt sich Wichtiges für die antike Apophthegmenliteratur. — Dann werden die Archaisten abgehandelt, besonders Gellius, der nicht bloß Catonische Schriften aus erster Hand studiert, sondern, wie es scheint, sogar Catohandschriften verschiedener Güte gekannt hat; darauf führt N. A. 2,14, während 18,9,5 nicht hierher gehört.

Ganz gern läse man schließlich noch ein Kapitel über die späten sogenannten *Disticha* oder *Dicta Catonis*, über die ja besonders die guten Arbeiten von M. Boas vorliegen; denn damit wäre einer weiteren Untersuchung über das Catobild des Mittelalters vorgearbeitet.

Dem Referenten kam es darauf an, durch einige Anregungen die weitere kritische Durcharbeit des wichtigen, sehr lesenswerten Buches zu empfehlen und so dem Verfasser durch einen kleinen eigenen Beitrag für seine bedeutende Leistung aufrichtig zu danken. Vor allem gab es bisher keine Arbeit, die in gleicher Vielseitigkeit, ja Vollständigkeit und Übersichtlichkeit die Fragen der antiken Quellen einer Cato-Vita durchgesprochen hätte; und auch das ist nicht zu verkennen: Das Buch ist mit echter Liebe zum Gegenstand geschrieben.

Hamburg. *Ulrich Knoche.*

Matthias Gelzer: Pompeius, München, 1949, F. Bruckmann, 311 S. mit 8 Abbildungen und 2 Karten, 11.80 M.

This book was first published in 1944 and has now, deservedly, reached a second edition. Its length is just under 100,000 words and it is a masterpiece of succinct expression. Invited by the Publisher to write the biography of a distinguished Roman, Gelzer selected Pompey, for the very good reasons which he has set out in his Introduction. Notes are restricted, in the main, to a bare statement of the ancient sources on which the statements in the text depend and from Gelzer's account there emerges a Pompey who is nicely contrasted with Caesar and who is as different from Mommsen's Pompey on the one hand as he is from Eduard Meyer's on the other. Gelzer's Pompey, indeed, is far more convincing than Mommsen's or Meyer's; he is a man with no farreaching — certainly, in most of his career, no personal — designs in Roman politics, who in Rome wanted little more than 'die Stellung eines Reichsfeldherrn', as long as the Senate would keep on good terms with him (pp. 151, 261 f.), and whose genius in strategy and organization, unsuspected at other times, was brilliantly shown immediately the opportunity was given for its display. As Gelzer writes (p. 164) of his discharge of the last of the many commissions which he was to carry out with real effectiveness, the corn commission of 57 B. C., 'Wenn sein Verhalten in der stadtrömischen Politik oft nicht anders als phlegmatisch bezeichnet werden kann, so finden wir hier, wo es großzügig zu organisieren galt, wieder die alte Energie'.

When, after his return from exile in this same year 57 B. C., Cicero described Pompey (*Post red. ad Quir.*, 16) as 'vir omnium qui sunt, fuerunt, erunt, virtute, sapientia gloria princeps', there was in the encomium a slight palpitation of hysteria. Yet when he had said nine years earlier at the climax of a vivid piece of oratory (*De imp. Cn. Pomp.*, 62), 'Quae in omnibus hominibus nova post hominum memoriam constituta sunt, ea tam multa non sunt quam haec quae in hoc uno homine vidimus', this wild extravagance of language must have seemed to many who heard it to be little more than a sober expression of truth. If achievement was any criterion, Pompey was 'Magnus' indeed in 67 B. C., and the year 62 B. C., when he returned to Italy from the East, perhaps marked the end of that greatness. Yet this is just the time when we begin to see Pompey in the clear, if often distorting, mirror of Cicero's correspondence. And that, as Gelzer points out in his Introduction, is the dilemma in which Pompey's modern biographers will always find themselves. There is no *De bello civili*, no *De bello Africo*, no *De bello Hispaniensi*, no *De bello piratico*, no *De bello Mithridatico* from Pompey's own hand. Pompey's weakness in politics later is baffling enough, but at least it is a well-documented weakness; Pompey's strength is strategy and in imperial organization is attested but not, in surviving sources, by the sort of witnesses whom we should like to have. It is this,

the early period of Pompey's career, which throws down a challenge to the biographer, and it is here that Gelzer places the Roman historian so greatly in his debt. There is an excellent chapter — chapter vi — in this book which deals with the Mithridatic war and the subsequent settlement of the East, at the end of which the significance of Pompey's arrangements is admirably described (p. 119): 'Es waren keine neuen Grundsätze der Verwaltungstechnik, die er einführte: aber ihre Handhabung geschah im Geiste der Verantwortlichkeit nicht nur für die römische Sicherheit, sondern auch für das Wohl der neuen Reichsangehörigen. Einzigartig war die Gründung so vieler neuer griechischer Stadtgemeinden. Denn bisher hatten die Römer im Osten mehr zerstört als gebaut.' Special mention must be made, too, of the two articles which, as *Vorarbeiten* to this book Gelzer published in 1941 and 1943 in the *Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften*, on the reasoned conclusions of both of which he relies in the shorter narrative of the early chapters of this book. The first article contained a credible rehabilitation of Cn. Pompeius Strabo and showed what Pompey owed to his father, not only in his military training but also in the fact that, as a young man of 22, he could raise an army of three legions for Sulla in 83 B. C. As Gelzer then wrote (p. 33), 'So hoch man dabei seine persönliche Leistung und sein Glück veranschlagen mag, ein wesentliches Stück dieses Erfolgs verdankte er dem Vater, ausser der soldatischen Ausbildung und der picentischen Clientel vor allem den hochgemuten Ehrgeiz, ausserhalb der Optimatenoligarchie für sich zu stehen'. In the second article Gelzer followed Pompey through his first consulship — yes, what a headache the formal side of senatorial business must have been if, even with an *aide-mémoire* from Varro, you first took your seat in the Senate in the capacity of Consul — down to his tenure of his great commands in the sixties.

Mommsen's view of Pompey has long been discredited, equally with his picture of Cicero, and Eduard Meyer's view is one which the evidence never really supported. Gelzer's picture is close to that which most historians nowadays would depict, though few could do it as well as Gelzer has done. Yet, if the enigma of the man himself is to be solved, there is still detailed work to be done on the latter part of his career such as Gelzer has done in his articles in the *Abhandlungen* for the early part; for the sources require more unravelling than was possible in the scope of the present book. There are passages in the book where sentence follows sentence, translations or paraphrases, one from Cassius Dio, one from Plutarch, one from a letter of Cicero and doubts arise whether they can really be fitted together to make an apparently coherent narrative with such facility; indeed one is almost reminded sometimes of what R. G. Collingwood called 'the scissors and paste method' of writing history. After all, even Cicero's letters have not a consistently high value. Though in general

we are more likely to find the truth there than in many of his speeches, it must be admitted that Cicero had what is called 'an imaginative memory' where many events in the past were concerned, if they affected his own credit; and for this reason it is not unduly sceptical to wonder how much, for instance, of *Fam.*, I, 9 is to be taken *au pied de la lettre*. 'Num potui magis in arcem illius causae invadere aut magis oblivisci temporum meorum, meminisse actionum?' he wrote there, in December 54 B. C., of his projected attack on the *lex agraria* in early 56 B. C. It sounds tremendous. Yet, read the letters of early 56 B. C. and you will find no evidence of the land bill as an issue in the forefront of Roman politics or of a heroic Cicero, spoiling for a fight: merely the statement, when the issue was dropped, 'in hac causa mihi aqua haeret' (*Ad Q. f.*, II, 6, 2).

Gelzer's outlines are right. But more can be done to fill in the details. On the subject, for instance, of Pompey's constant aloofness and independence in Roman political life; where he displayed a quality very close to that 'duplicity' in the Emperor Tiberius (another Roman who was happier out of Rome than in it), which Cassius Dio travestied, when he tried to describe it, in book LVII, 1. It was a quality which, one can well see, was maddening in a political world in which everybody wanted to broadcast everybody else's aims and ambitions. In public Pompey answered questions without giving anything away, with a political skill which fell little short of brilliance; for it was certainly not a stupid man who answered his questioners as Pompey did at the *contio* of 61 B. C. (*Att.*, I, 14, 1f) and again in 59 B. C. (*Att.*, II, 16, 2). How well organized were his 'Familiares'? When *they* professed to reveal his real wishes, were they flying a kite at his instruction? Or were they guessing, like everybody else? Pompey's great commands just came to him (or, in the case of the restoration of Ptolemy Auletes, didn't); he never went out of his way to seek them. And how was it that at a time when every prominent politician at Rome either lived dangerously or did not have any political life at all, Pompey, it seems, had an almost pathological fear of assassination? A slave had only to drop a knife in the Senate House, and Pompey was afraid to leave his house. Again, granted the arrogance and the selfishness of Pompey, why did he succeed, more than any of his senatorial contemporaries in winning and, in spite of frequent rebuffs, retaining always (except for short periods when Cicero's pride was bitterly wounded) the affection of the other contemporary 'Independent' in Roman politics, Cicero? And what, in this connexion, of *Ad Q. f.*, II, 5, 3? Pompey told Cicero on 7 April 56 B. C. that he was going north, to catch a boat to Sardinia. He said nothing of meeting Caesar and Crassus on the way. This means one of two things: *either* that Pompey deliberately withheld the information, *or* that the Conference of Luca was sprung on him at very short notice. But which?

On Pompey's name 'Magnus' Gelzer has, especially on pp. 59 and 134f.,

much of interest to write. The name recalls Alexander and, if we had not the unassailable evidence of Pliny, *N. H.*, VII, 96 and Plutarch, *Pompeius*, 13, 7ff.; *Crassus*, 7, 1; *Sertorius*, 18, 3; *Moral.*, 203E, we should almost certainly make light of the statement of Cassius Dio, XXXVII, 21, 3 and follow Appian, *Mith.*, 118 in believing that Pompey was given the name for his re-enactment of a part of Alexander's exploits in the Mithridatic war. But it is certain that his troops saluted him as 'Magnus' in Africa in 81 B. C. and they can only have done this because they knew that there were people already who (whether in mockery or not) referred to Pompey as 'Magnus'; and this, in turn, is likely to be because, as Plutarch says (*Pompeius*, 2), he looked, as a young man, like portraits of Alexander. 'Felix' and 'Magnus' are an unparallelled pair of *cognomina* and they were acquired by Sulla and Pompey respectively within a few years of each other. Sulla's greeting confirmed 'Magnus' as Pompey's title; and for some time after Sulla's death the name must have been a reminder of Pompey's Sullan connexions. Plutarch, indeed, says that Pompey did not make bold to use the name of himself until he was sent to Spain to fight Sertorius (*Pompeius*, 13, 9). But is it certain that Pompey used it — or indeed that, after Sulla, it was in current official use — even as soon as that? Why does it not appear in Cicero's speech on behalf of the *Lex Manilia* in 66 B. C.? Suddenly in 63 and 62 B. C. it comes into prominence. May it then be the case that Appian was not entirely wrong, and that Pompey's 'Alexandrian' conquests in the East were what first made the *cognomen* generally acceptable, respectable — almost, official? If so, and if it had received a new respectability shortly before Cicero wrote his uneasy letter to Pompey in 62 B. C. (*Fam.*, V, 7), the last sentence of that letter acquires a wealth of meaning: 'Quae (*Sc.* 'ea quae nos pro salute patriae gessimus'), cum veneris, tanto consilio *tantaque animi magnitudine* a me gesta esse cognosces, ut tibi *multo maiori*, quam Africanus fuit, me *non multo minorem* quam Laelium facile et in re publica et in amicitia adiunctum esse patiare.' Whether, in the revived interest in Pythagoreanism in the contemporary world, Pompey thought of himself, or anybody thought of him, as an actual reincarnation of Alexander, as Gelzer tentatively suggests (p. 59), may be doubted. Plutarch does not suggest it; and it is just the sort of story which, if Plutarch had heard, he must have repeated.

There is little space within a review for a discussion of the difficult question of the exact character and definition of Pompey's *imperium*, when he received his great commands. Gelzer, I gather, accepts the conclusions of J. Béranger's article in *Mélanges de philologie offerts à J. Marouzeau* (Paris 1948), 19—27, that in the phrase 'infinitum imperium', 'infinitum' had no technical sense. I wonder. The 'imperium' of an ordinary proconsul was confined to his 'provincia'. It was absolute during the whole period of his administration within the boundaries of that 'provincia' and, without

explicit authority from the Roman government at home, it could not, after Sulla's legislation, be exercised anywhere outside those boundaries. But when M. Antonius first, and Pompey afterwards, received a commission to fight the pirates, his 'provincia' was, geographically, something different: it was, apart from the sea itself, an area (up to fifty miles inland from the Mediterranean) in any part of which he might excercise his 'imperium' for certain purposes only, and only if the necessity arose. There was the danger here of a conflict between the *imperium* of Antonius (or Pompey) and the *imperium* of the governor of any province bordering on the Mediterranean. In Pompey's case, there were two instances of such conflict. The lesson of this was that, if another great proconsular command was created, its holder's *imperium*, as against that of the normal provincial governor's, should be not *aequum*, but *maius*, as Cicero suggested for Cassius in 43 B. C. (*Phil.* XI, 30). When this was suggested in the case of Pompey's *Cura annonae* in 57 B. C., people did not like it (*Att.* IV, 1, 7). It is therefore hard to follow Gelzer in his belief (which has no ancient evidence to support it) that Pompey was given *maius imperium* by the *Lex Manilia* of 66 B. C.

Gelzer, like many other historians, sees the conferring of Caesar's great command in 59 B. C. from the point of view of the current political situation at Rome rather than in the light of a formidable danger which was developing on the northern frontiers and he believes with Suetonius (*Divus Iulius*, 19, 2) that, with pathetic futility, the Senate was capable, in 60 B. C., of naming 'silvae callesque' as consular provinces and expecting, by this device, to prevent Caesar from governing a respectable province. The truth appears to me to be very different, as I suggested in *Journal of Roman Studies*, XXIX (1939), 180—3. Nor, for reasons which I gave in my articles in *J. R. S.*, XXIX, do I accept, as Gelzer accepts, Mommsen's view of the Rechtsfrage'. But, as concerns the sequence of events in 50 B. C. and Pompey's place in them, his sanguine belief up to the moment when A. Hirtius came to Rome from Caesar's camp and made no attempt to see him, that Caesar did not really want war, and his acceptance, for the last time, of a commission 'to save the State', I find myself in the fullest agreement with Gelzer's fast-moving and vivid narrative.

Exeter College, Oxford. *J. P. V. D. Balsdon.*

Lily Ross Taylor: Party Politics in the Age of Caesar. (Sather Classical Lectures ,Volume twenty-two.) Berkeley u. Los Angeles, University of California Press. 1949. VIII u. 255 S.

Das vorliegende Buch bietet ein klares, mit kundiger Hand gezeichnetes Bild der erbitterten innerpolitischen Kämpfe, von denen die dem Untergang geweihte römische Adelsrepublik während der Jahre 70 bis 50 v. Chr., also in den beiden letzten Dezennien ihres einst so ruhmreichen Bestehens erschüttert wurde. Die Fülle des Stoffes ist auf acht Kapitel verteilt, die ebensovielen an der kalifornischen Staatsuniversität gehaltenen Gastvorlesungen entsprechen. Gleich in den ersten Sätzen des Vorworts bekennt sich die grundgelehrte Verfasserin zu einer von uns allen empfundenen Dankesschuld gegen M. Gelzer, A. v. Premerstein und R. Syme: denn wo stünden wir ohne die bahnbrechenden und wegweisenden Arbeiten dieses internationalen Triumvirats?

Das erste Kapitel ('Personalities and Programs' überschrieben) deutet eingangs das Vorhandensein beachtenswerter Parallelen zu den Erfahrungen unserer Tage an. In der Tat: Ciceros in seiner Allgemeinheit nur bedingt richtiges Wort von der *historia* als der *magistra vitae* verträgt die Umkehrung, weil nun einmal das Leben, insbesondere das duldende und beobachtende Miterleben einer spannungsreichen Gegenwart verwandte Züge vergangener Epochen in ein scharfes, ja grelles Licht zu rücken vermag. Zwei Jahrtausende trennen uns von Cäsar, Sallust und Cicero; doch aus ihren Schriften sprechen sie unmittelbar zu uns, und die wildbewegte Geschichte ihrer Zeit wird noch heute und gerade heute von einer kleinen Gemeinde internationaler Forscher nicht etwa vorschnell modernisiert, wohl aber durch ein hingebendes und eindringendes Studium in einem Grade «vergegenwärtigt», wie es sich frühere Generationen nicht hätten träumen lassen. Wer wollte angesichts einer solchen zwanglosen und von Tendenz freien Aktualisierung noch den ehedem berechtigten Vorwurf erheben, man behandle die Alte Geschichte, als ob sie nicht wirklich geschehen sei! Nach einem raschen Überblick über die Struktur von Staat und Gesellschaft im alten Rom würdigt Miß T. die Eigenart der dortigen Parteien, die mit dem durchorganisierten, mit formulierten Programmen grundsätzlicher Natur ausgestatteten Parteiwesen des 20. Jahrhunderts keinerlei Ähnlichkeit aufweisen. Die Dominante des politischen Getriebes im alten Rom ist «Freundschaft» (*amicitia*). Gewissenhaft werden die Begriffe *factio* und *partes* semasiologisch geprüft und gegen naheliegende Mißverständnisse geschützt: die englischen Vokabeln 'party' und 'faction' sind zwar aus dem Lateinischen entlehnt, werden aber in einem ganz anderen Sinn angewandt. Die ebenso bequeme wie verkehrte Vorstellung, als habe es sich bei den innerpolitischen Auseinandersetzungen seit dem Auftreten der Gracchen um das Ringen einer konservativen Senatspartei, der Optimaten, mit

einer demokratisch-fortschrittlichen Volkspartei, den Popularen, gehandelt, mag noch immer in vielen Köpfen spuken. Für diesen weitverbreiteten Irrtum macht Miß T. nicht zu Unrecht Mommsens Meisterwerk verantwortlich, betont aber, daß der geniale Historiker selbst sich über das Fehlen eines Parteiprinzips oder -programms bei den sogen. Popularen nicht im unklaren war: »He well understood the amorphous character of the Roman parties« (S. 12). Nicht anders als die Optimaten sitzen auch die Popularen im Senat; die Arena des Kampfes zwischen den Optimaten, den Hütern der Senatsautorität, und den Popularen, die gegen den widerspenstigen Senat das souveräne Volk ausspielten, war die Kurie bzw. die Versammlung der Tributkomitien. Eine ständige, in sich geschlossene Volkspartei hat es nie gegeben. Treffend kennzeichnet die Verfasserin Pompeius und Crassus als 'leaders of two rival »popular« parties, personal parties' (S. 14) und bemerkt anschließend, daß mancher aufstrebende Adlige sich zeitweise als Popularpolitiker gebärdete, um als entschiedener Konservativer zu enden. Wichtig ist der Hinweis auf ganze Gruppen von middle-of-the-road men, die gegebenenfalls ihre Entscheidung nach persönlichen, nicht nach grundsätzlichen Gesichtspunkten trafen. Mit viel Geschick ist in diesem einleitenden und grundlegenden Kapitel die knappe Skizze der geschichtlichen Entwicklung, die von den Gracchen über Marius und den »Tyrannen« Cinna zu Sulla, dem Wiederhersteller des aristokratischen Regiments, führt, mit der systematischen Darlegung verflochten. Drei neue Elemente des politischen Kampfes hatten sich herausgebildet, die Politisierung der ritterlichen Kapitalistenklasse, der Typus des politisierenden Generals an der Spitze einer schlagfertigen militärischen Gefolgschaft, des überlegenen Gegenstücks zu der traditionellen Klientel der großen Adelshäuser, und die Agitation zugunsten der das Vollbürgerrecht beanspruchenden Italiker. Zustimmung verdient die Feststellung (S. 21), daß die Männer, die man gemeinhin zu Leitern der römischen Volkspartei zu stempeln beliebt, nämlich die Gracchen, Marius, Cinna, Pompeius (wenigstens für den größten Teil seiner abnormen Laufbahn) und Caesar sämtlich im Senat auf die Gegnerschaft von Adelscliquen stießen. Dort abgewiesen, wandten sie sich unmittelbar an das Volk. Obwohl sie selbst oder die ihnen ergebenen Tribunen auf die Rechte des Volkes pochten, sei es ihnen — vielleicht mit Ausnahme der Gracchen — mehr auf den eigenen Machtzuwachs als auf die Wahrung der Hoheitsrechte des Volkes angekommen. Ich glaube übrigens nur bei Tiberius Gracchus an den selbstlosen Idealismus eines echten Volksfreundes und großen Patrioten, während mir sein dämonischer Bruder Gaius von eigensüchtigen Regungen nicht frei zu sein scheint. Wie Miß T. hervorhebt, sind diese führenden sogen. Volksparteiler mit alleiniger Ausnahme des *homo novus* Marius sämtlich aus dem Adel (Patriziat oder Nobilität) hervorgegangen, waren also gar keine richtigen Volksmänner (men of the people). Ein-

leuchtend wird dargetan, wie machthungrige Generale, durch die Opposition im Senat genötigt, sich zur Erreichung ihrer Ziele der Volkstribunen bedienten und nun bei ihrem Appell an die *plebs urbana* nicht umhin konnten, sich die notorischen 'popularen' Forderungen (verbilligte oder kostenlose Getreideverteilung, Ackergesetzgebung) zu eigen zu machen. Auch der Ausdehnung des Bürgerrechts und der Begünstigung des Aufstiegs von *homines novi* waren Politiker dieses Schlags, von ihren Gegnern als *populares* (Demagogen) (S. 13) verschrieen, nicht abgeneigt. In alledem dürfen wir mit der Verfasserin die wesentlichen Punkte dessen erkennen, was als das Programm der »Volkspartei« hingestellt zu werden pflegt (S. 22).

Bekämpft wurde diese »populare« Bewegung, diese 'series of popular parties', innerhalb des Senats von einem leidlich festen Block von Optimaten, der in nachsullanischer Zeit zuerst von Q. Lutatius Catulus und hernach von M. Porcius Cato angeführt wurde. Das Ziel dieser Konservativen war die Aufrechterhaltung der bestehenden Verfassung oder vielmehr die Restauration des vorgracchischen oder des sullanischen Zustandes. Doch nicht bloß im Gremium des Senats betätigten sich die Optimaten; auch vor dem Volk gelangten sie durch die ihnen zugehörigen Mitglieder des Tribunenkollegiums zum Wort und auch zur Obstruktion gegen ihnen unerwünschte 'populare' Vorstöße. Befreiung des Gemeinwesens von der Tyrannei war der Kampfruf, der in den öffentlichen Reden von hüben wie von drüben stets aufs neue erscholl; dabei hatten beide Teile nicht ganz unrecht; ging es doch nicht um Senatsregierung oder Volksregierung, sondern um die Fortdauer einer oligarchischen Tyrannei oder die Aufrichtung einer tyrannischen Monokratie. Miß T. kommt zu dem Ergebnis, daß eine eigentliche Parteiorganisation großen Stils sich in Rom überhaupt nicht entwickeln konnte, sondern daß die sogen. Parteien sich jeweils um einzelne Persönlichkeiten gruppierten. »Als drei Männer, Pompeius, Crassus und Caesar, die über eine militärische und über eine hauptstädtische Gefolgschaft verfügten, sich zwecks Beherrschung des Staatsapparates zusammenschlossen, wurden sie von Cicero in vertraulichen Briefen als *populares* bezeichnet. . ., doch sie selbst belegten sich untereinander mit dem altehrwürdigen Titel *amici*« (S. 23; vgl. S. 132; dort die glückliche Formulierung: »in method if not in program they were ready to be *populares*«). Das Hauptanliegen der Verfasserin sind nicht Programme, sondern Persönlichkeiten, wobei sie ihr Thema vorzugsweise vom Standpunkt der von einem Cato geführten optimatischen Opposition aus zu behandeln gedenkt (S. 24).

Das zweite Kapitel ('Nobles, Clients, and Personal Armies') ist Gelzers grundlegender Studie über die Nobilität verpflichtet (S. 194, Anm. 1); es trägt soziologisches Gepräge und behandelt die erstarrte römische Adelskaste, die nicht so sehr mit der sich ständig erneuernden britischen Herrenschicht als vielmehr mit der exklusiven Aristokratie der Republik Venedig

verglichen wird (S. 25). Anschaulich schildert die Verfasserin die Laufbahn des traditionsstolzen, zum öffentlichen Dienst geradezu prädestinierten Adligen. Einzelne Beispiele illustrieren das System der Querverbindungen durch Heiraten und Adoptionen, dessen sich die nur noch selten kinderreichen Adelsfamilien bedienten, und die wichtige Rolle der *amicitia* als einer erblichen politischen Allianz sowie der sich gleichfalls forterbenden Fehden (*inimicitiae*). Auch außerhalb der eigenen Kaste und des Senats unterhielt die stadtrömische Herrenschicht ihre Verbindungen, namentlich mit dem sogen. Ritterstand, der Hochfinanz, der die in Gesellschaften organisierten, in den Provinzen tätigen Steuerpächter, die *publicani*, angehörten. Miß T. erinnert daran, daß jeder Provinzialstatthalter mit diesen einflußreichen Korporationen, die in Rom ihre Vertreter hatten, in Berührung kam. Ritter und Steuerpächter entstammten zumeist der Oberschicht der italischen Munizipien. Und wenn auch die Adelskreise der Hauptstadt auf diesen Munizipaladel hochmütig heruntersahen, so entstand doch häufig zwischen Mitgliedern des stadtrömischen Adels und den reichen Honoratioren der Landstädte ein Verhältnis wechselseitiger Gastfreundschaft (*hospitium*). Gelegentlich kam es sogar zu einer nach römischen Begriffen nicht standesgemäßen Verschwägerung. Daß der munizipale Adel nicht weniger konservativ gesonnen war als der hauptstädtische, belegt die Verfasserin mit dem Zeugnis, das der berühmte *princeps senatus* M. Aemilius Scaurus seinerzeit einem angesehenen Arpinaten, dem Großvater Ciceros, ausgestellt hat (S. 39). Um ihrer mannigfachen Beziehungen willen benötigten die römischen Magnaten in Ermangelung eines staatlichen Postwesens und anderer gemeinnütziger Einrichtungen einer ausgebildeten privaten Organisation, die einen Stab von Sklaven und Freigelassenen in Atem hielt. Zu der wohlbekannten Institution der römischen Klientel übergehend, betont die Verfasserin die Wichtigkeit des gegenseitigen Treuverhältnisses (*fides*) zwischen dem *patronus* und seinen Klienten für das politische Leben und Treiben und zählt die unentbehrlichen Dienste auf, die der sich um ein höheres Amt bewerbende Gönner auch schon vor dem eigentlichen Wahlakt von seinen Schützlingen erwarten durfte. Sehr richtig ist die Bemerkung, daß alle großen Adelshäuser ganze Scharen von dienstwilligen Klienten aufbieten konnten, was an den Freikorps exemplifiziert wird, die Crassus und Pompeius als Parteigänger des mit seinen siegreichen Truppen nach Italien zurückgekehrten Sulla aus der Erde stampften. An dem vielsagenden Wortlaut des den Italikern zugeschriebenen Treueids für M. Livius Drusus mag man sich mit der Verfasserin klarmachen, welch unheimlichen Umfang die Klientel dieses revolutionären Tribunen angenommen hätte, falls durch ihn die *socii* zu römischen Bürgern geworden wären. Der aus Diodor exzerpierte, aus dem Zusammenhang der Geschichtserzählung herausgerissene Text ist, wie übrigens auch F. Münzer, RE 13, 1927, Sp. 878 zugegeben hat, formell »ohne jeden Anstoß«. Nichts-

destoweniger verhielt sich dieser so besonnene Forscher, auch er einer unserer εὐεργέται, nach Mommsens Vorgang skeptisch; Miß T. dagegen glaubt nicht nur mit A. v. Premerstein an eine tatsächliche Vereidigung, sondern über ihn hinaus an die Echtheit des in griechischer Version überlieferten Dokumentes. Sie neigt zu der unbeweisbaren Ansicht, derartige persönliche Treuschwüre von Neubürgern seien das Übliche gewesen (customary procedures, S. 47). Gar den Eid der Catilinarier mit Premerstein und der Verfasserin sachlich in die nächste Nähe des Italikerschwures zu rücken, halte ich auch im Hinblick auf die hier unerwähnt gebliebenen grausigen Begleitumstände für nicht unbedenklich. Die wichtigste Gruppe der auf eine Einzelpersönlichkeit Vereidigten dürfen wir aber zweifellos mit der Verfasserin in der militärischen Gefolgschaft der aktiven und der ausgedienten Soldaten (personal army) erblicken. Mit der Würdigung dieses politisch entscheidenden Faktors schließt das Kapitel.

Es folgt das ungemein lehrreiche dritte Kapitel ('Delivering the Vote'), das, in zwei Abschnitte ('The Roll of the City Plebs and the Italians in the Voting' und 'The Campaign for Election and Legislation') gegliedert, dem komplizierten Abstimmungsverfahren in den *comitia tributa* und *centuriata* mit allem Drum und Dran gewidmet ist. Wenigstens das Wichtigste sei herausgehoben: Miß T. hat erkannt, daß die stadtrömische Bevölkerung und die Bewohner Italiens in Ausübung des Bürgerrechts bei Wahlen und Abstimmungen in den Zenturiat- und in den Tributkomitien eine sehr verschiedene Rolle spielten (S. 61 f. und Anm. 72). Der Unterschied wird verdeutlicht an den Abstimmungen, die mit Ciceros Verbannung und mit seiner Rückberufung zusammenhängen. Clodius hat sein allgemein gehaltenes, aber offensichtlich gegen die Person Ciceros gerichtetes Gesetz als Tribun in den Tributkomitien durchzubringen vermocht, weil hier die dem Scharfmacher gegen die Catilinarier abholde *plebs* bei dem fast völligen Fehlen eines ansässigen Mittelstandes den Ausschlag gab. Hingegen über Ciceros Rückkehr aus dem Exil haben die Zenturiatkomitien Beschluß gefaßt, und zwar unter reger Beteiligung auswärtiger Stimmberechtigter; so konnte sich dieser immerhin rühmen, *cuncta Italia* sei für ihn eingetreten.

Das vierte Kapitel erweist unter dem bezeichnenden Titel 'Manipulating the State Religion' die römische Staatsreligion als eine selbst in Zeiten der Anarchie noch brauchbare Waffe im Tageskampf rivalisierender Politiker. In dem 'Religion and Divination in Politics' überschriebenen Abschnitt wird u. a. das Auspizienwesen[1] und die sich daraus ergebende Möglichkeit religiöser Obstruktion (*obnuntiatio*) umrissen. Daß die beiden Todfeinde Cicero und Clodius sich dem Publikum beständig als 'rivals in piety' präsentierten, ist eine geistreiche Glosse (S. 87). Ein weiterer Abschnitt

1. Statt *auspicia imperativa* (S. 81) ist zu lesen: *a. impetrativa.*

beleuchtet die politische Tragweite der Priesterwürden. Es ergibt sich, daß in der sinkenden Republik die Auguren kraft der ihnen zustehenden Kontrolle der Auspizien größeren politischen Einfluß besaßen als die *pontifices;* dagegen durfte sich der *pontifex maximus* jedem Mitglied des Augurenkollegiums überlegen fühlen; ja, dieser tatsächliche Erbe der religiösen Macht des Königtums erscheint als 'a special kind of magistrate' (S. 81), ist jedoch im Unterschied von den eigentlichen Magistraten weder durch Annuität noch durch Kollegialität beschränkt und gehemmt. Mit dem Hinweis auf die von dem neuen Staatsgott Caesar herbeigeführte Wandlung endet das Kapitel.

Das fünfte Kapitel ('The Criminal Courts and the Rise of a New Man') befaßt sich vor allem mit dem Monstreprozeß gegen Verres. Es wird gezeigt, wie der aufsehenerregende und nachhaltige Erfolg, den der 36jährige Gerichtsredner Cicero diesmal nicht in der gewohnten Rolle des Verteidigers, sondern ausnahmsweise als schonungsloser Ankläger erzielte, für seinen späteren Aufstieg zum höchsten Staatsamt von maßgebender Bedeutung war. Unter Berufung auf R. Heinze und M. Gelzer (S. 106) erklärt die Verfasserin den Ankläger des Verres seiner damaligen Einstellung nach für 'associated with the middle-of-the-road men'; nur daß er gleichzeitig als 'new man in politics' isoliert war. Nicht strikt zu beweisen, aber auch nicht einfach abzuweisen ist die originelle Vermutung, der soeben erst zum Ädil gewählte Redner habe als Siegespreis den erledigten Sitz des Verres im Senat bekommen und sei demgemäß zu den Prätoriern aufgerückt.

Das sechste Kapitel schildert unter dem Stichwort 'Cato and the »Populares«' packend und sachkundig den dramatischen Kampf des vortrefflich charakterisierten Cato gegen vier hervorragende 'popular leaders', nämlich Pompeius, Crassus, Caesar und Catilina, sowie das Zustandekommen und die machtpolitische Auswirkung des catofeindlichen sogen. ersten Triumvirats als einer wirklichen Oligarchie (S. 139).

Das siebente Kapitel ('»Optimates« and Dynasts') prüft auf dem Hintergrund einer konzisen Darstellung der geschichtlichen Vorgänge die propagandistische Bearbeitung der öffentlichen Meinung in den fünfziger Jahren des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, wobei u. a. Sallusts früherer Brief an Cäsar besprochen wird. Die Verfasserin glaubt nämlich an die absolute Echtheit dieses auf jeden Fall beachtenswerten Dokuments, das sie ebenso wie G. Carlsson mit aller Entschiedenheit in das Jahr 51 setzt (S. 186, Anm. 2 und S. 232f., Anm. 50) und dem um dieselbe Zeit veröffentlichten Dialog Ciceros *de re publica* gegenüberstellt.

Der schöne und lehrreiche Zyklus erhält seinen würdigen Abschluß mit dem wieder den Spuren Premersteins und Symes folgenden achten Kapitel, das 'Catonism and Caesarism' betitelt ist. Es gipfelt in der von Augustus angestrebten Synthese zwischen dem aufs engste mit Catos

Namen verknüpften republikanischen Ideal und dem diesem Ideal entgegengesetzten Caesarismus. Augustus verstand es ja, die gesamte Bürgerschaft in seine persönliche Klientel zu überführen. Beachtenswert ist die Vermutung, Caesars in zwei Abschnitte eingeteilter Anticato sei ein fingierter 'speech for the prosecution' (S. 171) gewesen, wobei die Anklage gegen den großen Toten vielleicht auf *maiestas* gelautet habe. Das unschätzbare Selbstzeugnis, das Augustus in seinem Leistungsbericht über seine Stellung im Staat ablegt und das m. E. bereits in der Autobiographie zu lesen stand, ist nicht genauer wiedergegeben (S. 177); das wichtige *quŏque*[2] (*RgdA* 34, 3) ist unter den Tisch gefallen, wie übrigens schon in der griechischen Übersetzung, die ein Unbekannter vor über 1900 Jahren für die Provinz Galatien verbrochen hat. Wohlgelungen ist der Nachweis der ideologischen Entwicklung, die unter dem Prinzipat des Augustus zu einer Art Cato-Kult und fast zu einer 'conspiracy of silence' gegen Caesar geführt hat (S. 178).

Der durchsichtigen und lebendigen Darstellung sind förderliche Anmerkungen, die erst den vollen wissenschaftlichen Wert dieses verdienstlichen Buches ausmachen, beigefügt. Bewundernswert ist der pädagogische Takt, mit dem im Text nirgends zuviel vorausgesetzt, andererseits aber auch der Gefahr begegnet wird, den Leser (oder Hörer) durch Häufung von Einzelheiten, insbesondere von unwesentlichen Namen zu verwirren oder zu ermüden. Der mit- und nacharbeitende Fachgenosse weiß ja ohnehin, daß der 'powerful Dacian king' (S. 135) Burebista hieß oder die von dem edlen Brutus bewucherte cyprische Stadtgemeinde (S. 40) Salamis usw.[3].

Wir danken der Verfasserin für ihre gediegene und geschmackvolle Leistung, die uneingeschränkte Anerkennung verdient.

Berlin-Niederschöneweide. *Ernst Hohl.*

2. Vgl. Museum Helveticum 4, 1947, S. 101 ff.

3. Ein kleines Versehen sei noch berichtigt: Der Volkstribun des Jahres 52 (nicht 51) v. Chr. hieß T. Munatius Plancus (nicht: Plancius) Bursa (zu S. 152; 231, Anm. 34 und 40; S. 244).

André Piganiol: L'Empire Chrétien (325—395). Paris: Presses Universitaires de France, 1947. XVI + 446 S. (= Histoire Générale, fondée par Gustave Glotz †, Histoire Romaine IV 2).

Mit diesem Werke, das im weitgespannten Rahmen der Histoire Générale die römische Geschichte abschließt, gibt uns P. als hervorragender Kenner des späten Imperiums eine neue, mit umfassenden Einzelbelegen ausgestattete Darstellung des christlichen Römerreiches vom Konzil von Nicaea (325) bis zum Tode des Kaisers Theodosius I. (395) und füllt damit eine für jeden Mitforscher spürbare Lücke in der Literatur aus. Seit dem Erscheinen des verdienstvollen ersten Bandes von Ernst Steins »Geschichte des spätrömischen Reiches« (1928), in dem dieser wichtige historische Abschnitt zuletzt eine eingehendere Würdigung erfahren hatte, waren immerhin fast zwei Jahrzehnte verflossen, die in den Forschungen zur Spätantike auf vielen Gebieten wesentliche Fortschritte gebracht hatten. Die inzwischen neugewonnenen Erkenntnisse erforderten wiederum eine kritische Gesamtschau, eine Aufgabe, die bei dem Verfasser in den besten Händen lag. Zu ihrer Bewältigung konnte er wie kaum ein anderer auf eine oft bewiesene, nach jeder Richtung souveräne Beherrschung des Stoffes zurückgreifen. Dies zeigt sich schon am Eingang des Werkes in dem knappen Überblick über Quellen und Bibliographie (S. VII—XVI), der sicher nicht nur dem durch Krieg und Nachkriegszeit von vielen ausländischen Neuerscheinungen abgeschnittenen deutschen Leser wertvolle Hinweise und Anregungen geben wird.

In der Einleitung, *L'Empire en 325* (S. 1—21), unternimmt P. einen Gang durch die römische Welt zur Zeit des Konzils von Nicaea, der bei den Diözesen des Westens (Gallien mit der Rheingrenze und ihren germanischen Nachbarn, Spanien, Britannien) beginnt und über Italien mit Rom und Afrika nach den Diözesen an der Donau und auf der Balkanhalbinsel führt. Zwei kurze Kapitel über die Ostgermanen und die Hunnen deuten die Gefahren an, denen sich das Imperium hier gegenübersehen wird. Dann geht der Weg weiter durch Kleinasien (Asia und Pontus) zu den in der Diözese Oriens zusammengefaßten Ostprovinzen, die nicht nur an die freien arabischen Stämme, sondern auch an das Sassanidenreich, die zweite Weltmacht dieser Epoche, grenzen. Ein Blick auf Ägypten im besonderen beschließt diese erste Orientierung, durch die auf meisterhafte Weise die Situation in den einzelnen Teilen des Reiches skizziert wird.

Der erste Hauptteil des Werkes, *Les Personnages et les Événements* (S. 23 bis 272), schildert die wechselvollen inneren und äußeren Geschicke des Imperiums unter Konstantin als Alleinherrscher und unter seinen Nachfolgern bis auf Theodosius. P. hat seine Auffassung des ersten christlichen Kaisers schon 1932 in der bedeutenden Darstellung »L'empereur Constantin« niedergelegt. Auch in diesem neuen Werke wird von ihm sowohl gegenüber den revolutionären Thesen Henri Grégoires als auch gegenüber einem die

christlichen Züge stärker hervorhebenden Konstantin-Bild, wie es neuerdings wieder Joseph Vogt eindrucksvoll zeichnete, entschieden die eigene Linie festgehalten (S. 25—72)[1]. Die Vorstellung von der »eiskalten Intelligenz« (Burckhardt), von der realistischen Staatskunst Konstantins erscheint dem Verfasser als grundfalsch. »*Si Constantin avait été ce calculateur, il n'aurait pas exécuté sa grande œuvre. Pour y réussir, il fallait un inspiré*« (S. 72). Die Politik des Kaisers läßt sich von der ihn bestimmenden religiösen Haltung nicht trennen und mit dieser engen Verbindung tritt das mittelalterliche Herrschertum auf den Plan *(le Moyen Age commence avec Constantin)*. Aber das Christentum Konstantins war das eines vom henotheistischen Heidentum dieser Zeit herkommenden Konvertiten, dem die tiefere geistige Schulung und die letzte Klarheit fehlte: »*Le catholicisme des prêtres lui apparaissait comme l'expression la plus parfaite du culte de Ciel et de l'Être Suprême. Il ne pouvait pas croire, dans sa naïvité, qu'entre la philosophie et la religion il y eût incompatibilité*« (S. 27). Sein Entschluß, dem christlichen Glauben eine tragende Rolle im Reichsgebäude zuzuweisen, fand auf kirchlicher Seite keine kongeniale Aufnahme. Vom Standpunkt Roms aus, das Konstantin »verraten« hat, wäre dem Kaiser manches vorzuwerfen, nicht nur die Gründung des neuen Herrschersitzes im Osten, dessen Gesicht übrigens keineswegs von vornherein ausschließlich christlich sein sollte[2] und der zur Metropole des Hellenismus wurde, sondern auch die Förderung des Kolonats, die Verbrennung philosophischer Werke und die Begünstigung germanischer Offiziere.

Die Konstantinssöhne, die »Epigonen« (Lietzmann), halten einem Vergleich mit dem Schöpfer des christlichen Imperiums nicht stand (S. 73 bis 109). Ihre vom Vater in die Hände christlicher Lehrer gelegte Erziehung, deren Schwergewicht auf dem Gebiet der Moral lag, hat ihre Individualität stark gebrochen. Die kurze Regierung des Ältesten, Konstantins II. (337—340), läßt kaum ein Urteil zu, aber Konstans (337—350) erscheint hier doch in etwas günstigerem Lichte als bei Stein. Diese zweite Generation der christlichen Herrscher verkörpert vor allem Konstantius II. (337—361), dessen Persönlichkeit uns nicht nur durch die lange Dauer seiner Regierung, sondern vor allem auch dank der lebendigen Schilderungen Ammians, der seinen Despotismus ablehnte, deutlicher wird. Dieser Kaiser, den ein ausgeprägtes Gefühl für seine Pflicht und für seine hohe Stellung beseelte, wirkt schon durchaus »byzantinisch« *(attitude hiératique et déjà byzantine dans les cérémonies publiques)*. Unter ihm wächst

1. Hierzu N. H. Baynes, Classical Review 62 (1948) S. 87. R. Goossens, Erasmus 1 (1947) S. 788 f. H. Grégoire, Bull. de la Classe des Lettr. de l'Acad. Royale de Belgique 33 (1947) S. 229 ff.

2. Vgl. dagegen W. Enßlin, Gnomon 21 (1949) S. 250 (mit weiteren Einzelanmerkungen zum ersten Teil des Werks).

die Bedeutung der Bürokratie, auf die er sein Regiment stützt, und in den Glaubenskämpfen unternimmt er es, der Kirche des Reiches seinen kaiserlichen Willen aufzuzwingen. Aber sein Gesichtskreis ist eng. Während seiner ganzen Regierung bleibt er innerlich unfrei, immer mißtrauisch und in seinem Glauben dominiert der Aberglaube *(n'était qu'une superstition de vieille femme*, S. 90).

Die interessante Gestalt Julians nimmt trotz der kurzen Alleinherrschaft des Kaisers (361—363) auch in dieser Darstellung einen verhältnismäßig breiten Raum ein (S. 110—145). In seiner zusammenfassenden Beurteilung weist P. darauf hin, daß Julian als Feldherr nach den glänzenden Leistungen in Gallien im Osten offenbar versagt hat. Ob dabei der Verrat eines großen Teils seines Heeres — mit Ausnahme der Gallier — eine, wie der Verfasser glaubt, ausschlaggebende Rolle spielte, darf man bezweifeln. Den Versuchen Julians, im Gegensatz zu seinem Vorgänger den kaiserlichen Absolutismus wieder zurückzudrängen, widersprach im Grunde seine eigene theokratische Herrschaftsauffassung. Seine geistige Haltung, in der ebenso wie bei den Christen Religion und Moral untrennbar verbunden waren, erscheint P. nicht weniger »mittelalterlich« als diejenige Konstantins. Die Religionspolitik des Kaisers, für die er die Machtmittel des Staates einsetzte, konnte nicht die nötige Resonanz in der Reichsbevölkerung finden und mußte darum scheitern. Sie stellte übrigens weniger die Ursache als einen Ausdruck der heidnischen Reaktion in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts dar, wie sie Julian in den geistigen Zirkeln Westkleinasiens schon um 350 begegnet war. Die wirkliche Größe des Kaisers lag auf moralischem Gebiet. »*Plus que la plupart des théologiens, ses contemporains, qu'on décore de ce beau titre, il mériterait d'être considéré comme un saint*« (S. 145).

Nach dem kurzen Zwischenspiel des Kaisers Jovianus (363/64) traten Valentinian I. und sein Haus an die Spitze des Imperiums. Die von außen drohenden Gefahren führten in den Abmachungen von Nisch (Anfang Juni 364) zu einer ersten wirklichen Aufteilung des Reiches in eine Ost- und eine Westhälfte, nachdem schon in den Jahren zuvor ein scharfer Gegensatz zwischen den gallischen Truppen und der Ostarmee spürbar gewesen war. Der Osten unter Valens (364—378) und der Westen unter Valentinian I. (364—375) werden darum jeweils für sich behandelt (S. 149 bis 169; 170—200). Dem Kaiser Valens fehlten viele für seine hohe Aufgabe unerläßliche Voraussetzungen, vor allem jede militärische Begabung. Wie seinem Bruder haftet auch ihm der Mangel an Bildung an, auch er haßte die senatorische Oberschicht und hatte den guten Willen, sich der kleinen Leute anzunehmen. Im Gegensatz zu Valentinian I. zeigte er sich in den Glaubensangelegenheiten durchaus intolerant und traf die Gegner des Arianismus durch harte Maßnahmen. Am Ende seiner Regierung stand die Katastrophe von Adrianopel mit ihren verhängnisvollen Folgen für

das Reich. »*Il était évident que, si les Goths n'étaient pas détruits, c'était la fin de l'empire*« (S. 169). Valentinian I., dieser energische und pflichtbewußte Herrscher, war damals schon fast drei Jahre tot. Mancher Zug an ihm erinnerte an die großen illyrischen Kaiser des ausgehenden dritten Jahrhunderts, so die Bevorzugung des militärischen Elements in der Reichsverwaltung, die Verteidigung der wirtschaftlich Schwachen und die Antipathie gegen die Oberschicht. Valentinian jedoch hat, wie gegen Nesselhauf betont wird, durchaus an Konstantin angeknüpft. Seine Abneigung gegen den Hellenismus ist nicht, wie nach Alföldi, als bewußtes Römertum und als Opposition gegen den Philhellenen Julian zu werten, sondern aus der Ablehnung jeder höheren Form der Kultur heraus zu erklären. Der Verteidigung der römischen Welt gegen die Angriffe der Barbaren galten die ununterbrochenen Anstrengungen des Kaisers. Er hatte die entscheidende Bedeutung Galliens und der Rheingrenze für das Gefüge des Reiches erkannt. Um so seltsamer wirkt es, daß auch er so viele Germanen mit hohen Stellungen im Heer und in der Verwaltung betraute. Als verdienter Feldherr römischer Abstammung wird der ältere Theodosius von P. stark herausgestellt (S. 179ff.). Die Religionspolitik Valentinians blieb bewußt zurückhaltend, doch darf dabei, wie zu Recht hervorgehoben wird, sein grausames Vorgehen gegen die Aristokratie, in der die heidnischen Überlieferungen eine Zuflucht gefunden hatten, nicht übersehen werden. Die Gesetzgebung des Kaisers, die von jedem einzelnen die genaue Erfüllung der ihm zugewiesenen Aufgaben verlangte, läßt das Imperium als ein ungeheures Gefängnis erscheinen. War ein Ausweg aus dieser zunehmenden Erstarrung noch denkbar? Im Anschluß an die originellen Reformvorschläge des *Anonymus de rebus bellicis liber*, jener kleinen Schrift, die nach Seeck an Valentinian I. und Valens gerichtet war, möchte dies der Verfasser bejahen.

Auf die harte Regierung Valentinians I. folgten für den Westen unter Gratian (375—383) einige glückliche Jahre (S. 201—208; 221—229; 240f.). Die rastlose Tätigkeit des Vaters hatte die Voraussetzungen dazu geschaffen. In Wirklichkeit handelte es sich jedoch nur um eine kurze Blüte *(la promesse trompeuse d'un âge d'or)*, die über gleichzeitige schwere Versäumnisse nicht hinwegtäuschen darf. Gratian erwies sich als eine schwache Herrscherpersönlichkeit, deren Unfähigkeit schon die Zeitgenossen fast einstimmig verdammten. Stets stand er unter dem Einfluß anderer, zuerst unter dem seines früheren Lehrers Ausonius, während später die Einwirkung entschlossener Christen wie des bedeutenden Papstes Damasus und des Bischofs Ambrosius von Mailand (jedoch erst nach der Verlegung des Hofes von Trier nach Mailand im Jahre 381, wie P. gegen Palanque annimmt) spürbar wurde. Der Kaiser hat die Verteidigung des Niederrheins den Franken anvertraut *(faute incroyable)*, offenbar als Zugeständnis an die barbarischen Rekruten Helm und Brustpanzer der römischen Soldaten

abgeschafft und im Jahre 380 den Goten die Niederlassung in Pannonien gestattet.

Nach dem Untergang des Valens bei Adrianopel teilte der damals 19jährige Gratian bald die Verantwortung für das Imperium mit Theodosius I. (379—395). Die Regierung dieses Spaniers auf dem Throne des Ostreiches, der dann noch einmal die gesamte Welt in seiner Hand vereinigte, findet bei P. wenig Anerkennung (S. 208—221; 248—272). »*Théodose avait une haute idée de ses devoirs de prince, mais plus encore de ses devoirs de chrétien*« (S. 210). Als erster Kaiser lehnte er den heidnischen Titel eines *pontifex maximus* von vornherein ab, um dann den katholischen Glauben als Staatsreligion durchzusetzen. Dahinter standen nach P. vermutlich die Einflüsse spanischer Kreise, deren sich die Politik des Papstes Damasus klug bediente. Die kaiserliche Frömmigkeit, die den Interessen der Kirche diejenigen des Staates hintanstellte, war ein Unglück für das Reich. Ambrosius von Mailand wußte wohl, wie er gegenüber einem solchen Herrscher aufzutreten hatte. Auch die Reichsverwaltung lag unter Theodosius im argen. Habgier und Verschwendungssucht des Kaisers ließen alle Krisenerscheinungen verschärft hervortreten. Der Niedergang der Kurien wurde unheilbar, die Steuerlasten und der Druck der Grundherren erstickten das Reichsgefühl der unteren Schichten. Vor allem hat Theodosius den Germanen gegenüber völlig versagt. Er scheute den Krieg und schloß mit den Goten den schmachvollen Vertrag *(traité honteux)* von 382. Anstatt die Barbaren zu vernichten, reichte er ihnen die Hand und öffnete ihnen so den Weg zur Zerstückelung des Reiches. Auf diese weithin negative Beurteilung des Kaisers werden wir noch einmal zurückkommen müssen.

In diese immer lebendige und originelle Schilderung der Gestalten und Ereignisse des vierten Jahrhunderts, die sich um die Persönlichkeiten der Herrscher gruppiert, sind die kirchliche, wirtschaftliche und soziale Entwicklung, die sich von der Reichsgeschichte dieser Zeit nicht trennen lassen, einbezogen. Hier sei wenigstens auf die schöne Darstellung des religiösen Lebens in der theodosianischen Zeit (S. 230—240) besonders hingewiesen[3]. Es war jedoch ein glücklicher Gedanke des Verfassers, im zweiten Hauptteil des Werkes »*Les Institutions et la Vie Sociale*« (S. 273—410), den einzelnen Erscheinungen des spätrömischen Lebens zwischen Konstantin und Theodosius jeweils für sich im Zusammenhang nachzugehen. Dadurch wurde ein Bild der inneren Kräfte des damaligen Imperiums gewonnen, wie man es in dieser Geschlossenheit in anderen Darstellungen vergeblich suchen wird.

3. Zu den hier (S. 232f.) und sonst abgegebenen Urteilen über Augustin W. C. Bark, Amer. Hist. Rev. 53 (1947) S. 91.

Das erste Kapitel, »La production et la circulation« (S. 275—303) gilt der Wirtschaft[4]. Auf dem Lande trat im vierten Jahrhundert die Sklavenarbeit zurück, und es ist von hohem Interesse, daß P. im Zusammenhang damit hier wie übrigens auch in der Industrie die Entwicklung neuer technischer Mittel feststellt. Der Kolonat eroberte sich jetzt nacheinander alle Provinzen. Als treibende Kraft stand hinter der Ausbreitung dieser Institution der spätrömische Fiskalismus, der sich auf diese Weise seine Einnahmequellen sichern wollte. Immerhin gab es neben den Kolonen, deren Stellung sich immer mehr verschlechterte, auch noch freie Bauern. Aber das große Gut bestimmte mehr und mehr das Gesicht des flachen Landes. Es wurde von seinem Herrn zum Teil in eigener Regie betrieben und im übrigen den zugehörigen Kolonen zur Bewirtschaftung überlassen. Deutlich hob sich die Tendenz zu geschlossener Gutswirtschaft ab. Im Gewerbe und in der Industrie dominierte die Lenkung durch den Staat. Die lebenswichtigen *collegia*, wie etwa die *pistores* in Rom, unterlagen einschneidenden Vorschriften. Es gab zahlreiche staatliche Betriebe und auch Staatsmonopole, wie die der Papyrus- und der Purpurherstellung. Auch am Transportwesen war der Staat naturgemäß stark interessiert. Viele Gesetze beschäftigen sich mit den *navicularii*, von denen die Schiffahrt nach den Weisungen des Staates betrieben wurde. Zum Problem der Geldwirtschaft kann P. darauf hinweisen, daß im vierten Jahrhundert der Edelmetallvorrat nicht zurückging. Wenn auch das umlaufende Kupfergeld am Ende des Jahrhunderts entwertet war, so hat doch Theodosius Gold und Silber durch Ausprägung kleiner Stücke in erhöhtem Umfang in den Verkehr gebracht. Daneben bediente sich jedoch der spätrömische Staat stets auch naturalwirtschaftlicher Formen. Er nahm in beträchtlichem Umfang Leistungen in Naturalien entgegen und bezahlte damit sein Personal. Ein endgültiger Sieg der Geldwirtschaft wäre aber ohne die barbarische Invasion durchaus möglich gewesen. Trotz der staatlichen Aufsicht blieb der Handel, besonders im Osten, in dieser Zeit sehr rege, er eroberte sich sogar auswärtige Märkte. Von einem Streben nach regionaler Autarkie in der Wirtschaft kann keine Rede sein. »*On aurait tort, en tout cas, de se représenter une vie économique, dans le marasme*« (S. 303). Obgleich der Staat die private Initiative lähmte und die Menschen erblich in ihren Berufen und Klassen festhielt, hatte dieses System doch auch seine Vorteile. Allerdings darf der über jeder wirtschaftlichen Betätigung liegende Schatten des Fiskalismus nicht übersehen werden.

Der folgende Abschnitt »L'empereur et la bureaucratie« (S. 304—326) beschäftigt sich mit dem Kaisertum und der Reichsverwaltung. »*L'empereur*

4. Zustimmend P. Lambrechts, Le problème du dirigisme d'état au IVe siècle, Byzantion 18 (1949) S. 109ff.

est un personnage composite sur lequel on accumule toutes sortes d'énergies d'origines différentes« (S. 304). Der Verfasser schildert uns den Akt der Kaisererhebung, die staatsrechtliche Stellung des Kaisers, das spätrömische Herrscherideal, das am stärksten von der hellenistischen Tradition beeinflußt erscheint, sowie die Organisation des kaiserlichen Hofes mit seinen Würdenträgern und seinen militärisch organisierten Büros. Dann wird der Aufbau der Verwaltung von den Provinzen über die Diözesen bis zu den großen Einheiten der Präfekturen, jener Neuschöpfung der konstantinischen Zeit, dargestellt. Die bis ins einzelne gehende Ausgestaltung der Bürokratie erscheint P. als der modernste Zug des spätrömischen Staates. Das Kapitel »La réquisition des hommes et des biens« (S. 327—344) geht zunächst auf die spätrömische Armee, auf ihre Rekrutierung und Gliederung ein. Das Imperium war gezwungen, sich in den Methoden der Kriegführung seinen Feinden anzupassen, was sich besonders in der neuen Rolle der Reiterei ausdrückte. Der Kriegsdienst wurde von der römischen Bevölkerung als schwere Last empfunden, man entzog sich ihm gerne. Dafür ergänzte sich das Heer in steigendem Maße durch barbarische Elemente. Unter ihnen sind an erster Stelle die Germanen zu nennen, aus denen sich die Elitetruppen zusammensetzten und die bis zu den höchsten militärischen Würden aufstiegen. »*On dirait déjà une armée d'occupation étrangère*« (S. 336). Das Steuersystem wurde weiterhin von der diokletianischen *iugatio — capitatio* beherrscht, aber unter Konstantin und seinen Nachfolgern mußte der Staat darüber hinaus neue Mittel zur Erfüllung seiner vielseitigen Verpflichtungen gewinnen. Der senatorische Grundbesitz wurde mit dem *follis* belastet, die Handel- und Gewerbetreibenden unterlagen der *lustralis collatio*. An der Spitze des Fiskus stand der *comes sacrarum largitionum*, aber die Kontrolle über die Einziehung der Steuern in den einzelnen Reichsteilen lag in den Händen des *praefectus praetorio*. Die Domänen und Fabriken des Staates unterstanden dem *comes rei privatae*. Ein Blick auf die *munera* beschließt die Darstellung der Leistungen, die das Reich von seinen Angehörigen forderte.

Zu den glänzendsten Schilderungen des Werkes gehört diejenige der spätrömischen Gesellschaft in dem Kapitel »La hiérarchie sociale« (S. 345 bis 364). Der römische Senat, von Symmachus (ep. 1, 52) stolz als *pars melior humani generis* gekennzeichnet, besaß zwar unter dem Dominat nur noch ganz bescheidene Befugnisse, aber er stellte immer noch die vornehmste Körperschaft des Reiches dar und suchte die alten Überlieferungen zu wahren. Neben ihm stand seit Konstantius II. der Senat von Konstantinopel, dem jedoch diese Tradition fehlte und der die Nähe des Kaiserhofes spürte. Umfassender als der Kreis der effektiven Senatoren war der senatorische Stand der *clarissimi*, dessen Angehörige man in allen Teilen des Reiches findet. Den Zugang zur senatorischen Klasse eröffnete neben der Abstammung von einem senatorischen Geschlecht vor allem der gehobene

Reichsdienst oder einfach die Gunst des Kaisers. Im Laufe des vierten Jahrhunderts verbanden die Kaiser in steigendem Maße mit hohen zivilen und dann auch militärischen Stellungen senatorischen Rang, innerhalb dessen neue Abstufungen auftraten. In dieser Aristokratie sammelte sich ein gewaltiger Reichtum. Um so weniger beneidenswert war das Los der Dekurionen, an die sich der Staat bei der Einziehung der Steuern in den *civitates* hielt. Sie versuchten, wie zahlreiche dagegen gerichtete Gesetze aus dieser Zeit zeigen, sich auf jede Weise ihrer schweren Bürde zu entledigen, und darin drückte sich der Niedergang der städtischen Selbstverwaltung und ihrer tragenden Schicht besonders kraß aus. Dieser Mittelstand, auf dem die kulturelle Blüte der Kaiserzeit weithin beruht hatte, wurde in den Mühlen des Fiskalismus zerrieben. Eine neue Struktur der Gesellschaft bildete sich heraus, in der sich Mächtige *(potentes)* und Arme gegenüberstanden, und die mit ihren feudalen Zügen bereits auf das Mittelalter hinweist. Die Bedeutung der Kirche, mit der sich seit Konstantin das Imperium immer enger verband, würdigt das Kapitel »L'Église« (S. 365—384). In knappen Umrissen schildert P. ihre innere Organisation und erörtert dann die neue Stellung der Kirche im Staat, durch die schwerwiegende Probleme aufgeworfen wurden. Die Kaiser fühlten sich vor Gott für die Einheit des Glaubens verantwortlich, und ohne das Eingreifen der weltlichen Gewalt hätte diese auch nicht erhalten werden können. »*Mais l'église reconnaît mal ce bienfait qui la sauve, elle conteste à l'empereur le droit d'intervenir dans les discussions théologiques*« (S. 370). Nach Dogma und Kult wird das Mönchtum behandelt, dessen weite Ausbreitung in dieser Zeit P. mehr auf soziale als auf religiöse Gründe zurückführt. Zwischen Konstantin und Theodosius setzt sich das Christentum in der ganzen römischen Welt durch, in Gallien z. B. jedoch erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Es überschreitet sogar im Süden, Osten und Norden die Grenzen des Imperiums. »*C'est par les missionaires seuls que se poursuivait désormais l'œuvre conquérante de Rome*« (S. 384).

Daran schließt sich ein knapper Überblick über das geistige Leben in dem Kapitel »La vie intellectuelle« (S. 385—401) an[5]. P. wendet sich mit Recht gegen die üblich gewordene Geringschätzung der heidnischen Literatur dieser Zeit. Das wissenschaftliche Denken war seit langem im Niedergang und die Christen hatten erst recht nichts dafür übrig. Immerhin kann auf verschiedenen Gebieten ein gewisser technischer Fortschritt festgestellt werden. Auf die Schilderung des Bildungswesens folgt eine hervorragende Charakteristik der spätrömischen Kunst mit ihren neuen Impulsen und Ausdrucksformen. In dem kurzen Abschnitt »Triomphe de Platon« (S. 401) erscheint P. das christliche Imperium geradezu als

5. Vgl. K. M. Setton, Amer. Journ. of Philol. 69 (1948) S. 330f.

Verwirklichung des platonischen Idealstaates im Rahmen eines Weltreiches, wogegen freilich mancherlei Vorbehalte zu machen wären. Das letzte Kapitel »L'évolution de la morale et du droit« (S. 402—410) geht auf die Einflüsse der christlichen Sittenlehre, der Philosophen und Rhetoren sowie fremder Rechtsvorstellungen, auf die Lage der Sklaven, auf Familie und Eigentum, auf Rechtsverfahren und Strafen ein. »*L'influence des rhéteurs, et sans doute, dans une large mesure, celle de l'église, ont été essentiellement destructrices. Elles ont sapé la morale et le droit traditionnels et ouvert la voie à des revendications nouvelles*« (S. 404).

In der Schlußbetrachtung »*Les causes de la ruine de l'empire romain*« (S. 411—422) nimmt der Verfasser Stellung zu den zahlreichen Theorien, die den Untergang des römischen Reiches zu erklären versuchen. Dabei kann P. weder die Annahme klimatischer Veränderungen noch angebliche biologische oder politische Fehlentwicklungen, weder das allmähliche Erwachen der Nationen im Weltreich noch die Rolle des Christentums als Schlüssel zum Verständnis dieses Vorgangs anerkennen. Die Ursachen des römischen Zusammenbruches liegen für ihn auch nicht in einer moralischen oder geistigen Krise, in sozialen Gegensätzen oder in einem angeblichen, durch die Eingriffe des Staates geförderten wirtschaftlichen Zerfall. »*Il est faux de dire que Rome était en décadence*« (S. 421). Das Imperium konnte sich vielmehr von den schweren Schlägen, die es im dritten Jahrhundert empfangen hatte, wieder erholen. Es war jetzt, wenn auch unter krisenhaften Erschütterungen, in voller Wandlung zu neuer innerer Gestalt begriffen: »*Il se formait une conception nouvelle du pouvoir impérial, qui est celle de Byzance, une conception nouvelle de la vérité et de la beauté, qui est celle du Moyen Age, une conception nouvelle du travail collectif et solidaire, au service de l'intérêt sociale*« (S. 421). Die Katastrophe kam von außen, weil Rom auf die allgemeine Wehrpflicht seiner Bürger verzichtet hatte. Die germanischen Invasionen vernichteten das hoffnungsvolle Werk der inneren Regeneration des Reiches. Alle Schatten, die schon im vierten Jahrhundert über dem Imperium lagen, wie etwa der drückende Fiskalismus, wurden durch die ununterbrochene germanische Drohung an den Grenzen heraufbeschworen. Das weströmische Reich ist keineswegs, wie Sundwall und andere meinten, »ohne Erschütterungen eingeschlafen«. »*La civilisation romaine n'est pas morte sa belle mort. Elle a été assassinée*« (S. 422).

Der Leser, der bis hierher den gehaltvollen Ausführungen des Werkes mit Interesse, ja mit Spannung gefolgt ist, wird über diese scharfen und so einprägsam formulierten Schlußworte, die eine alte These unter neuen Gesichtspunkten bekräftigen, doch etwas überrascht sein. Als sich Dopsch vor 30 Jahren mit seiner Kontinuitätslehre gegen die zuerst von den italienischen Humanisten und dann wieder von der französischen Aufklärung vertretene »Katastrophentheorie« wandte, ging er mit seinem Bestreben, für den Westen überall durchgehende Entwicklungen von der spät-

römischen Zeit bis ins Frühmittelalter aufzuzeigen, zweifellos entschieden zu weit. Inzwischen hat sich vor allem Aubin darum bemüht, unser Bild von der Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter auf ein richtiges Maß zurückzuführen und die in den einzelnen Gebieten sehr verschiedenartigen Voraussetzungen und Auswirkungen darzulegen[6]. Für ihn haben die Germanen nicht als Zerstörer, sondern als Träger neuer historischer Kräfte im Abendland das Erbe des von innerer Auflösung gekennzeichneten Imperiums angetreten und so den Wiederaufstieg Europas ermöglicht. Ähnlich wie Dopsch beurteilte auch Pirenne die Niederlassung der Germanen auf römischem Boden nicht als tiefen Einschnitt. Nach ihm blieb darüber hinaus die das Mittelmeer umspannende Romania mit ihren in der spätrömischen Zeit entwickelten wirtschaftlichen und kulturellen Formen erhalten. Erst das Auftreten des Islams in der Mitte des siebenten Jahrhunderts führte die Katastrophe und den von Pirenne wiederum unterstrichenen Bruch zwischen der alten und der mittelalterlichen Welt herauf.[6a] P. selbst hatte sich schon in seiner »Histoire de Rome« (1946, S. 512f.) über die Gründe zum Sturz des römischen Reiches geäußert. Auch hier wurde die Abneigung der späten Römer gegen den Heeresdienst an erster Stelle genannt, dann die Lähmung der privaten Initiative durch den Staat, die Entwicklung einer drückenden Bürokratie, die von den Untertanen gehaßt wurde, und der Sieg einer universalen, internationalen Religion, die keine Grenzen mehr kannte. »*Mais surtout parce que les voies commerciales se sont déplacées insensiblement de la Méditerranée vers l'axe Rhin-Danube, — parce que toutes les routes ne conduisaient plus à Rome*«.

In dem neuen Werke lesen wir dagegen (S. 416f., im Anschluß an Gedankengänge Pirennes): »*Pourtant on n'a pas le droit de parler d'un déclin du commerce méditerranéen*«. Das Auftreten der Germanen allein führte zu einer Katastrophe, allen übrigen negativen Erscheinungen kommt nur nebensächliche oder sekundäre Bedeutung zu. »*Si la paix romaine avait duré, on eut pu voir une civilisation d'Europe centrale prospérer dans le rayonnement de la civilisation méditerranéenne*« (S. 417). Man sieht, hier sind die Akzente wesentlich anders gesetzt[7]. Werden darum jene Züge des spätrömischen Lebens, die von anderen Forschern immer wieder als Argumente für einen inneren Niedergang des Reiches angeführt wurden, übersehen? Davon kann selbstverständlich keine Rede sein. Für die wirtschaftliche und geistige Entwicklung kommt der Verfasser allerdings zu einer wesentlich günstigeren Diagnose als sie sonst meist gestellt wird. Aber die schwere Last der innerkirchlichen Auseinandersetzungen wird ebenso eingehend dargestellt

6. Vgl. jetzt H. Aubin, Vom Altertum zum Mittelalter, München o. J. (1949).
6a. Vgl. dazu meine Ausführungen im Saeculum 1 (1950) S. 433ff.
7. Hierzu A. Aymard, Revue des Études Latines 25 (1947) S. 433f.

wie die neuen Spannungen zwischen Staat und Kirche im christlichen Imperium. Schon in der Einleitung (S. 10) werden wir am Beispiel Afrikas darauf hingewiesen, wie sich hinter religiösem Fanatismus der Zeit völkische und soziale Gegensätze verbergen und eine Gefahr für das Reich darstellen konnten. Weder die Schwächen der Herrscher noch der Egoismus der Mächtigen, weder die Auswüchse der Bürokratie noch der die Reichstreue der breiten Massen abtötende Steuerdruck werden uns verheimlicht. Aber dahinter steht die Überzeugung P.s, daß sich das Imperium trotz aller auftretenden Krisen auf dem Wege zur Gesundung, nicht zum Tode befand, als die Germanen einbrachen.

Zu diesen Schlußfolgerungen mag es jedoch gestattet sein, einige Bedenken zu äußern. Das große Verdienst des Werkes liegt in dem neuen, auch im einzelnen durch zahlreiche eigene Erkenntnisse und Urteile gestützten Gesamtbild, das die Zeit von Konstantin bis auf Theodosius I. plastischer als in jeder früheren Darstellung vor unsere Augen treten läßt. In diesem vierten Jahrhundert konnte sich in der Tat das spätrömische Leben, von außen noch kaum gestört, zu jener Höhe entfalten, die allein über alle kommenden Erschütterungen hinweg seine Wirkung auf die folgenden Jahrhunderte zu erklären vermag. Es widerstrebt uns jedoch, diese Epoche gleichsam als erratischen Block zwischen dem Chaos des dritten und einer durch die Germanen im fünften Jahrhundert heraufgeführten Katastrophe aufzufassen. Betont nicht P. selbst immer wieder, daß sich im Schoße der spätrömischen Welt schon lange vor den germanischen Invasionen auf vielen Gebieten das Mittelalter vorbereitet hat? Er weist uns unter anderem darauf hin, daß sich in den Diözesen Diokletians bereits die späteren europäischen Nationen abzeichneten (S. 1; 321), daß bei Konstantin schon die geistige Haltung eines mittelalterlichen Herrschers in Erscheinung trat[8] (S. 27), daß von der spätrömischen Grundherrschaft der Weg zur grundherrlichen Immunität des Mittelalters weiterführte (S. 362) und sich in der Kunst die neue Epoche besonders vernehmlich ankündigte (S. 399). Solche Züge, die für den Historiker zu den interessantesten Erscheinungen der Zeit gehören, zeigen uns, daß das Auftreten der Germanen keine Katastrophe im Sinne des völligen Umsturzes, keinen Abbruch der Kultur nach sich gezogen haben kann. Wir glauben vielmehr, dieses vierte Jahrhundert als den auf die Wiederherstellung des Reiches durch die Illyrier folgenden zweiten Akt der Spätantike betrachten zu dürfen, jener Epoche zwischen Antike und Mittelalter, in der sich bald in schöpferischen Begegnungen, bald in zerstörenden Zusammenstößen, in »Absterben und Neuwerden« (Aubin) eine Welt wandelte.

Ohne die gewaltigen Anstrengungen der illyrischen Kaiser und ihrer

8. Einschränkende Bemerkungen bei H. Grégoire, a. O. S. 229f.

Soldaten wäre das römische Reich wohl der umfassenden Krise in der Mitte des dritten Jahrhunderts erlegen. Die Siege Aurelians, die Reformen Diokletians und die Entscheidung Konstantins für das Christentum haben die Fundamente des spätantiken Imperiums gelegt, dessen Geschichte im vierten Jahrhundert P. uns so lebensvoll darstellt. Aus diesem neuen Reichsgebäude, in dem immer noch der römische Staatsgedanke lebt, sind jedoch die fremden Stützen nicht mehr wegzudenken: Eine kaiserliche Gewalt und ein Beamtenapparat, die an hellenistisch-östliche Vorbilder erinnern, die gleichfalls aus dem Osten kommende christliche Weltreligion und schließlich die germanischen Soldaten. Sie haben das eigentümliche Gesicht des späteren Imperiums, in dem immer weniger Wege nach Rom selbst führten, wesentlich mitbestimmt. »Die Spätantike umgreift das ganze römische Imperium, sowohl das Römertum wie das Griechentum und die barbarischen Elemente, und nur der Blick auf das Ganze kann den Anteil der verschiedenen Bestandteile klären und werten.«[9] Das Werk der Erneuerung, das am Eingang der Spätantike stand, konnte zwar den Gedanken der Reichseinheit gegenüber zentrifugalen Tendenzen, denen vielfach vorrömische und vorhellenistische Kräfte zur Seite standen, noch einmal zum Siege führen. Doch die Spannungen blieben und äußerten sich in immer neuem Gewande, von den Bagaudenunruhen in Gallien bis zu den streitbaren Mönchen Ägyptens. Nach außen gelang es, den Umfang des Reiches der Kaiserzeit mit geringen Einbußen für ein weiteres Jahrhundert zu behaupten, aber die ungünstige Veränderung der weltpolitischen Lage — im Norden ein verstärkter Druck der Germanen und im Osten die Neugründung des Perserreiches durch die Sassaniden — ließ sich nicht mehr rückgängig machen.

Um dieser Situation gewachsen zu sein, mußte das letzte Weltreich der Antike seine Kräfte aufs äußerste und auf die Dauer über Gebühr anspannen. Der steigende Druck der Steuern erbitterte die unteren Schichten gegen Bürokratie und Reich. P. weist (S. 159) auf jene Stelle in einer Rede des Themistios (Or. 8, 113) hin, nach der sich die Steuern im Osten in den vierzig Jahren vor der Regierung des Valens verdoppelt haben. Ohne solche Klagen zu überschätzen, dürfen wir doch in ihnen ein alarmierendes Anzeichen erblicken. So stand es also schon am Vorabend der germanischen Invasionen!

Wenn man den Untergang des Westreiches in erster Linie als Folge einer selbstverschuldeten militärischen Schwäche des Imperiums betrachtet, dann wird sich der Blick auch auf die Auswirkungen der vorangegangenen inneren Kriege des vierten Jahrhunderts richten müssen. Aus den Besorg-

9. Diese Formulierung G. Rodenwaldts, Jahrb. d. deutsch. archäol. Instit. 59/60 (1944/45) S. 82, erscheint über den Bereich der Kunst hinaus zutreffend.

nissen seiner Zeit heraus hatte Sallust einstmals an Caesar geschrieben: »*Quoniam orta omnia intereunt, qua tempestate urbi Romanae fatum excidii adventarit, civis cum civibus manus conserturos, ita defessos et exsanguis regi aut nationi praedae futuros. aliter non orbis terrarum neque cunctae gentes conglobatae movere aut contundere queunt hoc imperium*« (ep. ad Caes. 1, 5, 2). Allein in der mörderischen Schlacht bei Mursa zwischen Konstantius II. und Magnentius im Jahre 351 fügten sich die gegeneinander kämpfenden römischen Truppen etwa doppelt so hohe Verluste bei als sie später das Heer des Valens in der Niederlage von Adrianopel erlitt. »*Ingentes Romani imperii vires ea dimicatione* (das heißt Mursa) *consumptae sunt ad quaelibet bella externa idoneae quae multum triumphorum possent securitatisque conferre*« (Eutrop. 10, 12, 1).

P. verurteilt die immer stärkere Heranziehung von Germanen zur Reichsverteidigung und ihren Aufstieg zu hohen Würden als kurzsichtige Politik der Kaiser des vierten Jahrhunderts. Bei Ammian (21, 10, 8; 12, 25) finden wir die vielzitierte Klage Julians über die mit Konstantin einsetzende Begünstigung der Barbaren. Besonders vernehmlich klingen solche Stimmungen aus dem bekannten Reformprogramm, das Synesios von Kyrene im Jahre 399 dem Kaiser Arkadius vortrug. Der Philosoph sah, wie heute P., in der Entfernung der Germanen, in der Heranziehung der Römer zum Waffendienst ein Heilmittel für das kranke Imperium. Er appellierte an die römische Waffentüchtigkeit alter Zeiten, aber angesichts der vielen Gesetze gegen die Fahnenflucht aus diesen Jahrzehnten (Cod. Theod. 7, 18 *De desertoribus et occultatoribus eorum*) mit ihren barbarischen Strafbestimmungen muß man jegliche Erwartungen in dieser Richtung sehr einschränken. Mit gepreßten Rekruten kann man keine Siege erringen. Dies wußte auch Julian und wollte darum auf die germanischen Soldaten und Heerführer nicht verzichten. Dem Imperium drohte von dieser Seite zunächst auch noch keine ernsthafte Gefahr. Die Germanen, die einzeln oder in kleinen Gruppen in das Reich kamen und hier blieben, mußten sich früher oder später der übermächtig auf sie einwirkenden spätrömischen Welt assimilieren. Mit dem Übertritt des Westgotenvolkes auf römischen Boden wurde dies freilich anders. Aber besaß das Imperium, das bisher unter Aufbietung aller Mittel die Grenzen noch gehalten hatte, überhaupt die Kraft, die fremden Gäste wieder zu vertreiben oder gar zu vernichten? Theodosius hat dies bekanntlich nicht ernsthaft versucht, und auch nach ihm begnügte sich das Imperium, von vorübergehenden antigermanischen Reaktionen abgesehen, mit einem System von Aushilfen, dem das Westreich schließlich zum Opfer fiel.

Indem P. den Gedanken an einen Niedergang des römischen Reiches im vierten Jahrhundert kategorisch ablehnt (S. 421), drängen sich in seiner Schau die Anzeichen, ja auch die Ursachen der kommenden Katastrophe unter der Regierung des Theodosius zusammen. Hat dieser Herrscher, der in einer kritischen Stunde an die Spitze des Ostreiches berufen wurde,

gründlich versagt? Seine Persönlichkeit und sein Werk erscheinen in der heutigen Geschichtsschreibung in sehr verschiedenartiger Beleuchtung, nirgends werden sie jedoch schärfer beurteilt als hier. Dabei geht es zunächst einmal um die Stellung des Kaisers zur Kirche. An dem Mailänder Vorgang zu Weihnachten 390 werden sich wohl stets die Geister scheiden. »Die Kirche als sittliche Macht durfte triumphieren und sich eines solchen Bischofs und eines solchen Kaisers freuen« (Lietzmann)[10]. »Allein schon wegen dieses öffentlichen Schuldbekenntnisses verdient Theodosius den Beinamen ‚der Große'. Ein Kaiser, welcher so tief empfindet, daß er in seiner Regierung an Gottes Wort gebunden ist, kann nicht anders als gut regieren« (Berkhof)[11]. P. dagegen präzisiert seinen Standpunkt dahingehend: »*Pour Ambroise, la grande vertu de Théodose est l'humilité; ce n'est pas une vertu d'empereur*« (S. 271). Entscheidender jedoch für sein Urteil über den Kaiser ist dessen Germanenpolitik, für die sich die Auffassungen nicht weniger diametral gegenüberstehen. Hielt Theodosius, wie Schenk Graf von Stauffenberg sagt[12], auf dem durch Konstantin eingeschlagenen Weg fortschreitend an der »Konzeption eines aus germanischem Blute erneuerten christlichen Universalreiches« fest und war darin eine Möglichkeit beschlossen, die »für den Bestand des Weltreiches hätte bestimmend werden können«? Für P. lag gerade in der germanenfreundlichen Einstellung des Kaisers, »*qui mit sa main dans celle des barbares*« (S. 272), der den Krieg als Sünde ansah und sich nur ungenügend gegen die fremden Eindringlinge zur Wehr setzte, das Verhängnis, die tödliche Gefahr für das Imperium. Auch wir möchten bezweifeln, ob Theodosius oder gar schon Konstantin in den Germanen mehr sahen als wegen ihrer kriegerischen Tüchtigkeit besonders geschätzte Barbaren und ob die germanischen Völker selbst unter den günstigsten Bedingungen schon jetzt zu wirklichen Trägern eines imperialen Gedankens werden konnten. Aber welche Wege standen dem Kaiser, der das Mittelmaß seiner Vorgänger und Kollegen Valens, Gratian und Valentinian II. doch um einiges überragte, nach Lage der Dinge überhaupt noch offen? Er entschied sich für den Pakt mit den Goten, und wir können schwerlich abschätzen, ob ein gegenteiliger Entschluß die damalige oder spätere Situation des Reiches weniger schwierig gestaltet hätten. »*Νῦν γὰρ πάντες ἐπὶ ξυροῦ ἵστανται ἀκμῆς· καὶ δεῖ θεοῦ καὶ βασιλέως ἐπὶ τὰ πράγματα τὴν ὠδινομένην χρόνον ἤδη συχνὸν τῆς Ῥωμαίων ἀρχῆς τὴν εἱμαρμένην προαναιρήσοντος* . . .«, mußte selbst Synesios bei allen Ge-

10. H. Lietzmann, Geschichte der Alten Kirche IV, Berlin 1944, S. 80.

11. H. Berkhof, Kaiser und Kirche (übers. von G. W. Locher), Zollikon-Zürich 1947, S. 184.

12. A. Schenk Graf von Stauffenberg, Die Germanen im römischen Reich, in Das Imperium und die Völkerwanderung, München o. J. (1948), S. 1ff.

danken an einschneidende Reformen bekennen (Über d. Königt. 14, Migne PG 66, 1089 A).

Unter den Stößen der germanischen Völker ist dann im Laufe des fünften Jahrhunderts der römische Reichsbau im Westen zerbrochen, ein Vorgang, den wir sozusagen als dritten Akt der Spätantike bezeichnen möchten. Haben darum die Germanen die römische Kultur »gemordet«? Mit dem Einfall der Vandalen, Alanen und Sueben in Gallien (406/7) begannen für dieses Land Jahre der Unsicherheit und Not, und der Fall Roms 410 hat die gesamte römische Welt tief erschüttert. Unter dem Druck solcher Krisen mußte die Erhaltung oder gar Mehrung kultureller Werte in Frage gestellt sein. Es bleibt jedoch für uns eindrucksvoll, daß sich keines der ostgermanischen Völker, die das Westreich in Besitz nahmen, auf die Dauer dem noch lebendigen Einfluß der spätantiken Kultur völlig entziehen konnte und diese im Staate des bedeutendsten germanischen Königs dieser Epoche, des Ostgoten Theoderich, einen so ehrenvollen Platz einnahm[13].

Trotz solcher Einwände wird man jedoch das Werk, das auf jeder Seite von der entsagungsvollen Arbeit und dem kritischen Geiste des verdienten Gelehrten spricht, gerne als meisterhafte Leistung der französischen Geschichtswissenschaft unserer Tage voll anerkennen. Wer sich mit der Geschichte des vierten Jahrhunderts beschäftigt, wird zu diesem Buch greifen müssen und hier reiches Wissen und wertvolle Anregungen als Frucht jahrzehntelanger Durchdringung der Quellen und der Literatur vereinigt finden.

Tübingen. *Karl Friedrich Stroheker.*

13. Dazu jetzt W. Enßlin, Theoderich der Große, München o. J. (1947), S. 270ff.

ZEITSCHRIFTENREFERATE

The Journal of Hellenic Studies

(published by the Society for the Promotion of Hellenic Studies, London) 78, 1948.

G. E. Bean: Notes and Inscriptions from Lycia (S. 40—58).

Bericht über Inschriftenfunde des Jahres 1946. Der wichtigste Fund ist ein Ehrendekret der Stadt Araxa in griechischer Sprache für einen Orthagoras, der eine wichtige Rolle im Lykischen Bund gespielt haben muß. Die Inschrift, von der 77 Zeilen erhalten sind, stammt aus römischer Zeit; eine genaue Datierung ist trotz der zahlreichen Namen und der vielen Anspielungen auf politische Ereignisse sehr schwierig.

T. J. Dunbabin: The early history of Corinth (S. 59—69).

Abriß der Frühgeschichte Korinths unter Beiziehung der neueren amerikanischen Ausgrabungen, welche Anfang der 1940er Jahre veröffentlicht worden sind. Neolithische und frühhelladische Funde sind reichlich, mykenische dagegen sehr spärlich. Erst mit der dorischen Besiedlung um 900 beginnt die Geschichte der Stadt. Diese Besiedlung erfolgte von der Argolis, nicht von der See her. Die erste Ausdehnung der Stadt erstreckt sich auf Megara (850), dann folgen Handelsverbindungen mit Mittelitalien (über Ithaka) und den ägäischen Inseln, nach 750 die Koloniegründungen von Syrakus und Korkyra und die Eröffnung intensiver Handelsbeziehungen mit Etrurien. In dieser Zeit, in der das dorische Königtum der Adelsherrschaft weicht, wird Korinth die große Handelsmetropole zwischen Ost- und Westmittelmeer. Der orientalisierende Einfluß auf ganz Griechenland geht über Korinth. Auf dieselbe Zeit geht die Ausgestaltung der Legende über die korinthische Frühzeit zurück (Interpolation in der Ilias, Konstruktion des äolischen Königtums und der frühen Königslisten, Loslösung von Argos). Der Verfasser umschreibt die Rolle des Eumelos bei dieser Geschichtsfälschung.

T. J. Cadoux: The Athenian Archons from Kreon to Hypsichides (S. 70—123).

Die umfangreiche Abhandlung setzt sich zum Ziel, Belochs »Attische Archonten« (Griech. Gesch. I², 2 (1913), 155—170) zu ergänzen und zu ersetzen. Im ersten Teil seiner Arbeit gibt der Verfasser die Testimonia in chronologischer Reihenfolge. Mit Ausnahme der Stellen aus Herodot, Thukydides und Aristoteles' *'Αθηναίων πολιτεία* sind 127 übrige Zeugnisse ausgeschrieben. In einem weiteren Teil wird die Echtheitsfrage der Listen besprochen, in einem dritten die Praxis der Datierung nach attischen Archonten überhaupt. Anschließend behandelt der Verfasser die Hauptquellen im Zusammenhang (*'Αθηναίων πολιτεία*, Marmor Parium, Eusebios) und befaßt sich dann mit der Rekonstruktion der Gesamtliste. Dabei werden zahlreiche Einzelnamen untersucht. In einem abschließenden siebenten Teil der Arbeit gibt der Verfasser eine Tabelle der Archonten von 682/1 bis 481/0.

A. Wilhelm: Notes on the second decree of Kallias (S. 124—129).

Besprechung eines in Hesperia XVI, pp. 283 ff. publizierten Inschriftentextes (Dekret über Bauten auf der Akropolis). Der Verfasser gibt andere Ergänzungen als die Herausgeber Wade-Gery und Meritt. *Walser.*

Journal of Roman Studies (39, 1949)

H. Last: Rome and the Druids. A Note (S. 1—5).

Die Unterdrückung der gallischen Religion war nicht, wie seit Mommsen meist geglaubt wird, eine politische Maßregel, sondern richtete sich gegen die Unmenschlichkeit mancher Riten, besonders die Menschenopfer.

R. Syme: Personal Names in Annals I—IV (S. 6—18).

Eine prosopographische Untersuchung zu Tacitus, die nicht ohne Bedeutung für den Text ist. Einige Berichtigungen traditioneller Namen sind von weiterem historischen Interesse.

A. Alföldi: The Bronze Mace from Willingham Fen (S. 19—22).

A. bestreitet, daß die Keule mit dem Kult des Commodus irgend etwas zu tun hat, und sieht in ihr ein religiöses Symbol, das römische und keltische Traditionen zu vereinen scheint.

Wilfried L. Knox: Church and State in the New Testament (S. 23—30).

Das Neue Testament ebenso wie die zeitgenössischen jüdischen Quellen zeigen neben vereinzelten Stimmen des Hasses überwiegend Äußerungen von ehrlicher, ja begeisterter Loyalität gegenüber dem römischen Reich. Opposition gegen das Reich ging häufig mit Antisemitismus zusammen.

A. H. M. Jones: The Roman Civil Service (Clerical and Sub-Clerical Grades) (S. 38—55).

Eine volle Übersicht der scribae und sonstigen niederen römischen Beamten von der frühesten erhaltenen Nachricht (304 v. Chr.) bis ins späte Kaiserreich. Für die Zeit des Prinzipats wird besonders von den Sklaven und Freigelassenen in den niederen Ämtern sowie den Soldaten im Stabe der hohen Verwaltungsbeamten gehandelt. Ausführlich spricht J. dann von der Spätzeit und endet mit einem Miniaturporträt von Ioannes Lydus, »dem letzten und einzigen römischen Schreiber, der literarischen Ruhm erlangte«. Ein Anhang setzt sich mit den Ansichten von E. Stein auseinander.

C. H. Roberts: Titus and Alexandria: A New Document (S. 78—79).

Unveröffentlichter Papyrus mit Teil einer Märtyrerakte, der ersten uns bekannten aus der Regierung des Titus.

Archäologische Artikel: A. I. Loewenthal and D. B. Harden, Vasa Murrina (S. 31—37); *G. Webster, The Legionary Fortress at Lincoln* (S. 57—78); *R. G. Goodchild and J. B. Ward Perkins, The Limes Tripolitanus in the Light of Recent Discoveries* (S. 81—95), und ein Bericht (S. 96—115) über: *Romain Britain in 1948.*

Unter den Besprechungen sind hervorzuheben: *Last* über *A. J. Toynbee, A Study of History, M. I. Henderson* über *F. A. Lepper, Trajan's Parthian War* und *Momigliano* über *Ernst Meyer, Römischer Staat und Staatsgedanke.* *Ehrenberg.*

Comptes-Rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres

Paris, Klincksieck, 1949.

Ch. Saumagne: Découverte à Carthage de fragments épigraphiques d'un règlement fiscal du règne de Valentinien Ier (S. 16—18).

Anzeige neuer Inschriftenfunde.

J. J. Hatt: Les récentes fouilles de Strasbourg (1947/48), leurs résultats pour la chronologie d'Argentorate (S. 40—46).

Die neuen Ausgrabungen lassen vier Feuersbrünste und anschließende Wiederaufbauperioden erkennen: 70 n. Chr. (Aufstand des Civilis), 96 n. Chr. (Germanenkrieg unter Nerva), 235/6 (Germaneneinfall nach dem Tode des Alexander Severus), 355 (Einfall unter Constantius II.).

L. Malleret: La glyptique d'Oc-ēo (S. 82—85).

Besprechung von antiken geschnittenen Steinen aus dieser Handelsstadt am Golf von Siam. Römische Münzen aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. machen Handelsbeziehungen mit dem Mittelmeergebiet wahrscheinlich.

C. F. A. Schaeffer: Nouvelles découvertes à Enkomi (S. 88—95).

Die Ausgrabungen in Cypern, die seit 1948 von den französischen und englischen Missionen gemeinsam unternommen werden, haben im Gebiet der alten Kapitale von Alasia Neufunde zutage gefördert. Das wichtigste Stück ist die 55 cm hohe Bronzestatuette eines gehörnten Gottes, den der Verfasser mit dem aus der Bilingue von Tamassos bekannten Apollon Alasiotas = Reshef identifiziert. Der Verfasser datiert die Statue auf Ende 13. bis Anfang 12. Jahrhundert, in die Zeit, als die in der Amarnakorrespondenz genannten Lukki-Lykier Alasia eroberten.

D. van Berchem: L'occupation militaire de l'Egypte sous Dioclétien (S. 120—121).

Die Truppen, welche dem *dux Aegypti et Thebaidos utrarumque Libyarum* unterstanden, scheiden sich in strategische Verbände, *legiones* und *equites* (Hauptstandorte: Pelusium, Memphis-Babylon Alexandria, Philae) und in Abteilungen zur Überwachung der Steuererhebung. Diese letzteren, *alae* und *cohortes*, sind in den *mansiones* der Straßenstationen untergebracht.

J. Heurgon: Découverte à Amiens d'une patère de bronze émaillée avec une inscription relative au mur d'Hadrien (S. 125—128).

Die Inschrift auf der Emailschale enthält die Namen von fünf Stationen am Hadrianswall in Schottland: MAIS ABALLAVA UXELODUNUM CAMBOG*lanis* BANNA ESICA.

J. J. Hatt: L'incendie d'Argentorate en 96—97 (S. 132—136).

Nach Ausweis der Ausgrabungen muß die Brandkatastrophe von 96/97 auf eine absichtliche Zerstörung zurückgehen. Der Verfasser glaubt, daß der CIL V 7425 genannte Germanenkrieg damit zusammenhängt, und vermutet, daß die Garnison von Argentorate, Legio VIII, von der aufständischen Legio XXI Rapax, welche seit 88 verschwunden scheint, angegriffen worden sei. Die Rapax habe ihren Kampf mit Hilfe überrheinischen Zuzuges eröffnet, sei aber von dem mit der Legio I Adiutrix heraneilenden Traian vernichtet worden. Bei diesen Kämpfen sei das Lager in Straßburg in Flammen aufgegangen.

J. M. Casal: Les fouilles de Virapatnam-Arikamedu (S. 142—147).

Bericht über die Ausgrabungen 1947/48, welche die Arbeiten von R. E. Wheeler des Jahres 1945 fortsetzten. Die Funde bestätigen das Existieren eines römischen Emporions an der Koromandelküste in augusteischer Zeit. Einzelfunde lassen vielleicht Verbindungen zu Rom schon im 2. Jahrhundert v. Chr. vermuten. Ferner förderten die Grabungen eine reiche Ausbeute vorrömischer einheimischer Keramik zutage.

Walser.

Bayerische Akademie der Wissenschaften

Ernst Kornemann† : Das Prinzipat des Pompeius und der »Genius Senatus« (Sitzungs-Berichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Jahrgang 1947, Heft 1), München 1947, 26 Seiten.

Der Verfasser bemüht sich in dieser kleinen, nachgelassenen Untersuchung um die besonderen Merkmale, die den Prinzipat des Tiberius von dem seines Vorgängers Augustus unterscheiden, und um ihre historische Nachwirkung in den folgenden Jahrhunderten. Tiberius faßte seine Stellung noch bürgerlicher auf als sein Vorgänger, sein Prinzipat wirkte republikanischer als der des Augustus. In der Frage des Herrscherkultes versuchte er sich gegen die mächtige, vom hellenistischen Osten ausgehende Strömung, die den Kaiser über die menschliche Sphäre hinausheben wollte, zu stemmen. Auch in seinem öffentlichen Auftreten vermied er nach Möglichkeit monarchische Formen. Hand in Hand damit ging der Versuch zur Hebung des Senats, der weit mehr als unter Augustus an den Staatsgeschäften mitwirken sollte. Für die Zeit des Tiberius könnte man mit größerer Berechtigung als für die des Augustus von einer »Dyarchie« sprechen, obgleich es auch jetzt keine wirkliche Zweiherrschaft von Prinzeps und Senat gab. Für die Auffassung des Tiberius ist es bezeichnend, daß er, als im Jahre 23 die Provinz Asia die Errichtung eines Kultes für ihn und seine Mutter beantragte, die Einbeziehung des »Divus Senatus« verlangte. Diese von Tiberius geförderte Übertragung einer religiösen Weihe auch auf den Senat ist später in die Verehrung des Genius Senatus ausgemündet, der zum ersten Male nach dem Sturze des julisch-klaudischen Hauses unter Galba auf den Münzen erscheint und hinter dem sich wohl die ältere Verehrung des Genius populi Romani verbarg. Einen neuen Anstoß findet man dann unter dem Adoptivkaisertum, unter dem Münzen die ideelle Mitherrschaft des Senats feiern. Bei der schwindenden politischen Bedeutung des Senats im zweiten Jahrhundert handelte es sich nur um eine Fiktion, die aber letzten Endes auf die Bemühungen des Tiberius zurückführt. In der seit Septimius Severus zutage tretenden Entwicklung auf den Dominat hin erscheint der Genius Senatus zuletzt noch unter Valerian und unter dem »Senatskaiser« Tacitus. Im vierten Jahrhundert zieht sich dann der römische Senat auf den kulturellen Bereich zurück.

Wilhelm Enßlin: Zu den Kriegen des Sassaniden Schapur I. (Sitzungs-Berichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, 1947, Heft 5), München 1949, 115 Seiten.

Der dieser Untersuchung zugrunde liegende Vortrag wurde im Juli 1947 gehalten. Durch die Ungunst der Nachkriegsverhältnisse wurden dem Verfasser die Arbeiten von M. Rostovtzeff und G. Pugliese Carratelli zu den Res gestae divi Saporis, der neuen großen Schapur-Inschrift von der Kaaba des Zoroaster in Naksch i Rustem, erst viel später zugänglich. Mit ihren Ergebnissen konnte er sich daher nur noch während der Korrektur in einem umfangreichen Nachtrag (Seite 91 ff.) auseinandersetzen. Den Ansatz von M. J. Higgins für das Krönungsdatum Schapurs I., der schon unter seinem etwa im Februar 239 verstorbenen Vater Ardaschir zuletzt Mitregent gewesen war, auf 1. März 240 findet Enßlin durch weitere Beobachtungen bestätigt. Für das Datum des Todes läßt sich keine volle Sicherheit gewinnen, doch muß er vor Ende 271 erfolgt sein. Schapur nahm seit 241 den Krieg gegen das Imperium wieder auf, nachdem er im Vorjahr durch die beim ersten Thronwechsel im Sassanidenreich ausgebrochenen Unruhen beschäftigt gewesen war. Die Offensive führte 242 wohl bis tief nach Syrien hinein. Gordians III. Gegenangriff unter der tatsächlichen Leitung des Prätorianerpräfekten Timesitheus brachte bis zum Spätsommer 243 beachtliche Erfolge. Philippus Arabs, der Nachfolger des Timesitheus als praefectus praetorio, schloß dann, als er nach dem gewaltsamen Tode Gordians (Ende Februar/Anfang März 244) Kaiser geworden war, mit Schapur einen Frieden, der zwar zu keiner Abtretung römischer Gebiete, aber doch

wohl zur Preisgabe der römischen Souveränität über Armenien führte. Wenn die Schapur-Inschrift in diesem Zusammenhang von einer Tributzahlung der Römer spricht, so erscheint dies übertrieben. In den nächsten Jahren konzentrierte sich Schapur auf Armenien, das 252 den Persern erlag. Für die weiteren Ereignisse ergibt sich für Enßlin gegen Alföldi folgender Ablauf: Noch im Jahre 252 fiel Schapur wiederum in Mesopotamien ein und belagerte Nisibis. Im nächsten Jahre mußte er jedoch in Chorassan kämpfen und konnte daher die Belagerung von Nisibis erst 254 wieder aufnehmen, wobei dieses Mal die Stadt fiel. Aber erst der machtvolle Vorstoß des Königs gegen Syrien im Jahre 256 veranlaßte Valerian zu persönlichem Eingreifen im Osten. Die Schapur-Inschrift nennt dazu (Z. 11ff.) nicht nur einen bisher unbekannten persischen Sieg bei Barbalissos, wohl über den Legaten von Syrien, sondern auch eine große Zahl von eroberten Städten in Syrien und in Kappadokien. Gegen Rostovtzeff nimmt Enßlin an, daß diese Städteliste nicht die Ergebnisse *eines* Feldzugjahres bringt, sondern vielmehr die Erfolge Schapurs und seiner Heere vor der Gefangennahme Valerians 260 zusammenfaßt. Das Erscheinen Valerians im Osten brachte die persischen Operationen gegen Syrien im Jahre 257 zum vorläufigen Stillstand. Dagegen erfolgte 258 ein persischer Vorstoß von Armenien aus gegen Kappadokien unter dem Kommando von Schapurs Sohn und Nachfolger Oromastes/Hormizd mit maßgeblicher Beteiligung des römischen Verräters Mariades/Kyriades. Als Valerian heranrückte, zogen sich die Perser eilends zurück. 259 kam es zu keinem neuen persischen Angriff, aber auch eine römische Friedensgesandtschaft an Schapur blieb ergebnislos. Das folgende Jahr 260 brachte dann entscheidende Ereignisse. Als Valerian zum Entsatz des belagerten Edessa heranzog, wurde er geschlagen und bei den anschließenden Verhandlungen hinterlistig gefangengenommen (Mitte oder Ende Sommer 260), ein Erfolg, dessen sich Schapur nicht nur auf den bekannten Felsreliefs, sondern auch auf der neuen Inschrift rühmt. Im weiteren Verlauf des Feldzugs, auf dem der König von Mariades/Kyriades begleitet wurde, konnte Antiochia zum ersten und einzigen Male von Schapur eingenommen werden. Die von Alföldi angenommene dreimalige Eroberung der Stadt (253, 259, 260) lehnt der Verfasser ab und sieht auch keinen Grund zur Revision dieser Auffassung darin, daß Antiochia bereits in der ersten Städteliste der Inschrift genannt wird. Von Syrien aus zog dann Schapur über Kilikien nach Kappadokien weiter, wozu die zweite Städteliste der Inschrift (Z. 27ff.) heranzuziehen ist. Auf dem Rückmarsch wurden die Perser vor dem Euphrat von Odainathos angegriffen. Die Initiative zu den weiteren Kämpfen ging von dem Palmyrener aus, den Gallienus zum Befehlshaber der römischen Grenzprovinzen ernannte. Der Gegenangriff des Odainathos führte 262 zur Wiedereroberung des römischen Mesopotamien und nach einem Sieg über Schapur zu einem Vorstoß bis vor Ktesiphon. Kurz vor seinem Tode unternahm Odainathos noch einen zweiten Perserfeldzug, nach Enßlin wahrscheinlich im Herbst 266. Schapur, der damals vielleicht wieder im Osten seines Reiches beschäftigt war, tritt dabei in unseren Quellen nicht in Erscheinung. In die letzten Jahre seiner Regierung fallen die gescheiterte Unternehmung des Heraclianus, der nach Enßlin schon 267 praefectus praetorio des Gallienus war, und dann römische Erfolge in den Grenzgebieten, die sich in Siegernamen des Kaisers Claudius Gothicus und Vaballaths widerspiegeln und die Enßlin am ehesten in das Jahr 269 verlegen möchte. Vielleicht gelang Schapur unter Ausnutzung der Spannungen zwischen Zenobia und Aurelian vor seinem Tode noch ein erneutes Vordringen gegen Mesopotamien und damit die Herstellung des Zustandes, der erst durch Diokletians Perserkrieg 297/98 zugunsten des Imperiums wieder geändert werden konnte. Der König hat jedenfalls, wie seine Inschrift zeigt, in den Kämpfen und Erfolgen gegen Rom, auch wenn ihre Ergebnisse nicht bleibend waren, den Höhepunkt seiner Kriegstaten gesehen.

Wilhelm Enßlin: Des Symmachus Historia Romana als Quelle für Jordanes (Sitzungs-Berichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Jahrgang 1948, Heft 3), München 1948, 106 Seiten.

Während Jordanes in den Getica bekanntlich im wesentlichen *einer* Hauptquelle, der Gotengeschichte Cassiodors, folgt, schien in den Romana für Mommsen und andere eine selbständigere Arbeit vorzuliegen. Enßlin führt demgegenüber den Nachweis, daß sich Jordanes auch hier an *eine* Hauptquelle gehalten hat. Diese findet er in der uns nicht mehr erhaltenen Historia Romana des Q. Aurelius Memmius Symmachus, der an der Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert zu den bedeutendsten Vertretern der stadtrömischen Aristokratie gehörte. Bei seiner Untersuchung geht der Verfasser von dem Exkurs über den Kaiser Maximinus Thrax in den Getica (XV, 83—88) aus, an dessen Beginn und Schluß auf das Geschichtswerk des Symmachus verwiesen wird. Gegen Altheim hält Enßlin an der Herkunft dieses ganzen Abschnittes aus Symmachus fest, wobei sich ergibt, daß Symmachus an dieser Stelle nicht nur die Maximinus-Vita der SHA mit Orosius kombiniert, sondern auch über Orosius hinweg auf das Breviarium Eutrops zurückgegriffen hat. Dies bestätigt ein Vergleich mit den Angaben über Maximinus in Romana 281, für die ebenfalls Symmachus als Quelle anzunehmen ist. Auf dessen Historia Romana war Jordanes bei der Benutzung von Cassiodors Gotengeschichte hingewiesen worden, und so liegt die Vermutung nahe, daß er sie in seinen Romana auch sonst ausgeschrieben hat.

In den Orientkapiteln der Romana (1—85) zeigen sich gegenüber der als Quelle angegebenen Chronik des Eusebius/Hieronymus Erweiterungen und Abweichungen, die kaum auf das Konto des Jordanes geschrieben werden dürfen, sondern hin und wieder deutlich auf eine stadtrömische Vorlage aus der Zeit Theoderichs — eben auf Symmachus — hinweisen. Dieser Eindruck verstärkt sich bei einer Betrachtung der Kaisergeschichte bis zum Abschluß der Chronik des Hieronymus im Jahre 378 (Rom. 250 bis 314). In diesen Abschnitten sind neben Hieronymus zahlreiche andere Quellen wie Eutrop, Rufius, Festus, Viten der SHA, die Epitome de Caesaribus, Orosius und die Kirchengeschichte des Sokrates selbständig verarbeitet. Für die Zeit vom Tode des Kaisers Valens bis auf Anastasius (Rom. 315—354) ist die weitgehende Übereinstimmung mit der Chronik des Marcellinus Comes, der Hieronymus fortsetzte, augenfällig. Die Darstellung des Jordanes führt jedoch häufig über Marcellinus hinaus, so daß Mommsen annahm, daß neben diesem noch ein anderes unbekanntes und umfassenderes Geschichtswerk benutzt sei. Enßlin stellt dagegen für Jordanes und Marcellinus Comes eine gemeinsame, ausführlichere Vorlage fest, die Historia Romana des Symmachus, an die sich Jordanes hier wie schon vorher hielt. Zum Schluß beschäftigt sich der Verfasser noch mit der römischen Geschichte von den Anfängen bis auf Augustus in der Romana des Jordanes (88—249), wobei Florus und daneben auch Rufius Festus zugrunde liegen. Auch hier kann er auf Änderungen und Erweiterungen hinweisen, die es wahrscheinlich machen, daß Jordanes in diesen Abschnitten gleichfalls Symmachus ausgeschrieben hat.

Als Ergebnis stellt Enßlin fest, daß man bei den Romana des Jordanes kaum eine andere Arbeitsweise als bei den Getica vorauszusetzen hat. Während er hier die Gotengeschichte Cassiodors ausbeutete, war dort die Historia Romana des Symmachus die Hauptquelle. Daß diese sich demnach nicht auf Rom beschränkte, sondern einen mit Abraham einsetzenden weltgeschichtlichen Überblick voranstellte, darf bei dem Christen Symmachus nicht überraschen. Die Anregung dazu mag er beim Studium des Orosius erhalten haben, der vielleicht auch das Vorbild für die Einteilung seines Werkes in sieben Bücher abgab. Obwohl sich Symmachus gut vertraut mit älteren Darstellungen zeigt, ragte er offensichtlich nicht über den Durchschnitt der sonstigen spätrömischen Geschichtsschreibung hinaus.

Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin

Hermann Grapow: Studien zu den Annalen Thutmosis des Dritten und zu ihnen verwandten historischen Berichten des Neuen Reiches (Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Phil.-Hist. Klasse, Jahrgang 1947, Nr. 2), Berlin 1949, 75 S.

Der Verfasser nimmt eine sprachlich-stilistische Überprüfung der »Annalen« des Thutmosis III. (1501—1447 v. Chr.) aus Karnak vor, die einen Bericht über die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1479—1458 v. Chr. (22/23.—42. Regierungsjahr des Königs) enthalten. Darüber hinaus werden die Nebenüberlieferung und verwandte historische Berichte des früheren Neuen Reiches einbezogen. Obwohl die übliche Bezeichnung »Annalen« sachlich zutrifft, ist die ägyptische Benennung damit nicht identisch. Sie drückt soviel wie »Siegesberichte« aus. Der nur fragmentarisch erhaltene Text hat wohl auch in der vollständigen Fassung nur die Jahre mit »Siegestaten» berücksichtigt. Er stellte weiterhin kein einheitliches Ganzes dar. Man muß vielmehr mit mehreren, ursprünglich selbständigen Teilen rechnen, von denen sich noch zwei bzw. drei fassen lassen. Es handelt sich um die Stücke I, V und VI der Setheschen Zählung, die nach Grapow allein mit gewisser Sicherheit beurteilt werden können. Die Nebenüberlieferung (acht Königsinschriften, darunter die besonders wichtige vom Gebel Barkal, und zwei Biographien aus den Gräbern der Offiziere Amenemheb und Zanni) bestätigt, daß derartige ägyptische Texte durchaus subjektiv und nicht in unserem Sinne sachlich berichten. Von der Ausführlichkeit des Stückes I, das von dem siegreichen Feldzug zu Beginn der Alleinherrschaft des Königs mit der Eroberung von Megiddo erzählt, unterscheidet sich der Schematismus der Stücke V—VI. Ihm und den Besonderheiten der Sprache und der Schreibung geht dann der Verfasser eingehend nach. Die Unterlagen der Annalen sieht er mit Noth in Tributlisten und in Kriegstagebüchern, die der König wohl selbst im Laufe der Zeit verschiedenen Schreibern diktierte. Der oder die Redaktoren der Annalen haben wiederholt nachlässig gearbeitet und uns dadurch die Reste der Tagebuchnotizen erhalten. Wenn sich auch die Texte der Nebenüberlieferung sprachlich untereinander und mit den Annalen berühren, so darf doch keine gemeinsame Quelle vorausgesetzt werden. Diese Ähnlichkeiten erklären sich vielmehr aus der militärischen Gemeinschaftssprache der Kriegsberichte der älteren 18. Dynastie, für die zahlreiche Beispiele angeführt werden. Eine weitere Untersuchung der Kriegsberichte der 19. und der 20. Dynastie erscheint notwendig.

Gerhard Kleiner: Alexanders Reichsmünzen (Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Phil.-Hist. Klasse, Jahrgang 1947, Nr. 5), Berlin 1949, 55 Seiten u. 1 Tafel.

Unter den Reichsprägungen Alexanders heben sich zwei Statere in Silber und in Gold hervor, die nicht nur eine weite und langdauernde Verbreitung gewannen, sondern auch von der Nachwelt als »Alexandreioi« zur Person des Königs in besondere Beziehung gebracht wurden. Mit welchen geschichtlichen Vorgängen hängt der Beginn der Reichsprägung zusammen? Zu den Typen des Silbergeldes ist festzustellen, daß sowohl Herakles als auch Zeus schon vor Alexander auf makedonischen Münzen erscheinen. Der Typ des thronenden Zeus ist allerdings neu. Er gleicht dem Baal von Tarsos, der als Vater des Herakles-Sandan galt, auf früheren Münzen des Mazaios. Im Verhältnis zu Herakles, der auf Prägungen Philipps II. zurückgetreten war, wurde für Alexander Tyros der entscheidende Wendepunkt. Der Gedanke liegt nahe, in den Bildern der Tetradrachmen Alexander als Herakles und Sohn des Zeus zu sehen. Für die Athena auf den Goldstateren läßt sich keine sichere Beziehung zu Athen herstellen, hier sind mögliche Verbindungen zu Makedonien und Ilion zu beachten. Die Nike auf der Rückseite mit der Stylis als Attribut führt auf einen Sieg zu Wasser und zu Land, das heißt wiederum auf die Eroberung von Tyros. Erst die Einnahme dieser Stadt oder die unmittelbar darauf folgende Zeit (332/31 v. Chr.) erweisen sich für die Konzeption der

Typen auf den Gold- bzw. Silberstateren Alexanders als entscheidend, obwohl diese zunächst allein aus makedonischer Überlieferung und der persönlichen Haltung des Königs erklärt werden können. Bestätigt wird dies durch die datierten Prägungen der phönikischen Münzstätten Sidon und Ake. Die Zahlen auf den dortigen Münzen beziehen sich auf die Regierungsjahre der örtlichen Fürsten. Den Beginn der sidonischen Alexanderprägungen rückt Kleiner gegenüber Newell um ein Jahr auf 332/31 v. Chr. herab, sie setzten ungefähr gleichzeitig mit denjenigen von Ake ein. Sie hörten in Sidon und Ake 305/04 v. Chr. auf, nachdem sie offenbar durch die historische Situation, die Annahme des Diadems durch die Diadochen, ihren Sinn als Reichsprägungen verloren hatten. In dem abschließenden Abschnitt »Alexander und sein Geld« geht der Verfasser noch auf die Organisation des Münzwesens im Alexanderreiche ein, auf die Harpalos bestimmenden Einfluß ausübte. Das Gebiet westlich des Tauros tritt in der Münzprägung deutlich zurück, was nicht nur mit der Ausmünzung der später erbeuteten persischen Schätze, sondern auch mit dem Anschluß an vorhandene persische Prägestätten zusammenhing. Die Dareiken blieben übrigens unter Alexander nicht nur in Geltung, sie wurden sogar von ihm neu geschlagen.

Johannes Stroux, Epigraphische Beiträge I: Eine Hafeninschrift von der Küste des Pontus (Sitzungs-Berichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Jahrgang 1949, Nr. 1), Berlin 1949, 23 Seiten.

Das auf einer großen, in dem bulgarischen Dorfe Vojvoda aufgefundenen Marmorplatte unvollständig erhaltene lateinische Epigramm von zwölf Zeilen, das 1927 von Kazarow-Detschev veröffentlicht und nach Salac-Skorpil zuletzt von Niedermann behandelt worden war, wird hier einer neuen Untersuchung, Ergänzung und Deutung unterzogen. Stroux kommt dabei zu dem Ergebnis, daß das nach seinem Stil von einem poetisch und rhetorisch gebildeten Verfasser stammende Gedicht weder als Epitaph noch als private Danksagung aufgefaßt werden darf, wie man bisher annahm. Es gehörte vielmehr zu einem offiziellen Ehrendenkmal, das — mit größter Wahrscheinlichkeit in Odessos (Varna) — für einen gewissen Eusebius errichtet worden war, der sich um die Wiederherstellung des Hafens der Stadt verdient gemacht hatte. Bei ihm handelte es sich um einen Mann in hoher Stellung, der jedoch bis jetzt nicht mit Sicherheit identifiziert werden kann. Vielleicht war er curator civitatis. Zeitlich gehört das Gedicht wohl in das vierte Jahrhundert.

Ernst Hohl: Ein politischer Witz auf Caracalla. Ein Beitrag zur Historia-Augusta-Kritik (Sitzungs-Berichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Gesellschaftswissenschaften, Jahrgang 1950, Nr. 1), Berlin 1950, 20 Seiten.

Dessau hatte einstmals zwei Wortwitze in den Viten Caracallas (5, 6) und Aurelians (30, 4) der SHA, die sich auf Siegernamen dieser Kaiser beziehen, als »durchaus gleichartige Albernheiten« bezeichnet. Nach Hohl ist dies für die zweite Stelle evident, dagegen erfordert das erste Beispiel eine eingehendere Überprüfung. Hier handelt es sich um den Germanicus-Beinamen Caracallas, den dieser nach einem Siege über die Alamannen im Jahre 213 tatsächlich angenommen hat. Durch die 212 vorausgegangene Ermordung Getas, des leiblichen Bruders (germanus) des Kaisers, erhielt dieser Siegertitel einen Doppelsinn, der sich sarkastisch veranlagten Zeitgenossen lateinischer Sprache aufdrängen mochte. Die SHA bringen nun in den Viten Caracallas (10, 5f. = I) und Getas (6, 6f. = II) noch eine weitere Anspielung auf den Brudermord in zwei Varianten. Danach machte Helvius Pertinax den Vorschlag, den Siegernamen des Kaisers noch Geticus hinzuzufügen, nach I erst nach dem Alamannensiege bzw. erst 214 und zwar gegenüber dem Herrscher selbst, nach II im Senat bald nach der Ermordung Getas im Februar 212. Der zeitliche Ansatz der Anekdote in II ist viel geschickter als in I, denn Pertinax hat den Untergang Getas nicht lange überlebt. Die Erläuterung des Geticus-Beinamens in II mit quasi Gothicus erweist sich allerdings als Anachronis-

mus. Die spätere Gleichung Getae-Gothi ist zum Verständnis des Witzes so wenig notwendig wie die in I hergestellte Beziehung zu einem angeblichen Geten- bzw. Gotensiege des Kaisers. Von hier aus findet der Verfasser in dem von Dessau so abfällig beurteilten Lucanicus-Witz der Caracalla-Vita 5, 6 »ein wahrscheinlich authentisches, zum allermindesten durchaus mögliches Kaiserwort«, das der Lage nach dem Alamannensiege des Jahres 213 durchaus angemessen erscheint. Der Geticus-Scherz mag unmittelbar nach der Ermordung Getas in Rom anonym aufgekommen sein und wurde erst später dem Pertinax zugeschrieben. Daß der Geticus-Titel nie verliehen wurde, gab ihm erst seine volle Schärfe. Nach dem Alamannensiege des Kaisers im nächsten Jahre war dann noch die Potenzierung in dem kombinierten Germanicus-Geticuswitz möglich, dem »non plus ultra eines Kalauers auf kaiserliche Siegernamen«.

Heidelberger Akademie der Wissenschaften

Martin Dibelius †: Die Reden der Apostelgeschichte und die antike Geschichtsschreibung (Sitzungs-Berichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, 1. Abhandlung), Heidelberg 1949, 59 Seiten.

Die antiken Historiker verwenden die Reden, die sie in ihre Werke aufnehmen, ganz anders als es den heutigen wissenschaftlichen Forderungen entsprechen würde. Auch wenn es sich um tatsächlich gehaltene Reden handelt, bemühen sie sich keineswegs um wörtliche Wiedergabe, sondern verwerten sie als Kunstmittel und ordnen sie nach Stil und Zweck völlig in die übrige Darstellung ein. Darin folgen sie der antiken historiographischen Tradition. In diesen Zusammenhang stellt Dibelius auch die Apostelgeschichte des Neuen Testaments, deren Verfasser für ihn Lukas ist. Im Lukas-Evangelium wendet sich allerdings nur der Prolog an höhere literarische Ansprüche, während sich der Stil des übrigen Werkes nicht grundsätzlich von dem des Markus oder Matthäus unterscheidet. Doch zeigt eben schon der Prolog, daß der Evangelist mit zwei Kreisen von Lesern rechnete, mit der einfachen christlichen Bevölkerung und mit literarisch Gebildeten. Bei den Acta apostolorum läßt sich nun zwischen Prolog und Darstellung kein grundlegender Wechsel des Stils feststellen. Der Verfasser hatte hier größere Freiheit, weil er keine Vorgänger besaß. Bei dem ganzen Werk handelt es sich um die Arbeit »eines bewußt schaffenden, auf Kunstmittel nicht verzichtenden Autors«.

Reden finden sich in allen Abschnitten der Apostelgeschichte, wobei jedoch in bemerkenswertem Gegensatz zu der antiken Geschichtsschreibung fast nie Rede und Gegenrede einander gegenübergestellt werden. Für ihre Verwendung als Kunstmittel ist zunächst einmal die athenische Rede des Paulus (17, 22—31) kennzeichnend. Sie soll den christlichen Apostel im geistigen Zentrum der hellenischen Welt zeigen und will nicht etwa den einmaligen geschichtlichen Vorgang, sondern das Typische dieser Auseinandersetzung herausstellen. Ähnliches gilt für die Rede des Paulus an die Ältesten der Gemeinde von Ephesus in Milet (20, 18—35), mit der das Wirken des Apostels im Osten abschloß, für die Rede des gefangenen Paulus auf der Treppe zur Burg Antonia an das Volk (22, 1—21), in der er seinen Ausgang vom orthodoxen Judentum bezeugt und die Heidenmission grundsätzlich verteidigt, sowie schon von der Rede des Petrus im Hause des Cornelius (10, 34—43), die ein typisches Beispiel der Heidenpredigt abgeben soll. Ganz im Sinne der antiken Historiographie wollte also der Verfasser mit diesen Reden »dem Augenblick erhöhte Bedeutung verleihen und die Kräfte sichtbar machen, die hinter den Ereignissen wirksam sind«.

Im Unterschied zu dieser Technik wird in anderen Reden häufig das Mittel der Wiederholung gebraucht, das nicht aus der antiken Geschichtsschreibung, sondern vom Schema der christlichen Predigt her zu erklären ist. Bisweilen können sich jedoch solche historischen und lehrhaften Überlieferungen auch in der einzelnen Rede begegnen, vgl. die des Petrus 10, 34—43. Eine ausführlichere Interpretation erfährt die Stephanusrede

(7, 2—53). Durch Wiederholung soll dem Leser besonders der jüdisch-christliche Auferstehungsgedanke eingeprägt werden, vgl. unter anderem die eingehend behandelten Reden des Tertullus (24, 2—8) und des Paulus vor Festus und Herodes Agrippa in Caesarea (26, 2ff.). Neben den Reden, die in ihrer Art von der antiken Historiographie her zu verstehen sind, stellen also andere die Wiederholung und Einprägung bestimmter Stoffe in den Vordergrund. Der Gebrauch von Kunstmitteln läßt sich jedoch in beiden Gruppen beobachten, ebenso eine mit den antiken Historikern gemeinsame freie Behandlung des geschichtlichen Tatbestandes. Trotz solcher Zusammenhänge darf jedoch von einer »beträchtlichen eigenen Leistung« des Lukas gesprochen werden, und zwar sowohl in der Grundauffassung der Reden wie im Ganzen des Werkes. Der Evangelist wollte Geschichte schreiben, wie sie nach seinem Glauben Gottes Willen entsprechend geschehen war.

Ein kurzer Anhang wirft noch die Frage nach den literarischen Anspielungen auf. Die Rede Gamaliels (5, 35—39) enthält nach dem Vorbild antiker Geschichtswerke zwei historische Beispiele (Theudas und Judas), doch läßt sich die für diese Stelle oft angenommene Abhängigkeit von den Antiquitates des Josephus nicht erweisen. In der Areopagrede (17, 28) stößt man auf das bekannte Zitat aus Arats Phaenomena, die dem Lukas offenbar bekannt waren. Den Bildungsanspruch des Verfassers bringt auch das Sprichwort in 26, 14 zum Ausdruck, bei dem es sich vielleicht um ein Dichterzitat handelt. Ob eine unmittelbare Entlehnung aus den Bakchen des Euripides vorliegt, muß unsicher bleiben, doch ist deren Benutzung auch an anderen Stellen möglich.

Strobeker.

Museum Helveticum (Verlag Benno Schwabe, Basel), 7, 1950.

A. Alföldi: Die Geburt der kaiserlichen Bildsymbolik. Kleine Beiträge zu ihrer Entstehungsgeschichte (S. 1—13).

Die Alleinherrschaft in Rom ist durch mancherlei literarische und künstlerische Äußerungen vorbereitet worden. Der Verfasser interpretiert eine Anzahl Gemmen aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, auf welchen ein schlafendes Mädchen dargestellt ist. Die Attribute Adler, Fruchtkorb, Ähren, alles Symbole der Herrschaft, lassen vermuten, daß es sich um Darstellungen des Traumes der Rea handelt. Diese Abbildungen der Romulusmutter gehören in den Zusammenhang der Novus-Romulus-Symbolik von Sulla bis Augustus, über die der Verfasser eine weitere Untersuchung verspricht.

W. Eisenhut: Der Tod des Tiberius-Sohnes Drusus (S. 123—128).

Nach Tacitus, Sueton und Cassius Dio hat Seian Drusus ermordet. Die Referate weichen in wichtigen Einzelheiten voneinander ab. Zum Beispiel entsteht in Dios Bericht die Feindschaft zwischen dem Präfekten und dem Prinzen durch einen handgreiflichen Zusammenstoß, bei Tacitus durch Seians systematisches Streben nach der Herrschaft. Der Mord wurde erst acht Jahre nachher, beim Sturz des Seian, aufgedeckt durch dessen verstoßene Gattin Apicata. Der Verfasser stellt die Unwahrscheinlichkeiten dieses Berichtes zusammen und kommt zum Schluß, daß der Giftmord Seian fälschlich zur Last gelegt wird. Drusus starb wohl eines natürlichen Todes.

Annuaire de l'Institut de Philologie et d'Histoire Orientales et Slaves Université Libre de Bruxelles, IX 1949 (Mélanges Henri Grégoire)

F. Altheim, H. Junker, R. Stiehl: Inschriften aus Gruzinien (S. 1—25).

Besprechung der von G. Tsereteli 1942 veröffentlichten griechisch-aramäischen Bilingue von Mzcheta. Es handelt sich um die Grabschrift einer Serapitis, Tochter eines *πιτιάξης* des Ibererkönigs Pharasmanes aus hadrianischer Zeit. *Πιτιάξης* bedeutet

ein hohes Hofamt, etwa »Verweser des Königs«. Die Verfasser glauben formale Berührungen der Inschrift mit hunnischen Totenliedern nachweisen zu können (Lied auf Attila: Jord. Get. 49, 257). Zur Grabschrift der Serapitis kommt eine Inschrift auf einer Silberschale von Bori, welche ebenfalls von Tsereteli publiziert worden ist. Sie enthält auch den Titel Pitiaxes. Paläographisch gehören die Inschriften zu einem selbständigen Zweig der aramäischen Schrift, die Tsereteli nach dem Fundbezirk armazisch genannt hat. Die Verfasser präzisieren die Schrift als besondere NW-iranische Stilart der aramäischen auf kaukasischem Boden. Entgegen früheren Ansichten nehmen die Verfasser jetzt an, daß die osttürkischen und hunnischen Runen nicht von soghdischen Schriftzeichen herzuleiten seien, sondern über Zwischenglieder wie die armazischen aus dem nördlichen Iran.

P. Amandry: Eschyle et Eleusis (S. 27—41).

Kritik der These von H. Lebrun (Eschyle et Demeter, Rev. ét. grecques 59/60, 1946/7, 28—45), der annimmt, Aischylos sei Eleusis ablehnend gegenübergestanden.

A. Aymard: Sur quelques vers d'Euripide qui poussèrent Alexandre au meurtre (S. 43—74).

Nach Quintus Curtius, Plutarch und dem Kaiser Julian spielen einige Verse aus der Andromache beim Tode des Kleitos eine Rolle. Durch das Rezitieren dieser Verse wird Alexander so gereizt, daß er zustößt. Der Verfasser vergleicht die drei Versionen und kommt zum Schluß, daß die Rezitationsszene unhistorisch sein muß. Arian erwähnt die Verse überhaupt nicht. Die Stelle selbst (Eur. Androm. 693 ff.) stammt aus einem Streitgespräch zwischen Peleus und Menelaos. Peleus wirft den griechischen Führern vor, sie erhöben sich über den Demos, der für sie kämpfe, setzten nur ihre eigenen Namen auf die Siegesmäler und seien Nutznießer der Leiden und Verdienste anderer. Der Verfasser weist darauf hin, daß solche Gedanken von der Rhetorik des 4. Jahrhunderts oft ausgesprochen werden. Es gilt als gute Sitte der Vorzeit, daß sich die Führer nicht über ihre Mitkämpfer erheben. Der Verfasser gibt anschließend eine Übersicht über die Entwicklung der Heerführerehrung, die mit ausgehendem 5. Jahrhundert zunehmend undemokratischer werde. Vermutlich habe Euripides bei dieser Stelle bestimmte Vorgänge im Auge, was für die umstrittene Datierung der Tragödie von Bedeutung sein könnte.

G. Bardy: Sur l'apologiste Quadratus (S. 75—86).

Die Kritik der Quellen über Quadratus, der Hadrian eine christliche Apologie überreicht haben soll, ergibt eine dürftige Ausbeute an sicheren Nachrichten.

J. Carcopino: Le retour à l'hérédité chez les Antonins (S. 109—121).

Hadrian regelte seine Nachfolge durch zwei Adoptionen: 136 adoptierte er als Thronerben Lucius Ceionius Commodus Verus und nach dessen vorzeitigem Tod 138 Titus Aurelius Boionius Annius Antoninus, den späteren Kaiser Antoninus Pius. Dieser mußte seinerseits gleichzeitig mit seiner eigenen Adoption M. Annius Verus, den späteren Kaiser Marc Aurel, und L. Aelius Verus, den Sohn des verstorbenen Ceionius Commodus und späteren Mitkaiser Marc Aurels, adoptieren. Die Motive von Hadrians Nachfolgerwahl gelten im allgemeinen als undurchsichtig; der Verfasser weist nach, daß verwandtschaftliche Verbindungen den Ausschlag gaben. Schon die Aufnahme der Adoptierten in die gens Aelia deutet auf dynastische Pläne hin. Traian und Hadrian selbst hatten trotz der Adoption ihre Gentilnamen behalten. Der Verfasser sieht in Commodus Verus einen illegitimen Sohn Hadrians; nur so könne man die Wahl dieses mittelmäßigen Offiziers und kranken Mannes erklären, zugunsten dessen der Kaiser sogar seinen eigenen Schwager Julius Ursus und dessen Enkel Fuscus hinrichten ließ. Bei der Adoption des Antoninus Pius war die Designation der beiden jungen

Prinzen das Wesentliche. Nach Dio 69, 21, 1 wurde der siebenjährige Lucius Verus an erster Stelle adoptiert. Antoninus Pius und Marc Aurel empfahlen sich durch ihre Gesinnung als Garantie für die von Hadrian angeordnete Thronfolge. Überdies waren beide durch M. Annius Verus, Schwiegervater des Antoninus und Großvater Marc Aurels, mit der Familie Hadrians verbunden. Der Verfasser vermutet in Rupilia Faustina, der Gattin dieses Annius Verus, eine Stiefschwester der Kaiserin Sabina, da Matidia iunior, die Schwester der Sabina, oft als Tante (*matertera*) des Antoninus genannt und da Antoninus bei Aurel. Vict. 15, 1 als *gener* des Hadrian bezeichnet wird. Der Verfasser belegt die Bedeutung *gener* = Neffe. Die Erhebung des Lucius Verus zum Mitkaiser durch Marc Aurel und die Übergabe des Thrones an den unwürdigen Commodus entsprachen also genau den Vorschriften Hadrians.

H. E. del Medico: La Lamelle Virolleaud (S. 179—192).

Umschrift, Übersetzung und Kommentar der aramäischen Inschrift eines christlichen Silberamuletts aus dem 4. Jahrhundert.

W. Ensslin: Zu dem Anagnosticum des Königs Theoderich des Großen (S. 233—245).

Theoderich gab seinen Boten an das Konzil von Rom im Jahre 502 außer den als *praeceptiones* bezeichneten Sendschreiben ein Schriftstück mit genauen Anweisungen, wie sie ihre Sache vortragen sollten, auf den Weg. Dieses *anagnosticum* genannte Dokument wurde offenbar vom Rate des Königs, dem Consistorium, behandelt und entworfen. Ähnliche Instruktionen für die Verhandlungsführung von Gesandten sind auch sonst bekannt. Auch die Nachfolger Theoderichs ließen solche Begleitschreiben verfassen. Der Verfasser gibt eine reiche Sammlung von Beispielen.

A. Lesky: Neroniana (S. 385—407).

Verschiedene mittelalterliche Quellen erzählen die Anekdote, Nero habe verlangt, gebären zu können, und habe dann eine Kröte zur Welt gebracht. Der Verfasser zieht volkskundliche Beispiele dieses Krötenmotivs heran. Die Wurzeln der Legende gehen aber bis auf die antike Tradition über Nero zurück, vor allem auf die Gerüchte und Berichte über den Muttermord, seine geschlechtlichen Perversionen und seine Schauspielerei. Unter andern Rollen soll Nero auch die kreißende Kanake gespielt haben. Der Verfasser untersucht die Zeugnisse über Neros Auftreten und stellt fest, daß nur das Auftreten als Kitharöde gut bezeugt ist. Dagegen scheinen sich die Nachrichten über das Mitspielen in Tragödien auf die tragischen Soloarien zu beziehen, die in dieser Zeit das Wesentliche des Stückes ausmachten. Nero trat also vor allem als Sänger auf.

P. Maas: Sosibios als ψευδεπίτροπος des Ptolemaios Epiphanes (S. 443—448).

Das Wort ψευδεπίτροπος (»falscher Vormund«) kommt nur in den konstantinischen Exzerpten aus Polybios Buch 15 vor und wird auf die mächtigen Minister des Ptolemaios Philopator, Sosibios und Agathokles angewendet. Der Verfasser hält den prägnanten Ausdruck für Schöpfung des Polybios. Den Titel verdient Sosibios durch Fälschung des Testaments des Philopator, wodurch er und Agathokles zu Vormündern des Epiphanes bestellt werden (Exc. Pol. 15, 25, 5). Auffällig ist aber, daß Sosibios schon vorher (25, 1—2) als ψευδεπίτροπος bezeichnet wird und nachher (25, 7f.) überhaupt nicht mehr auftritt, obwohl Vorgänge erzählt werden, bei denen Sosibios hätte eingreifen müssen. Der Verfasser vermutet nun im Referat des Exzerptes eine Lücke, in der der Tod des Sosibios berichtet worden ist. Die erste Nennung des Sosibios als ψευδεπίτροπος müßte dann zu einer nekrologartigen Würdigung des Staatsmannes gehören. Daß solche Lücken im Exzerpt möglich sind, beweisen andere Stellen, zu denen wir die Parallelüberlieferung besitzen. — Der Verfasser stellt anschließend die

Frage nach der Todesursache des Sosibios und vermutet Altersschwäche. Die Fälschung des Testamentes war gewiß sein, nicht des Agathokles Werk, denn Sosibios war schon bei Euergetes *λογογράφος* gewesen. Der Verfasser vermutet, daß das theophrastische Traktat *περὶ βασιλείας πρὸς Κάσσανδρον*, das viele dem Sosibios zuschrieben, in diesen Zusammenhang gehört. Es ist möglich, daß der Testamentsfälscher Sosibios auch gewisse Ideen über das Königtum unter der Maske des Theophrast verbreiten wollte.

E. Mamboury: Les briques byzantines marquées du chrisme (S. 449—462).

Beschreibung und Datierung der mit dem Christogramm gezeichneten Ziegel von Konstantinopel. Die Mehrzahl der bisher gefundenen Stücke stammt aus der Mitte des 5. Jahrhunderts.

E. Stern: Natalis Imperii (S. 551—559).

Der Kalender des Filocalus aus dem Jahre 354 gibt für Constantin und Constantius je zwei Natales an, nämlich den Tag ihrer Thronbesteigung und den wirklichen Geburtstag. Die Bezeichnung *Natalis* für den Regierungsanfang ist vorher nicht bekannt. Unter dem Prinzipat wurde dieser Tag *Dies Imperii* oder *Dies Principatus* genannt. *Natalis Imperii* bezeichnet den Tag der Ernennung zum Caesar. Nach der diokletianischen Thronordnung tritt der neue Caesar in die göttliche Familie der *Jovii* oder *Herculii* ein. Er wird aus dem Menschendasein zur Gottheit erhoben. An diesem Tag findet die Epiphanie, die Geburt eines neuen Gottes statt. Diokletian hatte aus astrologischen Gründen den 1. März 293 zur Ernennung der Caesaren gewählt. Die Designation zum Caesar blieb im 4. Jahrhundert eine der wichtigsten Legitimationen für den Thronfolger.

J. van Ooteghem: Le Rhône dans l'Antiquité (S. 583—592).

Folgende Stellen sind mit dem heutigen Lauf der Rhone nicht in Übereinstimmung zu bringen: Caes. B. G. 3, 1 (Nantuaten, Veragrer, Seduner wohnen zwischen Allobrogergebiet, Lacus Lemannus, Rhone und Alpen.), Caes. B. G. 1, 8 (Lacus Lemannus fließt in die Rhone), Polyb. 3, 49, 6 (Allobrogerinsel am Zusammenfluß von Rhone und Skaras) = Liv. 21, 31, 4 (Zusammenfluß von Arar und Rhone). Diese Stellen sind bisher als fehlerhaft oder verderbt angesehen worden. Der Verfasser hält sie für unangreifbar und vermutet, daß der antike Rhonelauf mit dem modernen nicht identisch sei. Er läßt die antike Rhone bei Chamonix entspringen, bis Genf das Bett der Arve bilden, von hier durch den Lac de Bourget den Lauf der Isère erreichen und endlich bei Valence sich mit der Saône vereinigen. Arve und Oberlauf der Isère verlieren dadurch ihren Namen, während die Saône bis Valence verlängert wird. Im folgenden bringt der Verfasser die geographischen und literarischen Belege für seine These.

J. Vogt: Berichte über Kreuzeserscheinungen aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. (S. 593—606).

Der Bericht des Eusebius über die Kreuzesvision Constantins (Vita 1, 28—30) wird erst von Sozomenus und Socrates erwähnt. Daraus schließt man auf die Unechtheit dieser Erzählung. Schon Rufinus weist aber in seiner Übersetzung der eusebischen Kirchengeschichte zu Ende des Jahrhunderts deutliche Anklänge an den Bericht der Vita auf. Die Darstellung des Rufinus scheint in bewußter Antithese zu Eusebios geschrieben zu sein. Noch früher, im Jahre 363, beschrieb Gregor von Nazianz (P. G. 35, 669) ein Lichtkreuz über Jerusalem, das erschienen sein soll, als die Elemente die Wiederherstellung des jüdischen Tempels durch Julian verwehrten. In einem Brief Cyrills von Jerusalem an Kaiser Constantius ist ebenfalls eine Kreuzerscheinung berichtet. Der Verfasser datiert diesen Brief ins Jahr 353 und setzt ihn in den Zusammenhang des Streites zwischen Cyrill und Akacius. Es ist deutlich, daß Cyrill seine Kreuzeserscheinung

in Parallele zur constantinischen setzen will und bestrebt ist, seine Erscheinung als ähnlichen göttlichen Gnadenerweis für Constantius darzustellen, wie Euseb die Vision für Constantin. Die eusebische Erzählung ist also bei Cyrill vorausgesetzt. Eine nochmalige Prüfung der Erzählung Eusebs ergibt, daß diese Darstellung die ausführlichste und durch Wahrheitsbeteuerungen nachdrücklichste ist. Alle folgenden Berichte haben diese Bekräftigungen nicht mehr nötig, welche beim ersten Bericht dieser Art, dem eusebischen, am Platze war.

Walser.

Vestnik Drevnej Istorii (Zeitschrift für Alte Geschichte)

wird vom »Institut für Geschichte« bei der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. herausgegeben und erscheint seit 1937. Es enthält einen Aufsatzteil (etwa ein Viertel des Umfangs), dessen Beiträge meist verhältnismäßig kurz sind, dann einen Teil für »Kritik und Bibliographie« (meist Besprechungen). Daran schließt sich die »Chronik« an (Nachrufe, Tagungs-, Sitzungs-, Ausgrabungsberichte und dgl.), der »Berichte und Mitteilungen« folgen (Miszellen, Forschungsberichte usw.). Den Abschluß bildet in den vorliegenden Bänden eine Materialsammlung von Latyšev (vgl. unten). Herausgeber war bis 1948 Professor Aleksandr Vasil'evič Mišulin (Nachruf vgl. unten Heft 4, S. 135 ff.), dann Professor S. V. Kiselev.

Vestnik Drevnej Istorii (Jahrgang 1948, Heft 2 [24])

S. 3–12 o. Vf.: Problemy antičnoj filosofii v Sovetskoj Nauke (Probleme der antiken Philosophie in der sowjetischen Wissenschaft) (Zusammenstellung von Stellen aus der klass. marxistisch-leninistischen Literatur zur Unterstreichung der Wichtigkeit klass. Studien)[1]. — 13–33 V. V. Struve: Naëmnyj trud i sel'skaja obščina v južnom Meždureč'e konca III tysjačeletija do n. ė. (Mietarbeit und Dorfgemeinde im südlichen Zweistromlande zu Ende des 3. Jahrtausends v. Chr.) (Übersetzung und Ausdeutung von Wirtschaftstexten — Arbeitsabrechnungen usw. — aus Umma aus der Zeit der 3. Dynastie von Ur, 2132 bis 2024 v. Chr., nach der Ausgabe von Genouillac, 1922. Als Lohnarbeiter werden nur erwachsene Männer verwendet. Die Dorfgemeinde war aufs engste mit der Wirtschaft des Staates verflochten und hing völlig von ihr ab)[2]. — 34–36 A. I. Tjumenev: Imel li termin »guruš« (kal') social'nuju značimot'? (Hatte der Terminus »guruš« (kal) eine soziale Bedeutung?) (Setzt sich mit D'jakonovs Aufsatze, in dieser Zeitschrift Nr. 1, auseinander: Der Terminus bedeutete danach »Erwachsener Arbeiter mit voller Arbeitskraft«). — 37–48 G. A. Melikišvili: Musasir i vopros o drevnejšem očage urartskich plemën (Musasir und die Frage nach dem Ursitze der Urartu-Völker) (1: Die Göttin Bagmaštu war nur diejenige der Stadt Musasir – heute Rovānduz; 2: Äußere Einflüsse hier; 3: Reste der urartäischen Sprache dieser Stadt: Suffix -itu in der Hauptstadt, -ni, -ali in einer besonderen Mundart, nämlich der von Musasir). — 49–57 G. V. C'eret'eli: Epigrafičeskie nachodki v Mccheta – drevnej stolice Gruzii (Inschriftenfunde in Mcḫet'a, der alten Hauptstadt Georgiens) (Ausgrabungen in Armazi, 2 km westlich Mcḫet'a. Grabstein einer Prinzessin mit einer Bilingue in Griechisch und einer noch nicht endgültig bestimmten Sprache — vielleicht Georgisch? — in einer aus dem Aramäischen hervorgegangenen Schrift, offenbar aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. — Ferner eine 1902 ausgegrabene Schale aus Bori mit einer Pahlavī – [gemeint ist: mittelpersischen] Inschrift aus sassanidischer Zeit. – [Eine ausführliche Wiedergabe dieser Arbeit stellt dar der Aufsatz von Franz Altheim, Heinrich Junker und Ruth Stiehl: Inschriften aus Gruzinien, im »Annuaire de l'Institut de philologie et d'histoire Orientales et Slaves« IX,

1. Mit einem derartigen marxistisch-theoretischen Aufsatze beginnt jedes Heft; sie bleiben in Zukunft unerwähnt.

2. Die hier gegebene Inhaltsangabe besagt nirgends, daß der Berichterstatter sich inhaltlich mit dem Dargebotenen identifiziert.

1949, (= Mélanges Grégoire), S. 1-25] B. Sp.) — 58-64 R. Ju. Wipper: Moral'naja filosofija Avla Gellija (Die Moralphilosophie des Aulus Gellius) (Die »Noctes Atticae« als Zusammenstellung von Proben der stoischen Philosophie als »für die aristokratische, sklavenhaltende Gesellschaft Roms der damaligen Zeit maßgebender Ausdruck«. — 65-74 E. M. Steuermann ('Štaerman'): Afrikanskie vosstanija III veka (Die afrikanischen Aufstände des 3. Jahrhunderts n. Chr.) (Im Gegensatze zu Gallien unternahm die afrikanische Aristokratie im 3. Jahrhundert keinen Versuch einer Loslösung vom Imperium, offenbar aus Furcht vor Unruhen der breiten Massen, die sich aus den völkischen Gegensätzen zwischen Berbern, Römern und Puniern ergeben konnten. Die Bewegung unter diesen Elementen stellt den Widerstand gegen die Feudalisierung des Staates im 3. Jahrhundert dar.)

Kritik und Bibliographie. 75-83 V. V. Struve: B. A. Turaev – krupnejšij istorik drevnego vostoka (B. A. Turaev, der bedeutendste Historiker des alten Orients) (Würdigung des bekannten Ägyptologen, 1868-1920). — 83-95 O. V. Kudrjavcev: Vostočnaja politika Rimskoj Imperii v načale pravlenija Nerona (Die Ostpolitik des Römischen Reiches zu Beginn von Neros Regierung) (Kritische Auseinandersetzung mit Mommsen, Henderson, Kornemann, Schur u. a.; reicht bis 60 n. Chr.) — 95-101 L. A. El'nickij: Nekotorye problemy istorii skifskoj kul'tury (Einige Probleme der skythischen Kulturgeschichte) (Positive Anzeige des Buches von B. A. Grekov: Skify [Die Skythen], Kiev 1947). *Bücheranzeigen:* S. A. Baškirov: Antisejsmizm drevnej architektury, I: Vostok. Iz istorii konstrukcii: 1: Egipet, 2: Mesopotamija, 3: Iran (Erdbebenschutz bei antiker Architektur, I: Der Orient. Aus der Geschichte der Baukonstruktionen: Ägypten, Mesopotamien, Iran), Jaroslavl' 1947, VIII, 115 S. (angez. von N. N. Pikus). — A. I. Voščinina: Očerk istorii drevnerimskogo iskusstva (Abriß der alt-römischen Kunstgeschichte), Leningrad 1947, 82 S., 12 Tafeln (angez. von N. P. Sorokina). — Istoričeski Pregled (Historische Rundschau), Jahrgang III, Sofia (Bulgarien) 1946/47, Nr. 1-5 (Würdigung der bulgarischen Historischen Zeitschrift, von T. B.). — V. Jahn: Finikijskij korabl'. Istoričeskaja povest' (Das Phoinikische Schiff. Ein geschichtlicher Bericht), Moskau und Leningrad 1947, 176 S. (angez. von A. Ja. Abramovič). — Rafael Taubenschlag: The law of Greco-Roman Egypt in the light of the papyri, 332 B. C. – 640 A. D., Newyork 1944, XV, 488 S. (von dem bekannten, aus Polen stammenden Alt-Historiker; angez. von B. I. Nadel). — Pierre Waltz: La question d'Orient dans l'antiquité, Paris 1942, 368 S. (angez. von I. S. Katzenelsohn). — Hüseyin Namik Orkun: Eski türk yazıtları (Alt-türkische Inschriften), I-IV, Konstantinopel 1936-1941 (angez. von S. E. Malov). — S. 125-130: Perečeń statej po drevnej istorii, pomeščënnych v izdanijach Akademii Nauk SSSR i sojuznych Respublik (Übersicht über die Aufsätze zur Alten Geschichte in den Ausgaben der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. und der Bundesrepubliken). — 130-134: Dissertationen zur Alten Geschichte aus den Jahren 1940-1947 (70 Titel; beides wertvolle Bibliographien).

Chronik. 135-141 L. P. Charko: Suščestvoval li car' Akes? (Gab es einen König Akes?) (Es handelt sich um einen Herrscher in Kolchis). — 141-151 D. G. Reder: Iz istorii odnogo drevneegipetskogo goroda (Aus der Geschichte einer alt-ägyptischen Stadt) (Jermont – Armant – im Lichte der letzten Ausgrabungen). — 151-160 A. Monheim ('Mongajm'): Obzor polevych archeologičeskich issledovanij IIMK v 1947 g. (Übersicht über die archäologischen Ausgrabungen des Institutes für Geschichte der materiellen Kultur 1947) (Mittelrußland, Mittelasien, Karelien, Tatarei, Tripyl'je in der Ukraine, Podolien, Kaukasus-Vorland, Kerč', Olbia, Altai, Ḫvārizm, Sogdien). — 160-164 O. N. Julkina: Voprosy drevnej istorii na sessii AN SSSR (Fragen der Alten Geschichte auf der Sitzung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.) (Zweistromland, Aserbeidschan, Mcḫet'a). — 164-182: Chronik des wissenschaftlichen Lebens (Sitzungs-, Arbeits-, Rechenschaftsberichte; laufende Arbeiten).

183–212 *Berichte und Mitteilungen.* 183–197 I. S. Katzenelsohn (ʿKacnel'son'): Problemy istoričeskogo razvitija drevnejšej Nubii (Probleme der geschichtlichen Entwicklung des ältesten Nubiens) (Entwicklung der Völker im Niltale zwischen Wādī Ḥalfa und Korosko; mit Abbildungen und archäologischen Skizzen). — 197–204 N. V. Pjatyševa: O kul'te Gerakla v Chersonese (Zum Herakles-Kult in Chersones) (Ausgrabungen). — 204–208 S. I. Sobolevskij: Transkripcija naimenovanija Diogenes Laertius (Die Umschrift des Namens D. L.) (Antiker und russischer Sprachgebrauch). — 208–212 T. A. Krasotkina: Fol'klorno-bytovye korni bukoličeskogo sostjazanija (Volkskundlich-volkstümliche Wurzeln des bukolischen Wettstreits) (Eklogen des Calpurnius).

Beilage 213–316 Vasilij V. Latyšev: Izvestija drevnich pisatelej o Skifii i Kavkaze (Nachrichten alter Schriftsteller über Skythien und Kaukasien) (Kommentierte Zusammenstellung und russische Übersetzung einschlägiger Stellen. — [Damit ist zu vergleichen Simone Qauḫčišvili: Georgika. Bizantieli mçerlebis cnobebi Sakʿartʿvelos šesaḫeb = G. Die Kenntnisse griechischer Schriftsteller über Georgien, Tiflis 1934, eine Zusammenstellung auch der griechischen Originale mit georgischer Übersetzung B. Sp.]).

Vestnik Drevnej Istorii (Jahrgang 1948, Heft 3 [25])

S. 12–35 V. V. Struve: Gerodot i političeskie tečenija v Persii èpochi Darija I (Herodot und die politischen Strömungen in Persien zur Zeit Dareios' I.) (Die 2. Grabinschrift des Dareios vom Naqš-i Rustam als Zeugin der Glaubwürdigkeit Herodots. Herodot hat die hier gemachten Ausführungen dem Sinne nach gekannt und III 82 bei der Darlegung der Herrschaftsgrundsätze des Königs verwandt. Auch III 137 bei der Schilderung der persischen Sitten finden sich Anklänge. Der Verfasser untersucht im Zusammenhange damit die Stellung des Königs zu Otanes und Megabyzos; deren Schilderung bei Herodot. – Einzelvergleiche zwischen der Inschrift und der Darstellung bei Herodot).—36–51 K. Zel'in: Zemli kleruckov v Kerkeosirise po dannym tebtjunisskich papirusov (Die Ländereien der Kleruchen in Kerkeosiris nach den Angaben der Papyri von Tebtunis) (In Auseinandersetzung mit der Auffassung Lesquiers, Préaux' und Rostovtzeffs über die Stellung der Kleruchen und Katoiken in Ägypten vor und nach 217 v. Chr. — Zulassung der Ägypter zum Militärdienste – untersucht Z. die Verhältnisse in der Fajjūm-Oase für das 2. Jahrhundert v. Chr., um auf Grund der allgemeinen wirtschaftlichen Lage die besonderen Verhältnisse der Kleruchen richtig beurteilen zu können. Papyrus-Urkunden: Eingabe der Katoiken an den Herrscher und eine Reihe von Entscheidungen des Königs: Fragen der Landbestellung, Saatfolge usw. 119/6 v. Chr. Die unruhige Lage der damaligen Zeit. Übergriffe der Soldateska. Obwohl die Regierung sich in den Dörfern vor allem auf die Katoiken stützt, stellen diese doch ein Element der Unruhe dar). — 52–65 O. V. Kudrjavcev: Rimskaja politika v Armenii i Parfii v pervoj polovine pravlenija Nerona (Die römische Politik in Armenien und Parthien in der 1. Hälfte der Regierung Neros) (Der inneren Lage des Römischen Reiches nach 54 n. Chr. entsprach an sich eine friedliche Politik. Die Truppen waren im Innern zur Aufrechterhaltung der Ruhe nötig und mußten neu organisiert werden. So mußte auch im Osten der Friede angestrebt werden. In Parthien waren damals ebenfalls Unruhen; Armenien war dem römischen Einflusse fast völlig entglitten. Um diesen wiederherzustellen, unternahm trotz allen Bedenken der vom Rhein nach dem Osten versetzte Gnaeus Domitius Corbulo von 57/8 an Feldzüge gegen Tiridates in der Gegend von Erserum und besetzte die beiden Hauptstädte des Landes. Gegen die Parther tat Rom sich mit Hyrkanien zusammen. Der Umschwung von 60 in Rom brachte auch für die Außenpolitik, die bisher Burrus und Seneca getragen hatten, neue Bedingungen). — 66–78 A. D. Dmitrev: K voprosu ob agonistikach i cirkumcellionach (Zur Frage der Agonistici und Circumcelliones) (Untersucht die Beziehungen der Agonisten zum Donatismus, die vom heiligen Augustin besonders stark betont werden. Dieser nennt sie Circumc. Der Verfasser stellt an Hand zeitgenössischer Quellen demgegenüber fest,

daß die Agonisten weder organisatorisch noch ideologisch mit den Donatisten zusammenhingen. In Wirklichkeit haben die Herumirrenden, »deklassierten« Mönche [Circumc.] mit den sozial unterdrückten und sich dawider auflehnenden Agonisten nichts zu tun).

Kritik und Bibliographie. 79–135: A. O. Makovel'skij: Drevnegrečeskie atomisty (Die altgriechischen Atomisten), Baku 1946, 401 S. (angez. von Z. A. Zeitlin, F. A. Petrovskij und S. Ja. Lurje: mit Beanstandungen wegen der »Weltanschauung« – zu kritiklose Benutzung der älteren deutschen idealistischen Philosophie – und des Aufbaus; falsche und ungenaue Zitate)[3]. — S. Ja Lurje ('Lur'e'): Očerki po istorii antičnoj nauki. Grecija ėpochi rascveta (Skizzen zur Geschichte der antiken Wissenschaft. Griechenland zur Zeit seines Aufblühens), Moskau und Leningrad 1947, 402 S. (angez. von A. O. Makovel'skij: Versuch einer marxistischen Würdigung, nur teilweise wertvoll; in einer volkstümlichen Reihe schädlich). — S. Ja. Lurje: Gerodot (Herodot), Moskau und Leningrad 1947, 210 S. (angez. von S. I. Katzenelsohn: entstelltes Bild Herodots; nicht marxistisch; nicht empfehlenswert). — S. F. Keček'jan: Učenie Aristotelja o gosudarstve i prave (Die Lehre des Aristoteles über Staat und Recht), Moskau und Leningrad 1947, 220 S. (angez. von M. Uzunova: methodologische Fehler; kritiklose Benutzung bourgeoiser Literatur). — A. A. Jessen: Grečeskaja kolonizacija Severnogo Pričernomor'ja (Die griechische Besiedlung des Nordrandes des Schwarzen Meeres), Leningrad 1947, 92 S., 4 Karten (angez. von S. V. Kiselev und B. I. Nadel: wertvolles, sorgfältig gearbeitetes Werk; gelegentlich zu sehr vereinfachend). — Gosudarstvennij Ėrmitaž. Trudy otdela istorii kul'tury i iskusstva Vostoka (Staatliche Eremitage. Arbeiten der Abteilung für Kultur- und Kunstgeschichte des Orients), Bd. IV, Leningrad 1947, 502 S., 75 Tafeln (angez. von V. V. Pavlov: Sammlung wertvoller Aufsätze). — A. N. Popov und P. M. Šendjapin: Latinskij jazyk. Ėlementarnyj kurs. . . . (Die lateinische Sprache. Elementar-Lehrbuch . . .) (angez. von B. I. Nadel: gelegentliche Flüchtigkeitsfehler).

Chronik. 136–144: Nachruf auf Abram Borisovič Ranovič (1888–1948; Hellenismus, antike und allgemeine Religions-Geschichte vom marxistischen, religionsfeindlichen Standpunkte aus). — 144–150 D. I. Nudelmann: Boris Vladimirovič Farmakovskij (gest. 1928; Gedenkaufsatz; Archäologie, antike Kunst). — 150–155: S. A. Vjazigin: Beinhäuser in der Siedlung Qal'aly Qyr I des Bezirkes Tašauz der Türkmenischen Republik (Ähnlichkeiten mit Iran; 7.—3. Jahrhundert v. Chr.). — 155–163 A. P. Okladnikov: Archäologische Untersuchungen in der Burjat-Mongolei 1947 (Felszeichnungen im Gebirge der Selenga und Lena von wandernden Mongolen: aus dem 1. oder Anfang des 2. Jahrtausends n. Chr.) — 163–166 M. M. Kobylina: Die Statuette der »Bärin« aus dem Berezani-See (Zeichen eines Artemis-Kultes in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. am Berezani-See; im Museum in Odessa). — 166–169 O. N. Bader: Ein einzigartiges sassanidisches Gefäß aus der Gegend von Qungur. — *Chronik des wissenschaftlichen Lebens:* 169–181 I. K.: Wissenschaftliche Sitzung über die Archäologie Transkaukasiens (Wiedergabe zahlreicher Referate). — 181f. B. I. Nadel: Der Lehrstuhl für klassische Philosophie der Leningrader Universität. — 182f. I. Vejckovskij: Der Lehrstuhl für klassische Philosophie an der Lemberger Universität 1946/47 (Beides Berichte über gerade abgeschlossene und laufende Arbeiten). —

Berichte und Mitteilungen. 184–193: I. G. Lifschitz ('Livšic'): Eine neue Variante des Mythus von der Geburt und dem Untergang der Sonne (Übersetzung und Erläuterung eines Abschnittes aus dem 175. Kapitel des »Totenbuches«). — 193–204 V. F. Gajdu-

3. Es handelt sich hier und in allen parellelen Fällen nur um einen Bericht über die Besprechung, nicht um eine Meinungsäußerung des Berichterstatters über das Buch selbst, das ihm meistens gar nicht zugänglich ist.

kevič: Zur Geschichte der Landwirtschaft im antiken Kleinasien (Vergleich von Angaben Herodots und Strabons mit dem Ausgrabungsbefund). — S. 204–211 S. Ja. Lurje: Der Kult von Mutter und Tochter im Bosporanischen Reiche (Erläuterung dreier Inschriften aus dem Pontusgebiete zum Kulte der Göttin Ma). — 212–214 B. Nadel: Die Bosporanische Inschrift IOSPE II 33 (Ergänzungs- und Deutungsversuch). —

Beilage. 215–330 Vasilij V. Latyšev: Nachrichten der alten Schriftsteller über Skythien und Kaukasien (Fortführung dieser außerordentlich wertvollen Zusammenstellung; vgl. oben).

Vestnik Drevnej Istorii (Jahrgang 1948, Heft 4 [26])

14–23 A. I. Tjumenev: O prednaznačenii ljudej po mifam drevnego Dvureč'ja (Über die Vorherbestimmung der Menschen nach den Mythen des alten Zweistromlandes) (Untersucht die Fragmente des sumerischen Sündflutepos aus Nippur: Ea). — 24–34 M. I. Maksimov: K voprosu o vychode Chettov na južnyj bereg Černogo Morja (Zur Frage vom Vormarsche der Hethiter ans Südufer des Schwarzen Meeres) (Vermutet – ohne abschließende Sicherheit – eine Ausdehnung der hethitischen Macht bis ans Schwarze Meer – von Boğazköy aus – und hält den neuausgegrabenen Hügel Ak Alan – südwestlich von Amisos – für ein Bollwerk an der anzunehmenden großen Handelsstraße von Kaisareia über Amasia nach Amisos, die also etwas östlich des Halys verläuft). — 35–54 N. A. Maškin: Karfagenskaja deržava do puničeskich vojn (Karthagos Macht bis zu den Punischen Kriegen) (Übersicht über die innere und äußere Geschichte Karthagos bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. an Hand der klassischen Literatur und unter fortdauerndem Vergleiche mit S. Gsells Ergebnissen: Histoire ancienne de l'Afrique du Nord, I–IV, 1920–1928). — 55–64 Ja. A. Lenzmann ('Lencman'): Dar Massinissy (Massinissas Gabe) (Zur Frage des Getreidehandels von Delos zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr., unter Heranziehung und Ausdeutung einschlägiger Inschriften). — 65–76 A. Ranovič: »Gnomon Idiologa« (Beschreibung und Übersetzung des Idios-Logos-Papyrus [vgl. R. E. s. v.! B. Sp.] aus Ägypten, aus der Zeit des Augustus). — 77–84 T. V. Blavatskaja: Nadpis' Agafa iz Fanagorii (Die Agathos-Inschrift aus Phanagorion) (Herausgabe und Übersetzung einer 1947 gefundenen griechischen Grabschrift von 179 n. Chr. aus dem Gebiete des Bosporanischen Königreiches). — 85–90 M. M. Kobylina: Novyj pamjatnik Bosporskogo iskusstva – Stela Agafa (Ein neues Denkmal der Bosporanischen Kunst: die Stele des Agathos) (Würdigung der zur vorgenannten Inschrift gehörigen Stele aus Phanagorion mit Thron- und Reiter-Abbildungen; wichtig für die Entwicklung der bosporanischen Skulptur). —

Kritik und Bibliographie. 91–134: B. I. Ravdonikas: Istorija pervobytnogo obščestva (Geschichte der urtümlichen Gesellschaft), Teil II, Leningrad 1947, 392 S., 152 Abb. (angez. von V. K. Nikol'skij: mißglückt; als Lehrbuch für die sowjetische Studentenschaft nicht geeignet. Die Auseinandersetzung mit dem Buche wird weitgehend auf Grund der Ansichten von Friedrich Engels geführt). — V. N. D'jakov: Istorija rimskogo naroda v antičnuju épochu (Geschichte des römischen Volkes in der Antike), Teil I, 1947 (angez. von S. L. Utčenko: verschiedene Mängel; viele Druckfehler). — Beurteilung des Buches N. A. Maškins: Istorija drevnego Rima (Geschichte Alt-Roms) (von O. N. Julkina: Bericht über eine Diskussion im Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR: als wertvolles Unterrichtsmittel auch in Schulen festgestellt). — S. A. Semënov-Zuser: Skifskaja problema v otečestvennoj nauke, 1892–1947, Char'kov 1947, 192 S. (angez. von L. A. El'nickij: wertvolle, aber ergänzungsbedürftige Pionierarbeit). — 117–124: Beurteilung von P. N. Tret'jakovs Buche: Vostočnoslajanskie plemena (Die ostslawischen Völker) (von G. B. Fëdorov: Diskussionsbericht einer Sitzung des Instituts für Geschichte der materiellen Kultur der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.: die Bedeutung des Buches für die sarmatisch-slawische

Frage). — Archeologija (Archäologie), Bd. I, Kiev 1947, 198 S. (angez. von N. Trubnikov: Übersicht über die Beiträge). — Pamjatniki iskusstva (Denkmäler der Kunst. Bericht des staatlichen Puškin-Museums für bildende Kunst), 1947, Heft 2, 42 S. (angez. von N. V. Pjatyševa: wertvolle Aufsatz-Zusammenstellung). — Beurteilung der »Vseobščaja Istorija Architektury« (Allgemeine Geschichte der Architektur), Teil I (von L. E.: Diskussionsbericht des Institutes für Geschichte und Theorie der Architektur der UdSSR: wertvolle sachliche und ideelle Bereicherung der Literatur zum Thema).

Chronik. 135–142: Nachruf auf Aleksandr Vasil'evič Mišulin (1901—1948), bisherigen Redakteur der vorliegenden Zeitschrift (Althistoriker, besonders Organisator, auch marxistischer Theoretiker; antike Sozial- und Kriegsgeschichte; Übersichten der griechischen und römischen Geschichte; mit Schriftenverzeichnis). — 143–153 B. B. Piotrovskij: Die Stadt des Gottes Teischeba – das letzte Bollwerk der urartäischen Macht in Transkaukasien (Ausgrabungsergebnisse aus Karmir-blure). — 154–158 A. P. Ivanova: Die Grabstele des Freigelassenen Philothemos (Herausgabe und Erläuterung einer griechischen Inschrift aus der Gegend von Kertsch). — 158–160 N. Rozanova: Eine Kamminschrift aus dem Schwarzmeergebiete (Rekonstruktion; aus einem – nicht näher lokalisierbaren – südrussischen Funde). — 160–163 P. B. Achmerov: Hellenistische Amphoren aus Sinope (Zwei Stücke; eines mit griechischer Inschrift). — 163–171 S. I. Kapošina: Vollversammlung des Institutes für Materielle Kultur zur Archäologie Mittelasiens (Tagungsbericht; Wiedergabe zahlreicher Referate).

Berichte und Mitteilungen. 172–177: N. M. Postovskaja: Ägypten zur Zeit der 1. Dynastie nach neuen archäologischen Entdeckungen (Zusammenfassung der Berichte, besonders aus den Jahren 1936/39). — 177–187 R. Rubinstein: Die innere Politik des Pharaos Wahkoi Wahkarē (Regierungsform, Stellung des Adels, soziale Unruhen um 2110 v. Chr.). — 187–200 L. M. Rogalin: Der erste keltiberische Krieg 197–179 v. Ch. (Chronologischer Abriß auf Grund der antiken Literatur und der Arbeiten Schultens, mit einer Übersichtskarte). — 200–206 L. Melik'set'-Bekov: Zur Lage von Seusámora (Zur Strabon-Stelle Geogr. XI, 3, 5: Georgien, Mündungsgebiet der Aragva in die Kura, unter Berücksichtigung der modernen Topographie; mit einer Karte). — 206–208 M. E. Sergeenko: Die Landwirtschaft bei Cato. — 208–222 K. K. Zel'in: Die Grundzüge der historischen Konzeption bei Pompeius Trogus (Aufbau und Gliederung des Werkes und sein Verhältnis zu den »Historiae Philippicae«). —

Beilage. 223–298 Vasilij V. Latyšev: Die Nachrichten der alten Schriftsteller über Skythien und Kaukasien (Fortsetzung).

Vestnik Drevnej Istorii (Jahrgang 1949[4], Heft 1 [27])

S. 11–28 A. Ranowitsch: Ossnownyje problemy isstorii ellinizma (Grundfragen der Geschichte des Hellenismus) (Setzt sich mit der deutschen Forschung und mit Tarn auseinander, denen zu geringe Beachtung der sozial-ökonomischen Faktoren vorgeworfen wird. Der Verfasser untersucht dann in Anlehnung an die marxistisch-leninistische Auffassung — mit häufigen Zitaten aus Marx und Engels — die »Krisis der antiken Polis«, die nach dem Peloponnesischen Kriege einsetzte. Unter diesen Umständen lag Alexanders Zug auch im Interesse der herrschenden Klassen des Ostens, obwohl die Sklavenhaltung hier keine solche Rolle spielte wie in Griechenland. In Griechenland ging der Klassenkampf auch in hellenistischer Zeit weiter. Gleichzeitig tritt eine Ver-

4. Aus satztechnischen Gründen wird die »volkstümliche Umschrift« des Russischen gegeben, die aber dem des Russischen kundigen Leser doch in den meisten Fällen eindeutig verständlich ist. Stimmloses »s« wird schematisch als »ss« [also russisches »cc« als ssss], stimmhaftes als »s« wiedergegeben. — Im übrigen gilt das sachlich zur Anzeige des Jahrgangs 1948 in den Anmerkungen Gesagte sinngemäß.

lagerung des politischen Schwergewichts im Mutterlande ein, während sich im Vordern Orient neue Zentren des Hellenentums bilden. Die Bedeutung des Geldverkehrs in der damaligen kapitalistischen Gesellschaft wächst. Im Osten bleibt die despotische Regierungsform erhalten; der Versuch einer Angleichung der Völker scheiterte. Aber die griechische Kultur wandelte sich; eine neue Entwicklung der religiösen und philosophischen Anschauungen bahnte sich an. So ist der Hellenismus eine Zeit allgemeiner Wandlungen geworden). — 29 — 39 M. I. Artamonow: K woprossu o proisschoshdenii Bossporsskich Sspartakidow (Das Problem der Herkunft der bosporanischen Spartakiden) (Zieht aus der Anlage und dem Inhalt der Gräber am Nordrande des Schwarzen Meeres — Pantikapaion usw. — aus der Zeit 5./3. Jh. v. Chr. Rückschlüsse auf eine rasche Hellenisierung der dortigen skythischen Bevölkerung unter der Dynastie der Archaianaktiden [seit 480 v. Chr.]. 438 ging die Macht — vielleicht als Reaktion auf den athenischen Vorstoß in diese Gegend — an die Spartakiden über, deren thrakische Abstammung aus sprachlichen Gründen sehr fraglich ist und unter denen immer neue Wallanlagen von einer Ausweitung der bosporanischen Macht nach Westen zeugen. Unter dieser Dynastie vor allem formte sich das dortige Leben zu einer »griechisch-barbar. Gemeinkultur« um. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts nannten sich die Herrscher dieses Hauses nur noch »Könige«; doch nahmen sie gleichzeitig griechische Namen an. Es erscheinen eigene Kunsterzeugnisse). — 40—56 A. W. Mischulin: O wosniknowenii Rimsskogo prowinzial'nogo uprawlenija w Isspanii (Das Eindringen der römischen Provinzialverwaltung in Spanien) (Beschäftigt sich mit der Frage der Teilung Spaniens in verschiedene Provinzen zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. und den Mittelpunkten dieser Verwaltungseinheiten, ferner mit der Verwaltungspolitik gegenüber den Iberer-Gemeinden — Geld- und Steuerprobleme — sowie mit dem Leben Spaniens in dem ersten Jahre der Provinzial-Ära, 197 v. Chr.) — 57 - 72 G. A. Melik'ischwili: Nekotoryje woprossy isstorii manejsskogo zarsstwa (Einige Fragen zur Geschichte des Manna-Reiches) (Das Man[n]a[š]-Reich [Munna-Reich] einigte die Nairi-Länder im 9./8. Jahrhundert v. Chr. nach dem Niedergang des Reiches Urartu; um den Urmia-See. Seine Ausdehnung, sein Verhältnis zu Urartu und zu Assyrien. Seit der Zeit Salmanassars III. [860—825] heftige Kämpfe, besonders mit Tiglatpileser III. [745—727] und Sargon II. Zeitweilige Waffenstillstände. Die Beziehungen zu Urartu in der damaligen Zeit sind kaum bekannt. Auch über das wirtschaftliche und soziale Leben kann nicht viel gesagt werden. Die Bevölkerung war seßhaft, die Hauptstadt war Zirta-Izirtu; das Land war von Befestigungen bedeckt. — An der Spitze des Staates steht ein Erbkönig, umgeben von Großen, Ratgebern usw. Über die andere Bevölkerung und die sicher vorhandenen Sklaven wissen wir nichts). — 73–75 I. D. Amussin: K ediktu Tiberija Julija Aleksandra (OGIS II 669) (Zum Edikt des Tib. Jul. Alex.) (von 68 n. Chr. Gilt nicht nur für Alexandrien, sondern auch für ganz Ägypten). — 76–85 A. D. Dmitrew: Padenije Dakii (Dakiens Fall) (Trotz den schweren Niederlagen in zwei Kriegen begannen die Daker seit 139 n. Chr. mit Aufständen wider die römische Herrschaft — bis 144. 156/57 folgte ein zweiter Aufstand, bis es seit 166 zu den großen Daker-Feldzügen Mark Aurels kam. Die Aufstände flackerten dann im Zusammenhange mit dem Vorstoße »barbarischer« Völker in das Römische Reich immer wieder auf und brachten trotz verschiedenen römischen Anstrengungen im 3. Jahrhundert die römische Herrschaft in Dakien schließlich zum Zusammenbruch). — 86–91 M. Je. Sergejenko: Katonowsskaja »Schkala dochodnossti« rasnych semel'nych ugodij (Catos »Ertrags-Scala« für verschiedene landwirtschaftliche Grundstücke) (Untersucht die »Stufen« dieser Scala. Cato wollte keineswegs eine Verteilung des Landes entsprechend seinem Ertrage, vergleiche dazu Columella I, 2, 3—5. Die Frage nach dem Grunde einer solchen Aufteilung bei Cato läßt sich nur vermutungsweise beantworten).

Publikationsteil. 92–100 Je. W. Tscheresow: Die Aufschriften der Leningrader Sphinxe (Abb., Textwiedergabe, Übers. aus dem Ägyptischen). — 100–111 A. N. Bern-

stamm: Alt-Fergana (1: die ältesten Kulturen, jüngere Steinzeit und Bronzezeit — mit Karte; 2: Verbreitung der sakischen und Wu-sun-Kultur [das heißt die der »echten Tocharer« = Arschi]; 3: die Ta-yüan und Kuschān, Grundrisse von Gräbern, Grabfunde, Rekonstruktion von Bollwerken). — 111–129 W. Babentschikow: Ein neuer Teil der Nekropole des skythischen Neapolis (Gräberfunde: Keramik, Glaswaren, Bronze- und Goldschmuck — viele Abbildungen).

Kritik und Bibliographie. 120–129 N. M. Nikol'sskij: Tschastnoje semlewladenije i semlepol'sowanije w drewnem Dwuretsch'je (Privater Bodenbesitz und private Bodennutzung im alten Zweistromlande), Minsk 1948. Isd. AN BSSR. 159 S. (angez. v. I. D'jakonow: Trotz kleinen Versehen höchst wertvoll). — 130–133 M. E. Matier ('Mat'je'): Isskusssstwo Nowogo Zarstwa XVI–XV weka (Die Kunst des Neuen Reiches 16./15. Jahrhundert v. Chr.), Leningrad 1947. Goss. Ermitash. 170 Seiten, 57 Abbildungen (Aus der Reihe »Isstorija Isskusssstwa drewnego Wosstoka«, Band I: Drewnij Jegipet, Heft 3) (angez. von W. W. Pawlow: Im wesentlichen Inhaltsangabe; anerkennend). — 134–137 W. D. Blawatsskaja: Isskusssstwo Ssewernogo Pritschernomor'ja antitschnoj epochi (Die Kunst des nördlichen Schwarzmeer-Ufergebietes im Altertum), Moskau 1947. GMII im. A. Ss. Puschkina. 119 Seiten. (angez. von I. B. Sejest: im wesentlichen Inhaltsangabe; wertvolle Materialsammlung). — 137–139 Gorazij. Isbrannyje Ody (Horaz. Ausgewählte Oden), herausgegeben und erläutert von Ja. Golossowker. Moskau 1948. Gosslitisdat. 144 S. (angez. von I. Ss. Posstupal'sskij: Einige Bemerkungen zur Übersetzung; Verbesserung einiger Versehen). — 140–142 Zusätzliches Verzeichnis von Aufsätzen zur Alten Geschichte in den per. Druckschriften der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. und der Bundesrepubliken (von W. Schlejew; neben den Isw. Ak. Nauk. SsSsR noch die Ssoobschtsch. Ak. Nauk. Gruz. SsSsR und die Isw. Ak. Nauk. Aserb. SsSsR).

Berichte und Mitteilungen. 143–153 D. B. Schelow: Zur Frage der Münzen der bosporanischen Städte Apollonia und Myrmekia (Geschichte der Forschung; Neulesung von Münzlegenden; Deutung von Münzbildern; Verzeichnis der Reverse dieser Münzen). — 153–155 K. M. Kolobowa: Aus der Geschichte des archaischen Griechenlands (Das archaische Rhodos) (Selbstreferat: Inhaltsangabe, Wirtschafts- und Sozialgeschichte). — 155–161 K. E. Grinewitsch: Die Siedlung »Schöner Hafen« im Lichte der neuesten Angaben (Kalós Limén auf der Krim; neue Funde; Zusammenstellung der Schriftsteller-Notizen über diesen Hafen). — 161–165 D. Kapanadse: Über die Zuverlässigkeit des Namens des Basileus Akes auf einem Stater) (Sprachliche Untersuchungen im Zusammenhang mit dem Worte Akua = Aki + auaa = die Leute des Akes).

Chronik. 166–178 Geburtstagsartikel für den 60jährigen Wassilij Wassil'jewitsch Struve (Ägyptologie, Altes Vorderasien; mit Schriftenverzeichnis). — 178–181 L. P. Charko: Numismatische Chronik (Die Sammlung A. G. Golikow, gestorben 1940; Kriegstod des Prof. Alekssandr Nikolajewitsch Sograf in Leningrad, 17. I. 1942: seine Arbeiten; Neufunde antiker Münzen in der UdSSR.). — 181 f. Dissertationen zur Alten Geschichte (Alphabetisches Verzeichnis von 30 Nummern).

Beilage. 183–295 Wassilij W. Latyschew: Nachrichten alter Schriftsteller über Skythien und Kaukasien (Fortsetzung, jetzt lateinische Schriftsteller; Anfang vgl. Jahrgang 1947, 1—4; 1948, 1—4).

Vestnik Drevnej Istorii (Jahrgang 1949, Heft 2 [28])

Noch nicht zugänglich, soll nachgetragen werden.

Vestnik Drevnej Istorii (Jahrgang 1949, Heft 3 [29])

S. 10–13 K. Kapanzian: O dwuch ssozial'no-polititschesskich terminach drewnego Blishnego Wosstoka (Über zwei sozial-politische Begriffe des Alten Vordern Orients): *Ewri* = Herrscher, König, und *Pitiaḫš* (*Bitiaḫš*) = Herr oder Leiter eines Bezirkes (*Ewri:* alt-churritisch, auch in Mitanni verwendet. Sein Vorkommen in Inschriften und Bilinguen. Vergleiche mit dem Armenischen. — Pitiachsch, ein georgischer Ausdruck seit dem 4./5. Jahrhundert n. Chr. = Magister equitum bei Ammianus Marcellinus. Abweichende Bedeutung im Armenischen: Markgraf. Ablehnung der iranischen Ableitung von Pâdischâh; Versuch einer luwisch-hethitischen). — 14–26 L. A. Jel'nizkij: Kimmerijzy i Kimmerijsskaja Kul'tura (Die Kimmerier und die kimmerische Kultur) (Zusammenstellung und Besprechung der antiken Zeugnisse: Herodot, Strabon und die Periplus-Werke; ihre Beurteilung durch W. A. Gorodzow. Mißerfolg der Versuche, vor-skythische Funde mit ihnen zu verbinden. Die Aussagen der assyrischen Quellen seit der Zeit Sargons II. [722–705 v. Chr.] über ihre Gegensätze zu den Skythen, die mit den Medern zusammen zum Sturze des Assyrischen Reiches 612 v. Chr. beitrugen. Die topographischen Angaben der Assyrer über die Kimmerier. Vergleich der assyrischen und griechisch überlieferten Namen. Die griechischen Nachrichten, besonders Herodot, sind allgemeiner gehalten als die assyrischen. Als dritte Quelle treten mythologische Angaben hinzu, auch Odyssee X 77ff., XI 14. Zusammenhang mit Phasis und Tauris. Die Artemis-Hymnen des Kallimachos als Quelle. Unterschiede der mythologischen und der geographischen Ansetzung der Kimmerier. Die kimmerische Kultur im 8./7. Jahrhundert v. Chr. und ihr besonderes Kennzeichen, eine Bronzeaxt. Verbindungslinien zur kaukasischen Kultur dieser Zeit. Verbreitung dieser Axt auch in Anatolien. — Spätere griechische Zeugnisse: Dionysos Periegetes). — 27–35 K. M. Kolobowa: Farnak I Pontijsskij (Pharnakes I. von Pontos) (Die Stellung dieses Herrschers im Kräftespiele des damaligen Kleinasiens. Seine Rolle beim Kriegsausbruch 182 v. Chr. Kritik an Ed. Meyers Auffassung unter Auswertung einer chersones. Inschrift (IOSPE I, Nr. 402) mit Ergänzungs- und Deutungsversuchen. Bald nach der Herstellung des Friedens starb Pharnakes 179 v. Chr.). — 36–45 T. W. Blawatsskaja: Wnutrenneje usstrojsstwo sapadnopontijsskich gorodow w epochu ich awtonomii (Die innere Struktur der west-pontischen Städte zur Zeit ihrer Autonomie) (Die Entwicklung der Phylen-Verfassung in Odessos, Tomoi, Dionysopolis, Chersonesos, Mesembria usw. sowie in Histria unter Auswertung der antiken Quellennachrichten und der Inschriften: wirtschaftliche Verhältnisse, Gewichte). — 46–62 O. W. Kudrjawzew: Rim, Armenija i Parfija wo wtoroj polowine prawlenija Nerona (Rom, Armenien und Parthien in der 2. Hälfte von Neros Regierung) (Die Entwicklung seit 60 n. Chr., als Nero mit inneren Widerständen in seinem Reiche zu kämpfen hatte. In Armenien war 59 Tigranes, ein Urenkel Herodes d. Gr., zur Regierung gekommen, der letzte Suzerän Roms auf dem Throne. Auch er hatte mit Widerständen der »Intelligenz« zu kämpfen. Ein Teil dieser armenischen »Intelligenz« wandte sich an Parthien, der andere hielt zu Rom. Der letztere hatte zeitweise das Übergewicht. Doch trat Rom den Armeniern schroff gegenüber. So kam es zum Kriege gegen Corbulo, in den sich alsbald die Parther unter Vologeses zur Wiedererringung ihrer Macht einmischten. Daneben liefen Versuche eines friedlichen Ausgleichs durch eine Gesandtschaft des Vologeses an Nero, die aber scheiterte. Der Krieg begann von neuem. Der Verlauf der Kampfhandlungen, die 66 mit einem Kompromiß endeten, wird eingehend geschildert. Der neue armenische Herrscher Tiridates wird symbolisch von Nero aufs Neue eingesetzt. Aber Armenien wurde nicht von den Römern besetzt; ein Abkommen mit den Parthern sicherte gleichwohl die Stellung Roms. – Abschließend Periodisierung der Partherpolitik Neros). .— 63–68 Je. W. Tscheresow: K woprossu o posemel'nych otnoschenijach w Jegipte epochi drewnego zarsstwa (Zur Frage der Grundbesitzverhältnisse in Ägypten zur Zeit des Alten Reiches) (Deutungsversuch einiger alt-ägyptischer Termini. Der Charakter der Schutzbriefe der 5. und

6. Dynastie für den Tempelbesitz). — 69–73 Ss. I. Kowalew: Alekssandr i Klit (Alexander und Kleitos) (Versuch, »die Geschichte Alexanders des Großen im Gegensatze zur bourgeoisen Geschichtsschreibung vom Standpunkte des Klassenkampfes aus zu beleuchten.« Die Auseinandersetzung mit Kleitos war kein persönlicher Konflikt. Vielmehr war Kleitos der Vertreter der Gruppe der »Intelligenz«, die ihre Verpflanzung nach Asien nur ungern sah. Nach dem Tode des Philotas und Parmenions trat Kleitos deutlicher auf, und seine »Strafversetzung« als Statthalter Sogdiens mag er bei dem Mahle, auf dem der Mord geschah, offen bemängelt haben. So war die Tat an sich vielleicht zufällig, aber sie entsprang »einem Zusammenstoße zweier Tendenzen, zweier sozialer Kräfte«). — 74–85 Ss. L. Uttschenko: Utschenije Zizerona o ssmeschannoj forme gossudarsstwennogo usstrojsstwa i ego klssssowaja ssuschtschnostj (Ciceros Lehre von der Mischform des Staatsaufbaues und ihre klassenmäßige Bedingtheit). (Stellt »im Gegensatze zur bourgeoisen Geschichtsschreibung« den »Klassen-Sinn« dieser Verfassung bei Platon und Cicero fest. »Es handelt sich um den Versuch der herrschenden Klasse der sklavenhaltenden Gesellschaft, demokratische Formen der Regierung abzulehnen«. In diesem Sinne wird das erste Buch von »De re publica« untersucht. Vergleiche mit dem Bestreben Platons in den »Gesetzen« (III), die beste Form des Staates festzustellen. Die Auffassung von der »Ewigkeit des Staates« ist typisch römisch und findet sich auch bei Vergil, Horaz und Sueton. Wichtig für die politischen und ideologischen Anschauungen Ciceros ist auch das II. Buch von »De re publica«. Gegensatz zur griechischen Auffassung: die Ausführungen über die Wahl des Ortes für die Gründung einer Stadt, Ablehnung von Pythagoras als Lehrer des Numa Pompilius, die weiter vermehrt werden könnten. Trotzdem wurde der Grundgedanke von der Mischform des Staatsaufbaus durch Cicero den Griechen entlehnt. Einzelfragen des II. Buches; Stellung zu Catilina. Verbreitung der Ideen von Concordia und Consensus durch Cicero auch zur Zeit der Triumvirn und der anschließenden Wirren. Aufrichtigkeit Ciceros: Er ist der Sachwalter der Klassenbelange der römischen Oberschicht des sklavenhaltenden Zeitalters).

Veröffentlichungen. 86–92 W. W. Borissowa: Amphorenhenkel mit den Namen der Astynomen im alten Chersonesos (Verzeichnis mit Ergänzungs- und Deutungsversuchen). — 92–101 I. B. Sejesst: Die Ausgrabungen in Kimmerikon 1947/48 (Mit Plan, Abbildungen und Zeichnungen von Amphoren-Bruchstücken: es ergibt sich, daß die Stadt schon im 5. Jahrhundert v. Chr. bestand; ob vom Bosporanischen Reiche abhängig?).

Kritik und Bibliographie. 102–109 W. I. Awdijew: Isstorija drewnego wosstoka (Geschichte des Alten Ostens), Moskau 1948. OGIS, Gosslitisdat. 588 S. (angez. von W. K. Nikol'sskij, D. G. Röder, N. M. Posstowsskaja: Ausführliche Inhaltsangabe mit Würdigung vom Standpunkte der marxistischen Theorie und der Verwendbarkeit als Schulbuch). — 110–119 W. Ss. Ssergejew: Isstorija drewnej Grezii (Geschichte Alt-Griechenlands), Moskau 1948. OGIS, Gosslitisdat. 552 S. (angez. von N. N. Pikuss: Ausführliche Inhaltsangabe und Beurteilung vom gleichen Standpunkte aus. Die Mängel der 2. Auflage sind vermindert und im wesentlichen auf Einzelheiten beschränkt; eine weitere Hervorhebung der Klassengegensätze ist erforderlich). — 119–129 N. A. Maschkin: Isstorija drewnego Rima (Geschichte Alt-Roms), Moskau 1947. OGIS, Gosslitisdat, 678 S. (angez. von E. M. Steuermann: Mangelnde Verbindung zwischen politischer, wirtschaftlicher und Sozialgeschichte, aber doch im obigen Sinne brauchbar. Wichtig besonders die gute Rechtsgeschichte sowie die beigegebenen Karten und Pläne). — 129–136 Ss. I. Kowalew: Isstorija Rima (Geschichte Roms), Leningrad 1948. Isdanije LGU — der Leningrader Staatsuniversität - 807 S. (angez. von A. G. Bokschtschanin: In der vorliegenden Form unbedenklich. Fragen der Methodik und des Fehlens der Historiographie sind zu erörtern. Wichtig wird auch eine häufigere Anführung der klassisch marxistisch-leninistischen Auffassung zu den Einzelfragen sein). — 136–139 N. A. Maschkin und

D. G. Röder: Isstorija drewnego mira (Geschichte der Alten Welt), Handbuch für ... Studenten ... der pädagogischen Institute, Moskau 1948. Utschpedgis. 104 S. (angez. von Ja. Lenzmann: Gutes Schulbuch). — 140–148 G. D. Below: Cherssoness Tawritschesskij (Der Taurische Chersones), Leningrad 1948. Goss. Ermitash. 147 S. (angez. von W. F. Gajdukewitsch und W. D. Blawatsskij: Erforschungsgeschichte, Inhaltsangabe. Gewisse Korrekturen bei der Darstellung der Wirtschaftsgeschichte nötig; nützliche und brauchbare Arbeit. — Der Anteil des Verfassers an der Erforschung des Themas; seine Auffassungen im Vergleich mit denen anderer Forscher). — 149–155 Zssjanj-bo-Zssjanj [Kian-po-kian]: Die Grundlagen der chinesischen Geschichte (chinesisch), Bd. I: Die vorgeschichtliche Zeit, die Periode Inj-Tschshou, Schanghai-Tschunking 1946. Verlag »Leben«. 408 S. (angez. von G. Asstaf'jew: Schullehrbuch im Sinne der »demokratischen Erneuerung Chinas«. Die Periodisierung der Geschichte Chinas in diesem Buche; wirtschaftsgeschichtliche Momente; ideologische Fragen der chinesischen Geschichte).

Berichte und Mitteilungen. 156–169 D. G. Kapanadse: Zu den ältesten Goldmünzen Georgiens (Zusammenfassung früherer Arbeiten; Aufteilung in 2 chronologische Gruppen nach dem Aussehen – Abbildungen – und Aufgliederung nach Fundorten. Karte. Fragen der Prägung, des verwandten Metalls, Verzeichnis der Münzen nach dem Vorbilde des Staters Alexanders des Großen und dem des Lysimachos). — 170–178 N. P. Rosanowa: Die Weihinschriften von Phanagorion als Quelle zur Topographie der Stadt (Einzeluntersuchungen für die Zeit vom 4. Jahrhundert bis 77 v. Chr.). — 178–184 M. E. Grabarj-Passssek: Hero und Leander (Nachrichten über die Städte Abydos und Sestos von der Ilias an, Herodot, Strabon usw.; Behandlung des Motivs bei Vergil, Georg. [Anekdote: III 258/63], Ovid, Martial. Wandlungen des Typs).

Chronik. 185: Adresse für Robert Jur'jewitsch Wipper zum 90. Geburtstage. — 186–190 I. Kruglikowa: Die Sitzung der Abteilung für Geschichte und Philosophie und des Plenums des Instituts für Geschichte der Mat. Kultur der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zur Würdigung der Ergebnisse der Ausgrabungen 1948 (Protokolle der Einzelvorträge). — 190f. N. M. Posstowsskaja: Aus dem Leben der Institute der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und der höheren Lehr-Einrichtungen (Wus): Das Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften (Übersicht über abgeschlossene und laufende Arbeiten). — 192f. I. D. Amussin: Das Orient-Institut der Akademie der Wissenschaften (Protokolle). — 193–202: Berichte über abgeschlossene und laufende Arbeiten beim Lehrstuhl für Alte Geschichte der Leningrader Universität, für Geschichte Alt-Griechenlands und Roms ebenda, für Alte Geschichte beim Leningrader pädagogischen Herzen-Institut, für Alte Geschichte beim Moskauer Pädagogischen Potjómkin-Institut, für Alte Geschichte beim Moskauer pädagogischen Gebietsinstitut, für Alte Geschichte und Archäologie der Universität Char'kow.

Beilage. 203–308 Wassilij W. Latyschew: Iswesstija drewnich pissatelej o Sskifii i Kawkase (Die Nachrichten der alten Schriftsteller über Skythien und Kaukasien: Lateinischer Teil, Forts.).

Vestnik Drevnej Istorii (Jahrgang 1949, Heft 4 [30])

15–28 W. W. Struve: Darij I i Skify Pritschernomor'ja (Dareios I. und die Skythen des Schwarzmeergebietes). (Stellt die Meinungen verschiedener »bourgeoiser« Forscher, Dareios habe auch über die Skythen am Schwarzen Meer geherrscht, der entgegengesetzten Angabe Herodots gegenüber, dessen Schilderung sich gerade in den letzten Jahren, z. B. hinsichtlich der Saken als stichhaltig erwiesen hat. Die Darstellung bei Ktesias läßt den Zug des Ariaramnes ans Nordufer des Schwarzen Meeres dem Skythenzuge des Dareios vorangehen; dieser Schriftsteller widerspricht oft dem Herodot absichtlich. Auch die Behistûn-Inschrift erweist sich in ihren diesbezüglichen Angaben

als zuverlässig: die Skythen am Schwarzen Meere sind dem Dareios nicht untertan. Die Auslegung Kents läßt sich nicht halten: grammatische Vergleiche zwischen der Behistûn- und der Persepolis-Inschrift. Die »Länder jenseits des Meeres« beziehen sich auf die Eroberungen jenseits des Bosporus. Kents Deutung der »Saken« und der »Griechen am Meere und jenseits des Meeres« wird abgelehnt. Auch hier bezieht der Verfasser den Ausdruck auf das Gebirge am Hellespont und der Propontis. Prüfung der Aussagen der Inschrift über die Saken, die Thraker und die Maciya [in Makrán] sowie die Karka. Die »Saken jenseits des Meeres« haben mit den Skythen am Schwarzen Meere nichts zu tun. Einzelfragen der Inschrift-Lesung: gegen Posener und für Golenischtschew und Turajew. Die »Saken jenseits des Meeres« gehören nach Mittelasien). — 29–40 S. I. Kowalew: Monarchija Alekssandra Makedonsskogo (Die Monarchie Alexanders des Großen). (Vergleich der Entwicklungstendenzen in Griechenland, Makedonien und dem Perserreiche im 4. Jahrhundert: In Makedonien kämpfen verschiedene Parteien um die Macht. Die Ermordung Philipps II. hängt damit zusammen. Mit dem konservativen makedonischen Adel, der Philipp feindlich war, mußten die konservativen Griechen und auch Dareios III. sympathisieren. Doch vermochte sich 336 die andere, Philipp und Alexander freundliche Partei durchzusetzen, die freilich aus ganz verschiedenen »sozialen Elementen« zusammengesetzt war. Auch auf den ägäischen Inseln versuchten die Perser, die Aristokratie gegen Alexander aufzuhetzen, aber Memnons Tod und die Abberufung der griechischen Söldner nach Syrien – zur Unterstützung des persischen Heeres – vereitelten diesen Plan. Demgegenüber zeigt sich Alexander in Karien, in Ägypten und später Babylonien als Sachwalter örtlicher Belange; entsprechende Organisation dieser Gebiete. Der Tod Dareios' III. macht Al. de iure zum persischen König; er sieht ein, daß sein Reich nur durch eine Verschmelzung des griechischen und persischen Elements gehalten werden könne. Daher die Annäherungspolitik; doch steigert der indische Feldzug die Opposition. Schon vor seinem Tode Auflösungserscheinungen in der Westhälfte des Riesenreiches, die sich nach 323 durchsetzen). — 41–50 A. G. Bokschtschanin: Bitwa pri Karrach (Die Schlacht bei Karrhai). (Im Anschlusse an ein Stalin-Wort von der Wichtigkeit einer Kombination von Abwehr- und Angriffsmaßnahmen in der Gegenwart wird der Feldzug des Crassus 53 v. Chr. als antikes Beispiel dafür behandelt. Überblick über die parthisch-römischen Beziehungen seit der spät-hellenistischen Zeit. Analyse der politischen Lage von 57 an. Eingehende Schilderung der Heeresstärke, der militärischen Bewegungen und des Verlaufs der Schlacht. Die Gründe des römischen Mißerfolges: Der Widerwille der Ostvölker gegen griechisch-römische Bevormundung, mangelnde Ortskenntnis der Römer, blindes Selbstvertrauen des Crassus). — 51–61 N. A. Maschkin: K woprossu o rewoljuzionnom dwishenii rabow i kolonow w Rimsskoj Afrike (Zur Frage der revolutionären Bewegungen der Sklaven und Kolonen im Römischen Afrika). (Einspruch gegen die »bourgeoise Vorstellung« vom »idyllischen Verlaufe« der Entstehung des Großgrundbesitzes: Saumagne, Piganiol, Jul. Miller. Demgegenüber unterstreicht die sowjetische Forschung – Maschkin selbst, Kowalew, Mischulin – den »demokratischen und revolutionären Charakter« der sozialen Bewegung, besonders in Afrika. Überblick über die sozialen Bewegungen in Italien seit Spartacus und Clodius. Im 3. Jahrhundert n. Chr. kam es in Gallien zu Unruhen, die sich im 4./5. Jahrhundert auch nach Afrika übertrugen. So wurden die Donatisten und Agonistiker Verbündete der vorstoßenden mauretanischen Völker: 372 Firmus, 397 Gildonius. Doch ist die Geschichte der agonistischen Bewegung – eine Aufgabe der Sowjet-Wissenschaft – von Dmitrew – in dieser Zeitschrift 1948/3 – verzeichnet worden: Augustinus setzt die Agonistiker nicht den Circumcelliones gleich. Einzelerörterungen dazu. Dmitrew ist wesentlich durch wahl- und kritiklose Benützung von Ducanges Glossar in seinen Irrtum verfallen). — 62–74 N. I. Golubzowa: Italija w natschale V weka i wtorshenije Alaricha w Rim (Italien zu Beginn des 5. Jahrhunderts und Alarichs Eindringen in Rom). (Gegen »bourgeoise Verfälschungen« zeigt der Verfasser, daß

Alarichs Einbruch nicht zufällig war, sondern sich aus der Lage – Verhältnis zu Stilicho – zwangsläufig ergab. Dessen Sturz war nicht das Werk einer kleinen Gruppe, sondern das des gesamtitalienischen »barbarenfeindlichen« Widerstandes. Dementsprechend traf Alarich überall auf entschlossene Abwehr, außer bei den Sklaven. So forderte Alarich nach der schließlichen Übergabe Roms deren Freilassung. Darstellung der Verhandlungen und Ereignisse des Jahres 410. Doch widersprechen die Quellen den abendländischen Darstellungen von Alarichs korrektem Verhalten. Das Jahr 410 war das Ergebnis einer sozialen Krisis; die neugestellte Sklavenfrage trug wesentlich zum Untergang Westroms bei). — 75–86 A. I. Tjumenew: Chressonesssskije etjudy: Cherssoness i messtnoje nasselenije: Tawry (Chersonesos-Studien III: Chersonesos und die eingeborene Bevölkerung: die Taurier). (Zeigt in Fortsetzung von WDI 1938, 2/3, S. 245 ff., daß Chersonesos nie eine besondere Bedeutung als Handelsstadt hatte, dafür fehlte trotz dem guten Naturhafen ein Fluß und eine bequeme Landverbindung. So zeigen sich die taurischen Spuren [Steinkistengräber] in der nächsten Umgebung der Stadt ziemlich unbeeinflußt; Obertaurien hatte überhaupt keine Beziehungen zu den Griechen. Überblick über die Geschicke der Taurier; die Ausgrabungen seit 1928/29, Münzfunde). — 87–98 Je. Ss. Golubzowa: Wneschnepolititscheskoje poloshenije Bossporsskogo zarsstwa na rubeshe naschej ery (Die innenpolitische Lage des Bosporanischen Reiches um Christi Geburt). (Trotz formeller Abhängigkeit von Rom – die von Rostovtzeff auf Grund äußerer Indizien zu eng aufgefaßt wird – war das Land innerlich ziemlich unabhängig. Schilderung der Persönlichkeit des Königs Aspurgos, der Aspurgianoi und der Königin Dynamia an Hand auch der Münzen: Das Bosporanische Reich prägte als erstes östliches auch goldene. Herkunft und Schicksal des Usurpators Scribonius; Inschriften aus seiner Zeit. Die Rolle des römischen Schützlings Polemon und die Lage nach seinem Tode [8 v. Chr.]. Münzen. Seine Nachfolger Asandros 8 v.–7 n. Chr. und Aspurgos 10–36 n. Chr. Das Bosporanische Reich hatte damals viel innere Bewegungsfreiheit).

Publikationsteil. 99–123 P. B. Achmerow: Über die Astynomen-Stempel im hellenistischen Chersonesos (Materialsammlung, Beschreibung, Analyse und tabellarische Verarbeitung des vorliegenden Materials). — 123–132 I. Lurje: Papyrus 1114 in der Eremitage und die im Worte »Uschebti« verkörperten sozialen Ideen (Veröffentlichung, Übersetzung und Erläuterung dieses ägyptischen Textes aus der Zeit von der 20. bis 21. Dynastie. Vergleich mit dem 166. Kapitel des Totenbuches. Uschebti sind zu Lebzeiten erworbene Sklaven, die für den Verstorbenen im Totenreiche arbeiten sollen). — 132–136 L. A. Jel'nizkij: Die Unterschrift auf einer Statue aus Anapa (Veröffentlichung, Ergänzungs- und Deutungsversuch der Inschrift; von 187 n. Chr.).

Kritik und Bibliographie. 137–151 Ss. P. Tolsstov: Drewnij Choresm (Alt-Chwârism), Moskau 1948. Verlag? 352 S. (besprochen von W. W. Struve: Inhaltsangabe mit einigen Ergänzungen dieses hervorragend wichtigen [natürlich die offizielle Geschichtsideologie vertretenden] Buches. [Die Ausgrabungen Tolsstovs in Chwârism und ihre Ergebnisse sind grundlegend. B. Sp.]). — 151–166 W. F. Gajdukewitsch: Bossporsskoje zarsstwo (Das Bosporanische Reich). Moskau und Leningrad 1949. Isd. AN SSSR. 622 S. (besprochen von 1: W. D. Blawatsskij: wichtige und gründliche Arbeit, Inhaltsübersicht, einige Bemerkungen, und 2: O. W. Kudrjawzew: Grundsätzliche kritische Einzelbemerkungen an Hand der antiken Literatur). — 166–169 T. N. Knipowitsch: Tanais, Moskau und Leningrad 1949. Isd. AN SSSR. 177 S. (besprochen von D. B. Schelow: Das Werk zieht das erschöpfende Fazit aus einer hundertjährigen Forschung über Tanais; Inhaltsangabe). — 169–177 A. Ranowitsch: Wosstotschnyje prowinzii Rimsskoj Imperii (Die Ostprovinzen des Römischen Reiches), Moskau und Leningrad 1949. Verlag ? 262 S. (besprochen von K. K. Sel'jin: Sorgfältige Auswertung der Quellen; kritische Auseinandersetzung mit der »bourgeoisen Auffassung«, wenn auch nicht in allem erschöpfend). — 178–181 B. D. Grekow und M. I. Artamanow (Red.):

Isstorija kul'tury drewnej Russi, I: Domongol'sskij period (Kulturgeschichte Alt-Rußlands, I: Vor dem Mongoleneinbruch), 1: die materielle Kultur, Moskau und Leningrad 1948. Ids. AN SSSR. ? S. (besprochen von G. B. Fjódorow: Klare und umfassende Darlegung des weiten Tatsachenmaterials, sorgfältige Prüfung der historischen Erscheinungen im Vergleich mit der sozialen und politischen Geschichte, mit guten Abbildungen und Karten. Die Mängel sind zweitrangig und leicht auszumerzen). — 181–186 W. D. Blawatsskij: Isskussstwo Sserwernogo Pritschernomor'ja antitschnoj epochi, (Die Kunst der nördlichen Schwarzmeergebietes im Altertum), Moskau 1947. Isd. GMNI im. A. Ss. Puschkina. 119 S. (besprochen von M. I. Makssimowa: Wertvoll als Sammlung und Darstellung des weit verstreut bearbeiteten Materials, »leider nicht mehr«). — 189–197 W. Ss. Ssokolow: Zur Frage der Methodik und Methodologie von Lehrbüchern der alten Sprachen (Scharfe kritische Auseinandersetzung mit der lateinischen Grammatik von Ss. Kondrat'jew und A. Wassnezow und der griechischen von Ss. I. Ssobolewsskij). — 197–201 Daicoviciu: La Transylvanie dans l'antiquité, Bukarest 1945. Verlag ? 267 S. (besprochen von I. Kruglikowa: Wichtig wegen der Darlegung der fortlaufenden Besiedlung des Landes durch die getisch-dakische Bevölkerung und ihres Übergangs in das rumänische Volk [eine bekanntlich sehr umstrittene, von den Rumänen immer verteidigte, von andern, besonders den Ungarn, aber angegriffene These. B. Sp.]; das Buch hat aber methodische Fehler). — 201–210: E. M. Steuermann ('Schtajerman'): Die zeitgenössische amerikanische Literatur zur Geschichte Alt-Roms (großenteils polemische Übersicht, die die amerikanische »Wissenschaft« [Anführungszeichen im Original] in den Spuren ihrer »unrühmlich untergegangenen deutsch-faschistischen Mitbrüder« sieht).

Berichte und Mitteilungen. 211–224 Ss. A. Ssemjónow: Die älteste Periode in der Geschichte Chinas (Bericht über die neuesten archäologischen Ausgrabungen in Nord-China im vergangenen Jahrzehnt; mit zahlreichen Abbildungen und Strichzeichnungen).

Beilage: 225–305 W. W. Latyschew: Die Nachrichten alter Schriftsteller über Skythien und Kaukasien (Fortsetzung der lateinischen Serie: Briefe, Reden, Lobreden, Listen, Chroniken, Gedichte u. dgl.).

Spuler.

NACHRICHTEN

Gaëtano de Sanctis

Am 15. Oktober 1950 beging Professor Gaëtano de Sanctis seinen achtzigsten Geburtstag. Das Herausgeberkomitee und die Redaktion der »Historia« sprechen dem hochverehrten Doyen der Althistoriker ihre wärmsten Glückwünsche aus. Ihre dankbare Bewunderung gilt dem furchtlosen Kämpfer nicht minder als dem großen Gelehrten.

Prosopography of the later Roman Empire

A committee has been set up under the auspices of the British Academy with the object of compiling a prosopography of the later Roman Empire (284—641 A.D.). Its object is to do for the later Empire what the Prosopographia Imperii Romani has done for the Principate, to provide the materials for the study of the governing class of the Empire. The majority of the entries will be persons holding official posts or rank together with their families, and the work will not include clerics except insofar as they come into the above categories.

The French Institute of Byzantine Studies are simultaneously launching a Christian prosopography covering roughly the same period (300—700 A.D.) which will include all persons, whether laymen or clerics, who play a part in the history of Christianity.

The two committees have agreed to cooperate in the collection of material, since though their aim is different, they both draw on the same sources. They cordially invite scholars interested in these projects to assist in whatever way they can.

There is a vast range of material to be worked through, including inscriptions and papyri, the Codes and the Councils and patristic and hagiographical literature, not only Latin and Greek, but also Syriac and Coptic. It would be convenient to the editors if those who wish to help would undertake responsibility for a definite author or other group of sources.

In order to establish the origins and connections of the entries and to make certain that no references to them are missed it will be necessary to collect many more names than will ultimately be published. After discussion it has been decided that it will be the only practical course to collect all references to personal names in literary sources. In dealing with inscriptions and papyri this would involve unnecessary labour and special instructions have been drafted. Will any persons prepared to help please communicate with either:

Professor *A. H. M. Jones*, Department of Ancient History, University of London, University College, Gower Street, W.C. 1 *or* Professor *H. I. Marrou*, Université de Paris, Faculté des Lettres (Histoire Ancienne du Christianisme), Sorbonne, Paris.

HISTORIA

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte

ABHANDLUNGEN

V. Ehrenberg, London: Origins of Democracy

H. Schaefer, Heidelberg: Verfassungsgeschichte von Kyrene

J. Bérard, Paris

Notes sur la Stratigraphie et la Chronologie de Troie au Bronze Récent

F. Vittinghoff, Hamburg

Zur angeblichen Barbarisierung des römischen Heeres durch die Verbände der Numeri

FORSCHUNGSBERICHTE

G. E. F. Chilver, Oxford: Augustus

A. Piganiol, Paris: L'oeuvre de F. Altheim

B. Spuler, Hamburg

Chorasmia in spätantiker Zeit nach den russischen Ausgrabungen

F. Heichelheim, Toronto: Griechische Wirtschaftsgeschichte

W. Schleiermacher, Freiburg i. Br.: Römisch-germanische Forschungen 1940/50

B. Saria, Graz: Neuere Forschungen über Noricum und Pannonien

R. Andreotti, Torino: Alessandro Magno

A. Falkenstein, Heidelberg: Altorientalische Chronologie

G. K. Jenkins, R. A. G. Carson, London: Greek and Roman Numismatic

M. Pallottino, Roma

Roma e gli Etruschi nella ricerca moderna 1940/50

REZENSIONEN

W. Seston: Dioclétien — M. Simon: Verus Israel — S. I. L. de Laet: Portorium M. Nilsson: Geschichte der griechischen Religion II — O. Menghin, Fr. Matz, G. Kaschnitz: Handbuch der Archäologie 2, 1 — A. Stein: Die Präfekten Ägyptens H. Bengtson: Griechische Geschichte

VERLAG FÜR KUNST UND WISSENSCHAFT BADEN-BADEN

ROLF NIERHAUS

INTERNATIONALE BIBLIOGRAPHIE
DER ALTEN GESCHICHTE 1940—1949

Format 17×25 cm — Umfang ca. 400 Seiten — Erscheint Ende Mai 1951

Die Internationale Bibliographie der Alten Geschichte 1940—1949 führt die Titel aller Publikationen, der Monographien und Zeitschriftenaufsätze auf, welche das Gebiet der Alten Geschichte betreffen. Die rd. 8500 Nummern sind in drei große Abschnitte gegliedert: 1. Geschichte des Alten Orients von den Anfängen bis zum Aufkommen des Islams. 2. Ur- und Frühgeschichte der Mittelmeerländer. 3. Griechisch-römische Geschichte bis zum Beginn des Mittelalters. Innerhalb der Kapitel sind die Titel nach Ländern und Sachgebieten geordnet. Die Bibliographie ist das erste vollständige Literaturverzeichnis der in- und ausländischen Arbeiten, welche während des Krieges erschienen sind, und deshalb unentbehrliches Arbeitsmittel.

Bezugsbedingungen:

Die Bibliographie erscheint als Heft 4 des Jahrganges 1950 der *Historia* und wird an alle für den Jahrgang 1950 und 1951, je Heft 1–4, eingetragenen *Historia*-Abonnenten im Rahmen ihres Abonnements ohne Preisaufschlag geliefert.

Buchhandelspreis: ca. DM 40.—.

VERLAG FÜR KUNST UND WISSENSCHAFT BADEN-BADEN